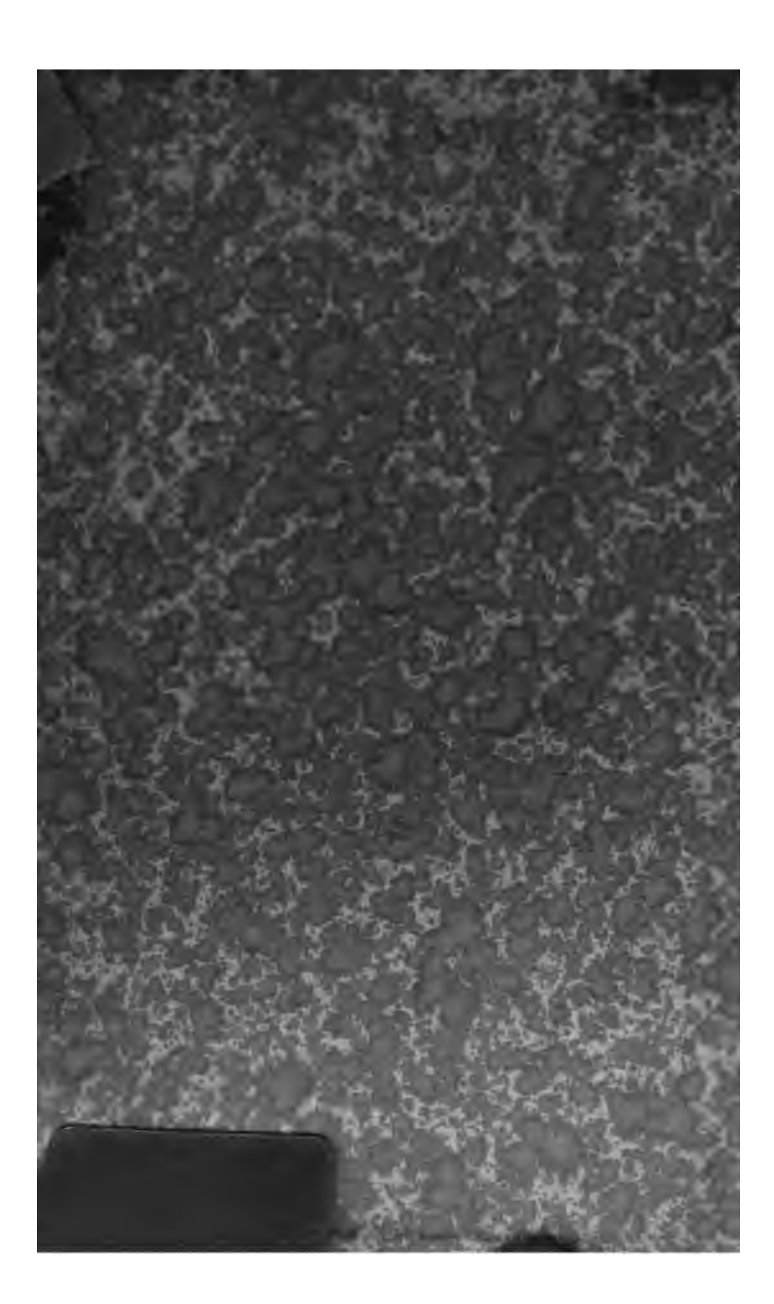
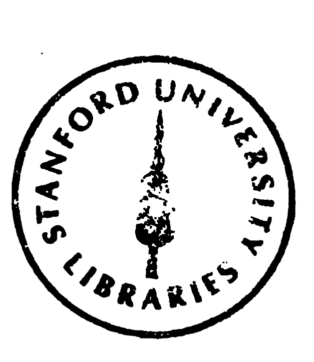
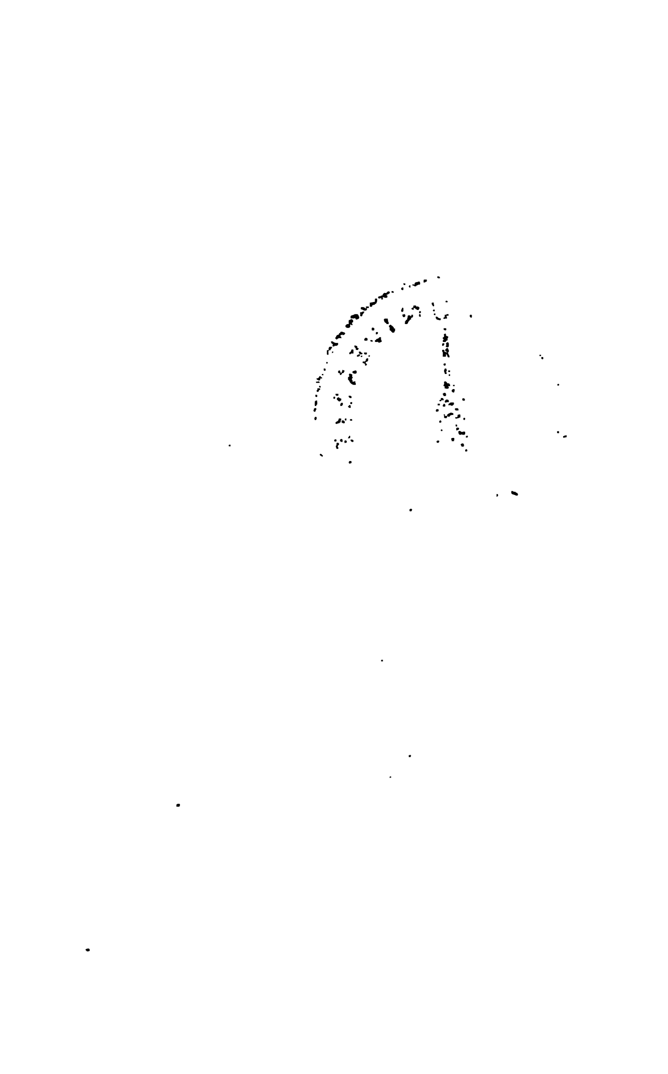







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Ernst Frhrn. von Feuchtersleben's

sämmtliche Werke.

Mit Ausschluß der rein medizinischen.

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Fünfter Band.

Wien 1852.

Verlag von Carl Gerold und Sohn.

Beiträge

zur

Literatur,

Kunst- und Lebens-Theorie.



Einleitung.

— Botenpflicht ist sprechen. Damit gut.
Goethe.

Ein Theil dieser Aufsätze, in periodischen Blättern (zumal in den Blätt. f. Literat. zur Oesterreich. Zeitschr. für Geschichte und Staatskunde) bereits mitgetheilt, hat sich einen Kreis denkender und strebender Freunde erworben. Diesen Kreis zu erweitern, und demselben vom eigenen Streben und Denken eine klare, auf ein Ganzes deutende, Rechenschaft abzulegen, — war, einem so wenig gehofften Erfolge gemäß, der verzeihliche Wunsch des Verfassers, und der Grund zur Veröffentlichung der vorliegenden Bogen.

Die vorhandenen Arbeiten wurden gesichtet, abgekürzt, wo sich gelegenheitliche Zusätze fanden, erweitert und ergänzt, wo es das Wesentliche galt, — vermehrt, genauer bestimmt, geordnet, untereinander verbunden, die Lücken ausgefüllt, die Formen so viel als möglich Einem

Typus genähert, und dabei die Hinsicht auf den Einen Hauptzweck nie aus dem Auge gelassen; so, daß wohl zu hoffen wäre, einem wohlwollenden, verständigen Leser werde Sinn und Absicht des Ganzen, bei einiger Bemühung, kein Räthsel bleiben.

Einige Bemühung aber vom lesenden Publikum verlangen, heißt unhöflich sein und unsere Zeit verkennen. Der Kritiker, über die Zumuthung lächelnd, einem Autor auf seinen Lebenswegen nachzuspüren, hält sich an die Vorrede, die der neue Koch als Probegericht des ganzen Essens ihm vorzusetzen verbunden ist; aus dieser Assiette schmeckt er die Schule heraus, zu welcher der Koch gehört, — und die Gäste, sobald ihnen der Herold die Schule namhaft gemacht hat, wissen sofort, woran sie sind. Denn ein Mensch ist verstanden, sobald man weiß, in welche Koterie er gehört. Das ist die Weisheit unserer Tage.

Bei diesen Umständen thut man wohl am klügsten, wenn man dem kritischen Ritter lieber selbst auf den Sattel hilft; wenn man eine Einleitung schreibt, wodurch man ihm das lästige Studiren des ganzen Buches erspart; und wenn man in dieser Einleitung sein Geschäft antizipirt, und dem guten Publikum offenherzig sagt, zu welcher Gattung Autoren man gehört. Damit erspart man den Vielen, die gleich ganze Gattungen verwerfen, gar manche Zeit, die am Spieltische weit fruchtbarer zu ver-

wenden ist. Man braucht also, um unsere Aufsätze zu würdigen, nur die folgenden Zeilen zu überblicken.

Wenn wir aus den Verwirrungen des sozialen Lebens, die uns immer wüster umschlingen und unser reines, tiefstes Selbst immer mehr zu trüben und endlich völlig, daß wir es selbst nicht wieder erkennen, zu verfinstern drohen, — uns in die Ruhe verheißenden Regionen der Kunst und des Wissens zu flüchten gedenken, — so finden wir hier ein Chaos, noch hoffnungsloser als jenes, das uns herein trieb; hoffnungsloser, weil feinere, geistige Gewalten es geschaffen haben, und thätig sind, das Verwickelte durch neue Verwickelungen für immer unauflösbar zu machen. Wir müßten an unsern heiligsten Hoffnungen verzweifeln, wenn wir nicht wüßten, daß die Finsterniß aus sich selbst, auch ohne es zu wollen, das Licht gebiert.

Die Bücher haben aufgehört, Denkmale und fruchtbares Lebenserbtheil weiser und großer Menschen zu sein, seit sie zur Waare geworden sind. Auch ist die Menge der Waare zu groß, als daß nicht Schätzmeister nöthig würden, sie zu taxiren, ihre Sorte, ihren Werth zu bestimmen. Diese Schätzmeister, die selbst nicht erzeugen, sondern nur sortiren, schaffen das, was wir Literatur nennen, und haben das Chaos auf ihrer Seele, das uns

ängstet. Werfen wir nun einen Blick auf die neuesten Chorageten dieser Gilde, um zu untersuchen, wie sie es anfangen, die Verwirrung zu verewigen, so finden wir bald den Kern des Uebels. Es liegt darin, daß sie lehren, statt zu lernen. Die ganze Literatur ist eine Anstalt zur Bildung. Was selbstständige Geister schaffen, ist Element, welches fördernde Talente für sich und die Welt zur Kultur verarbeiten sollen. Wahrheit sollen wir suchen. Lesen wir Alles, was die edlen Schöpfer der Kritik in unserer letzten großen Epoche über Literatur gearbeitet und uns hinterlassen haben, so finden wir, daß sie alle in diesem Sinne gedacht und gewirkt. Lessing, Herder, Goethe, Schiller erscheinen in ihren Schriften zur Literatur als Suchende, Lernende. Ganz anders die Aristarchen der jüngsten Zeit. Sie suchen nicht mehr, sie haben gefunden; sie lernen nicht mehr, sie lehren; fördern wollen sie weder Andere, noch sich; Andern wollen sie imponiren, sich verherrlichen; und so verdunkeln sie sich und der Welt auf ewig das Auge, und es nachtet immer tiefer.

Bei einer solchen Lage der Dinge kann es verfehlt genug erscheinen, die babylonische Verwirrung dadurch, daß man seine eigene Sprache mit darein erschallen läßt, noch zu vermehren; aber manchem Denkenden wird es anders scheinen. Gerade da, wo sich die Wege des Labyrinthes am dunkelsten verschlingen, wird die redliche Stimme eines Führers am wünschenswerthesten; je größer das Chaos,

desto nöthiger solche, die orientiren. Und zu diesen wünscht der Verfasser dieser Blätter gezählt zu werden. Das ist der Standpunkt, auf den er sich stellt.

Allein wer entscheidet über den Beruf zu einem solchen Amte? wer bestimmt, was Anmaßung, was redlicher Wille und Einsicht sei? Sagt nicht Jeder, der uns auf neue Irrpfade lockt, daß er gekommen sei, uns den Weg der Wahrheit zu weisen? Ich glaube, daß diese Fragen weit leichter zu beantworten sind, als es scheint. Wenn in dem, was der Verheißende spricht, keine Parteisprache anklingt, wenn vielmehr der reine Wohllaut redlicher Gesinnung darin zu erkennen ist (und ist dieser so leicht zu verkennen?), wenn er überall beweist, daß er fähig ist, die Vorzüge würdiger Geister zu schätzen, das vorhandene Große und Gute zu würdigen, statt es herabzuziehen, — und endlich, als Resultat und letzte Bestätigung: wenn es dem denkenden, unbefangenen Leser, während er Blatt nach Blatt übersinnt, heller vor der Seele wird, und Klarheit sich über die Gegenstände ausgießt, — dann hat sich der Schriftsteller legitimirt. Dann dürfen wir ihm wohl trauen, ihn wenigstens hören. Hören? Ja, da liegt es eben. Wird die stille, reizlose Stimme des Wahren auch gehört werden in dem Lärme, den Aberwitz und Leidenschaft verbreiten? Frage sich so, wer will. Mir schien es da, wo Alles durcheinanderbraust, gerade am geziemendsten, daß auch der sein Wort ergehen lasse, der sich eines

herlichen Wollens, eines ungetrübten Blickes bewußt ist. Sollen nur die Lügen das Wort haben, und das Gute, das Aechte soll für ewig schweigen? Werfet immer den goldenen Samen auf die wüsten Fluren hinaus! irgendwo ist noch unzertretenes Erdreich; da wird er aufgehen und sich verhundertfachen.

Wer sich nun solche Aufgaben gesetzt hat, und darüber nachdenkt, wie sie zu lösen sind, dem wird es klar, daß, was das literarische Treiben betrifft, zwei Wege vor der Hand einzuschlagen sind, die auf die rechte Straße führen. Der Eine ist das Festhalten dessen, was Großes und Aechtes schon unter uns vorhanden ist, damit es erkannt, genossen, studirt werde, und nicht verloren sei. Eine lebhafte, stürmische Jugend, die immer von vorne anfangen will, setzt sich gern übermüthig an die Spitze, und verdrängt, was hin gehört. Aber damit kommen wir nicht vorwärts. Nie hat übertriebene Autorität des wahrhaft Großen so geschadet, als Verachtung aller Autorität. Autorität ist der Hebel der Bildung. So wirkte der Vater, die Mutter auf uns; und wollen wir im Kreise der Literatur auch Bildung erlangen, so müssen wir auch hier Vater und Mutter ehren. Nichts ist hierin so hinderlich, als die Parole: Modern. Als ob das Höchste, was die Menschheit aus sich entwickelt, das geistige Besitzthum, der Mode unterworfen wäre! Die Sturm- und Drangperiode war immer, weil immer eine Jugend war. „Die Natur-

gemäßen" — sagt die geistreiche Rahel — „heißen jetzt Genies. Dies nennt man beständig fort die alte und neue Zeit."

Am Naturgemäßen lasset uns also festhalten, unbekümmert, ob es veraltet heiße, oder modern!

Der zweite Pfad in's Freie, von dem ich oben sprach, ist die Richtung vom Leben aus, in's Leben. Das Leben muß die Probe über den Kalkul der Literatur ziehen, und vom Quell des Lebens müssen schöpfen, die da geben, und die empfangen. Im Leben sehe ich Heil für Kunst und Wissen; in der steten Hindeutung auf diesen Pharus die Pflicht des Steuermannes.

Diese beiden Wege nun sind in den nachfolgenden Aufsätzen einzuschlagen versucht worden; ob auch das früher geforderte Selbststreben des Autors aus ihnen bemerkbar wird, wird der geneigte Leser entscheiden. Ich würde sie, um diese Eigenschaft auszudrücken, „Studien" betitelt haben, wenn ich nicht besorgt hätte, eine so ernsthafte Miene auf dem Titelblatt würde mir schon im Voraus die Gunst eines Publikums entwenden, das doch eigentlich Bücher nur zur Hand nimmt, um der Pein eines lebenzerstörenden Ennui's, für eine Stunde, zu entfliehen.

Das Wort Publikum erinnert mich, daß ich, da ich es einmal übernommen, meinen Standpunkt selbst zu bezeichnen, schuldig bin, auch noch das Publikum näher zu bestimmen, das ich mir bei Ausfüllung dieser Blätter ge-

genwärtig gedacht habe. Denn wer für Alle schreiben will, schreibt für Niemanden. Und doch gestehe ich meine Verlegenheit, indem ich mich hierüber erklären soll. Ich weiß nur so viel, daß ich Alles, was Zunft und Gilde heißt, mir aus meinem Auditorium wegphantasirte, und eine warme, lebhafte, thätige Theilnahme an dessen Statt substituirte.

Anders also wüßte ich das Publikum, das ich mir wünsche, nicht zu bezeichnen, als: die Freien, Strebenden. Frei von jeder vorausheммenden Bedingung, — strebend und dürstend nach dem lebendigen Wasser der Bildung. Daß es deren noch gibt, darauf beruht die Hoffnung der recht wollenden Schriftsteller, die Hoffnung der Menschen überhaupt, der denkenden, thätigen, guten!



I.

Kritik und Literatur.

Schaffen muß Beruf und Lust sein!
Auch Homer schuf mit Bewußtsein, —
Aber nicht nach Theorie'n.
Seht! das trennt uns von den Alten;
Jene lernten aus Gestalten
Sich Gesetz und Regel zieh'n;
Wir verlangen, daß aus Sätzen
Kunstgebilde sich entfalten:
Nun, so laßt die Zeiten walten - -
Laßt uns literarisch schwätzen!





Die Kritik.

— Kann die Formel Leben je bereiten?

Grillparzer.

Warum schreiben wir denn eigentlich Kritiken? und warum lesen wir sie? ist Kritik überhaupt nicht am Ende überflüssig? und wenn sie's nicht ist, wer gibt uns eine Kritik der Kritik? wem sollen wir glauben? der Autorität wohl nicht? also hat ächte Kritik ihr Kriterium in sich? welches ist denn dieses? ja was ist denn im Grunde Kritik?

Das heißt mehr in Einem Athem gefragt, als man, ohne ein Buch zu schreiben, in Einem Athem beantworten kann. Und jetzt so zu fragen! jetzt, da die Kritik längst da ist, ausgebildet, wirksam, verbreitet, beliebt, mächtig, ja einflußreicher, als die kritisirte Literatur selbst — jetzt sollten diese Fragen nicht barock scheinen? sollten nicht post festum kommen? ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß ich im Publikum so fragen gehört habe. Und ob es praktischer ist, über das Werdende oder über das Gebildete zu reflektiren, entscheide die Geschichte. Nachdem die Poesie ihre Wunder geschaffen und hingestellt hatte, da ruhte das Auge des Griechen mit sinnendem Wohlgefallen auf ihnen, und an diesem herrlich Vorhandenen

entwickelte der Stagirite seine Gesetze. So scheint es nun an der Zeit, über Kritik zu reden, ihr Wesen, ihre Verhältnisse, ihr Gesetz zu studiren, — weil sie als fertige, lebendige Erscheinung vor uns liegt. Beiträge zu solchen Studien wünsche ich in Folgendem zu geben.

Die ersten jener Fragen führen auf das Verhältniß des Kritikers zu sich selbst, und auf das wechselseitige zwischen ihm und dem Publikum; die letzteren auf ein Ideal der Kritik. Vor Allem muß die letzte beantwortet werden; vielleicht ergeben sich dann die Lösungen der ersteren von selbst.

Das griechische Stammwort deutet freilich auf ein entscheidendes Urtheilen, — auf ein Richten hin; allein es schließt auch den Begriff des Sichtens, des Erkennens in sich: und wenn wir den Zustand unserer Literatur vor Augen haben, so bemerken wir alsbald, daß wir bei dem Worte Kritik bei weitem nicht stets an das literarische Forum denken, sondern überhaupt Alles darunter begreifen, was über Geschriebenes und Gedrucktes geschrieben und gedruckt wird. Zwischen den Produzenten und Genießern bewegt sich eine emsige Schaar zubereitender Köche; wir nennen sie Kritiker; zur Legion ist ihre Zahl angewachsen, ihre Herrschaft zur Tyrannei; man rührt keine Schüssel an, die sie nicht gezuckert haben. Hierin schon sind ihre Bezüge zu Autor und Publikum prästabilirt; sie stehen als Vermittler zwischen Beiden. Jenen sollen sie studiren, erfassen, und wenn sie ihn haben, dem Publikum

zu nähern suchen, indem sie, je nachdem es Noth thut, seine Lücken ergänzen, seine Ecken durch Erklärung runden, seine Dunkel hellen, seine Größe überschaubar, seine Eigenheit, durch Uebersetzung, der Menge mundgerecht machen; das Publikum sollen sie gegen den Schriftsteller vertreten, ihm dessen Bedürfen, Vermögen und Wollen verdeutlichen, damit seine Flamme nicht einsam verlodere, sondern Früchte zeitige. Schon ergibt sich hieraus die erste Pflicht des Referenten (denn allerdings entspricht dieser Titel mehr dem Amte, dessen Umfang wir eben bezeichneten); sie heißt: Achtung; Achtung vor dem Verfasser, Achtung vor dem Publikum. Ohne sie, wie soll er in Jenen eingehen, wie soll er dieses vertreten, daß es dem Autor nicht verächtlich werde? Wie soll das Publikum sich selbst respektiren lernen, wenn es nicht respektirt wird? Englische und französische Kritiker bekennen und befolgen diese edle Maxime; warum gestatten nur wir Deutsche, daß Rezensenten uns für Narren halten? daß der literarische Sansculottismus seine Fahne aufpflanze, und das Ehrwürdige, das Schöne beschmutze? daß soi-disants-Genies, die „Alles gleich weg haben", die Frucht eines mühevollen, jahrelangen Reifens aufknacken wie eine hohle Nuß? warum müssen unsere Dichter mit Grillparzer klagen:

War eine Wiese, wo ich Blumen pflückte,
— Die Rinderzucht d'rauf hingetrieben, frisch
Wo nur ihr Fußtritt in den Boden drückte,
Lag Schlamm und Gras in ekligem Gemisch:
Was nicht zu sagen, davon ging die Rede,
Was auszusprechen nicht, das sprach ihr Wort; u. s. w.

Warum müssen wir die Wahrheit dieser Anklage so bitter fühlen? warum werden an den Kritiker allein nicht die Forderungen gemacht, die jede gute Gesellschaft an den Menschen macht? Soll er, der uns bilden helfen soll, allein ungebildet sein dürfen? Ja, er bilde sich nicht einmal ein, zu wirken, wenn er seiner Rohheit behaglich die Zügel schießen läßt; für den Moment wirkt er vielleicht, seinem Namen, seinem Buchhändler, seiner Faktion zu lieb, — aber auf die Dauer gewiß nicht; denn die vox populi wird einmal mündig, und wird ein anderes Gericht ergehen lassen, wobei ihm nicht wohl zu Muthe sein wird; die Schonung aber, die Mäßigung, die Ehrfurcht haben noch nie fehlgesprochen. — So viel von diesen Verhältnissen des Beurtheilenden; er hat aber auch eines zu sich selbst. Nicht nur den Autor, nicht nur den Leser, auch sich selbst soll er fördern, indem er sich Rechenschaft über das Gelesene ablegt; indem er diese Rechenschaft zu einem Ganzen ausbildet, das nun auch ein Werk sein und darstellen soll. Er muß also seine Stellung gegen den Schriftsteller und gegen das Publikum richtig beurtheilen; das heißt: er muß sich selbst erkennen. Ob er zum Kritiker berufen ist? wird hierbei die erste Frage sein. Daß hierüber nur praktische Einsicht in eine Sphäre der Bildung und Darstellungsgabe entscheiden, liegt wohl am Tage. Ich kann hierin mit Bauernfeld nicht ganz übereinstimmen, der in einem vortrefflichen, aus dem innersten Gefühl dessen, was Noth thut, hervorgegangenen Aufsatze (in Nr. 7, Jahrg. 1835 für Literatur, Kunst und Kritik, zur Oesterreich. Zeitschrift für Geschichts- und Staats-

kunde) zu wünschen scheint, daß nur der bereits Anerkannte das Richtschwert in die Hand nehme. Man kennt den Löwen an der Klaue; und, da es vielleicht bloß kritische Naturen so gut wie bloß produktive gibt — wie sollen jene sich Anerkennung verschaffen? Eine Kritik muß doch die erste sein; ich glaube vielmehr mit Goethe: daß wer mit Liebe einem Gegenstande treulich Jahre lang anhängt, das Recht habe zu reden, und wenn gar Niemand seiner Meinung wäre. Ein Anderes aber glaube ich mit Bauernfeld: daß nur, wer praktische Einsicht habe, befugt sei, über einen konkreten Gegenstand zu reden. Mit welchem Gewinn hören wir einen Grillparzer über dramatische Kunst sprechen, — wie unbefriedigt dagegen läßt uns das Urtheil des denkendsten, gelehrtesten, aber unpoetischen Polyhistors über dichterische Schöpfungen! Das Sprichwort: man soll über nichts reden, was man nicht besser machen kann, ist nicht so übertrieben, als man gesagt hat; — nur das Wörtlein „besser" mag ausbleiben, und dann ist die Wahrheit übrig, daß nur der vollständig aufzufassen und darzustellen fähig ist, der in das Geheimniß des Machens eingeweiht ist — eine Wahrheit, die Schillern nach mühevollen Anstrengungen klar ward. Eine zweite Forderung, die man an den Kritiker wohl machen darf, ist die, daß er lesen könne; und wie Wenige können es! Sich ganz in's Buch hineinleben, dem Mysterium seiner Zeugung und Geburt nachlauschen, heuristisch diviniren, sich selbst verläugnen, wie Sokrates den Geist Heraklits aus dem Buch aufbeschwören, — kann, will das Jeder? — Ist aber nun der Beruf entschieden, so wird der Rezen-

[illegible]

Licht auf's Werk, viel Schatten auf den Krittler werfen. Abgesehen vom Feindlichen und Hemmenden jenes Ausspruchs (denn wie soll bei einer solchen, im Voraus offensiven Stellung das Große wirken?), ist er auch nicht einmal wahr; denn das vollendete poetische Produkt ist kein Menschenwerk, im gemeinen Sinne des Wortes; es löset sich als Blüte vom Stamme des dichterischen Daseins, und ist frei von den Mängeln, denen der Dichter als Mensch allerdings unterworfen bleibt. Diese Ansicht ist wahr, und muß dem Kritiker heilig sein. Er schreibe auch nicht, um sich zu produziren, um sein Wissen, seinen Styl, seinen Witz zu zeigen, seine Ansichten auszukramen, sein Herz auszuschütten; er gedenke, daß das Buch, welches vor ihm liegt, sein eigentliches Objekt ist, und Vermittlung seine einzige Aufgabe. Wenn er diese löst, so hat er alle seine Fähigkeiten auf's Schönste bethätigt; er hat den Leser gefördert, und das muß ihm dieser im Stillen mehr danken, als wenn er durch Possenreißen und Schmähen sich zum Thersites, und den Leser zu noch was Schlechterem erniedrigt hätte, indem er ihm zu verstehen gibt, daß er ihm schadenfrohes Behagen an der Schwäche des Nebenmenschen zutraut. So auch habe er nicht den Mann, sondern das Buch vor sich; nicht was Jener für Fähigkeiten und Kenntnisse beweise oder nicht beweise; nicht wie es mit seinem Charakter moralisch oder bürgerlich stehe, sei sein Augenmerk, sondern: was in dem Buche steht; es müßte denn dieses ohne jenen durchaus nicht zu begreifen sein, wie es z. B. bei der Lyrik meist der Fall ist, welche die Blüte eines individuellen

sent im bestimmten Falle vorerst zum Autor sein Verhältniß festzustellen suchen. In diesem schon wurzeln dreierlei Arten der Kritik; denn der Kritiker steht entweder über dem Autor, und das gibt den Urtheilsspruch, die Kritik im engeren Sinne; oder er steht neben demselben, auf gleicher Stufe der Bildung, und das gibt die Ansicht, die darstellende, entwickelnde Kritik; oder er fühlt sich unter dem Schriftsteller, und da wäre freilich das Schweigen am rathsamsten; indeß mag, bei solcher Stellung, die Beschreibung dessen, was das Buch in ihm wirkte, für ihn, für andere Leser, ja für den Verfasser nicht ohne Nutzen sein. Nach Feststellung dieses Standpunktes wird der Rezensent daran gehen, sich vorerst selbst über das Gelesene Rechenschaft abzulegen. Er sehe, welche Methode ihm dabei zu Statten kommt. Für Werke der Poesie hat Goethe zu diesem Behufe ein Schema vorgeschlagen (man sehe Bd. 45 der Duodez-Ausgabe), worin sie nach Naturell, Stoff, Gehalt, Behandlung, Form und Effekt kurz zu bezeichnen wären; nur ist dabei bloß das Allgemeinste auszusprechen; für das Individuelle eines wahren Kunstwerks möchte es bei weitem nicht hinreichen. Mit solchem Ernst aber muß man zu Werke gehen, wenn man ehrlich und nützlich sein will. Ferner hat er seinen Sinn unbefangen zu öffnen, und das Werk rein und ohne Vorurtheil auf sich wirken zu lassen; nicht aber der verderblichen Maxime moderner Zoilusse zu folgen: „Jedes Menschenwerk hat seine Licht- und Schattenseite; zeige ich bloß jene, so hält man mich für schwach; spür' ich diese auf, so glänze ich und behage.“ Eine Kritik in diesem Sinne wird wenig

Licht auf's Werk, viel Schatten auf den Krittler werfen. Abgesehen vom Feindlichen und Hemmenden jenes Ausspruchs (denn wie soll bei einer solchen, im Voraus offensiven Stellung das Große wirken?), ist er auch nicht einmal wahr; denn das vollendete poetische Produkt ist kein Menschenwerk, im gemeinen Sinne des Wortes; es löset sich als Blüte vom Stamme des dichterischen Daseins, und ist frei von den Mängeln, denen der Dichter als Mensch allerdings unterworfen bleibt. Diese Ansicht ist wahr, und muß dem Kritiker heilig sein. Er schreibe auch nicht, um sich zu produziren, um sein Wissen, seinen Styl, seinen Witz zu zeigen, seine Ansichten auszukramen, sein Herz auszuschütten; er gedenke, daß das Buch, welches vor ihm liegt, sein eigentliches Objekt ist, und Vermittlung seine einzige Aufgabe. Wenn er diese löst, so hat er alle seine Fähigkeiten auf's Schönste bethätigt; er hat den Leser gefördert, und das muß ihm dieser im Stillen mehr danken, als wenn er durch Possenreißen und Schmähen sich zum Thersites, und den Leser zu noch was Schlechterem erniedrigt hätte, indem er ihm zu verstehen gibt, daß er ihm schadenfrohes Behagen an der Schwäche des Nebenmenschen zutraut. So auch habe er nicht den Mann, sondern das Buch vor sich; nicht was Jener für Fähigkeiten und Kenntnisse beweise oder nicht beweise; nicht wie es mit seinem Charakter moralisch oder bürgerlich stehe, sei sein Augenmerk, sondern: was in dem Buche steht; es müßte denn dieses ohne jenen durchaus nicht zu begreifen sein, wie es z. B. bei der Lyrik meist der Fall ist, welche die Blüte eines individuellen

Daseins darstellt; wie es bei jenem Autor der Fall ist, der in jedem Blatte den Abdruck seiner selbst gibt, dessen ganze Bildung einen Kreis bezeichnet, wo ein Segment ohne das andere krumm und unbegreiflich ist. „Ein Autor, — sagt einer der ehrwürdigsten unter ihnen — gibt mit seinem Buch einen Theil seiner Seele dem Publikum Preis. Er offenbart nicht nur, womit sich sein Geist angelegentlich beschäftigte, was er für Zweifel und Auflösungen im Gange seines Lebens fand, mit denen er sich bekümmerte oder aufhalf; sondern er rechnet auch (denn was in der Welt hätte es sonst für Reiz, Autor zu werden und die Angelegenheiten seiner Brust einer wilden Menge mitzutheilen?), er rechnet auf Einige, vielleicht Wenige, denen im Labyrinth ihrer Jahre ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen bespricht er sich unsichtbar, und dieß unsichtbare Kommerzium der Geister ist die größte, die einzige Wohlthat der Buchdruckerei.“ Zu diesen Einigen, Wenigen, nur nicht zu jener wilden Menge zu gehören, das sei der Beruf, das der Stolz des Kritikers! Wenn er alle diese Forderungen erfüllt, so werden wir bald begreifen, daß sein Wirken keineswegs geträumt, daß die Kritik keineswegs überflüssig, sondern, wenn auch nicht für den Genießenden, doch gewiß für den Schaffenden und Lernenden labend und fruchtbar ist. Und so hätten sich alle Fragen am Eingange dieses Aufsatzes dem Weiterdenkenden wohl zur Genüge beantwortet.

Sollen nun aber die Eigenschaften der Kritik genauer betrachtet werden, so dürfen wir nicht vergessen, daß diese vielfach ist, je nach den Objekten, die sie behan-

delt. Denn weit andere Forderungen macht man mit Recht an die Beurtheilung philosophischer, als an die poetischer, historischer, technischer und anderer Werke; und in diese einzugehen, würde hier zu weit führen; genug, wenn wir uns über jene Punkte verständigen, die von einer jeden Kritik zu fordern sind; wiewohl wir nicht läugnen, daß wir in diesen Zeilen vorzüglich die Beurtheilung dichterischer Erzeugnisse im Auge haben; denn bei andern handelt es sich erstens und letztens um die Wahrheit: und hat der Kenner in ihrem Lichte gerichtet, so sind wir zufrieden, und mäkeln nicht an seinem Worte.

Wenn ich die Kritik im Allgemeinen betrachte, nach ihrer innern Form (die äußere mag nun die gewöhnliche, oder epistolarisch, wie z. B. Enk's Briefe über Faust, oder dialogisch, z. B. Götter, Helden und Wieland, oder wie immer sein); so bemerke ich beiläufig folgende Varietäten, von denen ich jedoch die fehlerhaften, als: die oberflächliche, die mißwollende, die absprechende, die sich produzirende, die vandalische, die pedantische, die schmeichelnde, die einseitige, die über den Leisten gearbeitete, die seitwärts vom Gegenstand schweifende, die beschränkte u. dgl. ausschließe, und nur die giltigen aufnehme; ohne jedoch dem Leser zu wehren, nach seiner Kenntniß neue hinzuzufügen.

Die beschreibende Kritik gleicht, um mich fremder, bezeichnender Worte zu bedienen, dem Tageslicht; indem sie die Gegenstände aller Art mit einer heitern Gleichgiltigkeit beleuchtet, und sie eben dadurch jedem Urtheile offenbar vorlegt. Sie findet besonders bei poetischen Werken Statt, wo sich nicht sowohl raisonniren als darstellen

läßt; findet besonders dann Statt, wenn sich der Referirende unter oder neben dem Werke fühlt, und dient trefflich, sowohl zu seiner eigenen Belehrung und Uebung, als zur Bildung des Publikums, dem der ächte Trank, gleichsam durch ein verwandtes Sieb geläutert, besser mundet, und das Herbe verliert. Das Muster dieser Gattung möchte wohl Friedr. Schlegel's Darstellung von Meisters Lehrjahren in den „Charakteristiken und Kritiken" sein. Es wäre zu wünschen, daß man dieser Art sich häufiger bediene. Fällt die Beschreibung mehr in's plastische und humoristische Charakterisiren, so haben wir den Standpunkt Heine's bei Besprechung von Kunstwerken und Poeten. Entwickelnd, genetisch wird diese Art, wenn zu der reinen Darstellung sich die Nachweisung des Entfaltungsprozesses eines Produktes oder Menschen gesellt; wenn sich das Ganze, ein wachsender Organismus, Glied für Glied, vor unsern Augen, unter der Hand des Entwicklers aufbaut, wobei der Kelch die Krone trägt, und diese den Kelch erklärt und schmückt. So formt sich das Bild von Voß's und Hebel's Gedichten, Zug für Zug von Goethe's Pinsel gemalt, allmälich vor uns zum schönen, klaren Ganzen.

Ist aber die Leistung vom Leistenden untrennbar, so werden wir aufgefordert, in den Lebenskreis des Letzteren zu dringen, und es entsteht die biographische Kritik, welche nach Umständen, wenn zum Verständniß, zur Rechtfertigung des Autors die Betrachtung einer abnorm modifizirten Natur unerläßlich ist, zur pathologischen wird. Wer wollte die Schriften eines Staatsmannes ohne seine Le-

bensgeschichte verstehen? wer so manche abenteuerliche Produktion neuerer Romantiker ohne pathologische Rücksicht entschuldigen?

Findet sich zwischen der Eigenheit des Schriftstellers und dem Typus der Kultur seines Publikums eine solche Kluft, daß sie nur durch Hilfe eines tiefen, besonnenen, wohlausgedrückten, vermittelnden Verständnisses auszufüllen ist, so wird die aufklärende Kritik nöthig, welche, je schärfer sich der Gegensatz im Publikum ausspricht, desto mehr zur vertheidigenden sich steigert. Einen ganzen Band literarischer Ehrenrettungen hat uns Lessing hinterlassen.

Wo es solcher Rechtfertigung nicht bedarf, wo das Große, das Aechte, das Schöne mit seiner geistigen Allmacht vor uns hintritt, daß wir uns überwältigt fühlen und freudig gedrungen, das Herrliche zu verkünden, und, so viel es mit Worten thunlich ist, zur Anregung Anderer, zu schuldiger Würdigung, zu erhebender Stärkung im Rechten darzulegen, — da wird unser Referat panegyrisch, im edelsten Sinne des Ausdrucks. Alle großen Kunstwerke, die der Begeisterung ihren Ursprung, der besonnenen Meisterschaft ihre Vollendung danken, können nicht wohl anders als auf diese Weise behandelt werden, da die Rede des gewöhnlichen Verkehrs sich über ihr gemeines Maß erheben muß, um eine Ahnung von der Wirkung jener Mittel zu geben, durch welche der Künstler seine Wunder schafft. Hier ist es, wo der Referent nicht bloß mit dem Verstande zergliedern, mit der Phantasie schwärmen, mit der Empfindung rühren darf, — wo er mit allen Organen zugleich zu vernehmen, mit allen wiederzugeben hat; denn alle spricht das

Kunstwerk an, und seine Darstellung desselben, soll sie es anders wiederspiegeln, muß selbst wieder ein kleines Kunstwerk sein: lebendig, ganz, eins, organisch, ein höheres Dasein ausdrückend, und, wie es Leben aus Leben bildet, begeisternd. — Wenn ein Kunstwerk solcher Höhe in die Hand eines gestaltenden Denkers gelangt, so entsteht die legislative Kritik; die erste, die es gegeben hat. Nachdem sich nämlich der Verstand von der ersten Ueberwältigung erholt und gleichsam befreit hat, erwacht die gewohnte, intellektuelle Selbstthätigkeit, und er spürt dem Gesetze nach, dessen Walten der Künstler, mit oder ohne Bewußtsein bethätigt hat. So hatte Aristoteles die Wunder Aeschylos, Sophokles, Agathons vor sich, und an und in ihnen entrollte er die ewige Theorie. — Wenn Schiller Bürger's und Matthisson's Lyrik sich gegenüber stellte, so wünschte wohl der edle, nie unbillige Philosoph dadurch nur seine damalige Ansicht über das Gesetz der Lyrik überhaupt in's Licht zu setzen, und lieferte so an zwei eben sich bietenden Erscheinungen, die ihm bloß Vehikel waren, den Versuch einer theoretisch vergleichenden Kritik. — Literaturhistorisch wird diese Art, wenn vom Kunstwerk der Uebergang auf den Künstler gemacht, und dieser in seiner Stellung zu seinen Zeitgenossen, zur Kultur seiner Nation, in seiner Wirkung auf dieselbe betrachtet wird. Die Kritiken der Ausländer über unsere Autoren sind meist in diesem Sinne abgefaßt, weil es ihnen vor der Hand mehr um Verständniß unserer Literatur als unserer Autoren zu thun ist.

Ist ein Buch von großem, reichem Gehalte, der mit-

theilbar, und durch Mittheilung fruchtbar, aber im Werke selbst diluirt, verhüllt, oder auf irgend eine Art minder offenbar und geniessbar ist, so macht sich die extraktive Kritik nöthig, die den Kern herauszutasten und aus den Hülsen zu schälen versteht — ein Fall, der zumal bei wissenschaftlichen Hervorbringungen in Deutschland gar oft eintritt, und solche Kritiken sehr wünschenswerth macht. Im Fach der Heilkunde z. B., wo so häufig eine fruchtbare Erfahrung in einen Brei von gelehrter Ostentation verkocht ist, wird sie zum Fortschritte unentbehrlich. Genau schließt sich ihr die resumirende an, die der Referent meist zu eigener Erleichterung unternimmt, um das Resultat im Werden auf einen Blick zu überschauen. Er legt diese Arbeit zu seinen Papieren, und bewahrt sich so das Nöthige stets gegenwärtig, ohne mit dem Wiederlesen eines breit ausgeführten Ganzen Zeit zu verschwenden. Dieselben Vortheile schafft er, wenn er seine Synopsis veröffentlicht, dem Leser.

Alle bisher angeführten Arten der Kritik eignen sich für den Standpunkt des Referenten unter dem Autor vorzugsweise. Glaubt sich jener diesem ebenbürtig, so wird er, in Bezug auf's Werk, entweder Uebereinstimmung, oder Widerspruch in sich empfinden. Aus der erstern geht dann die doktrinäre Kritik hervor. Er hat nämlich an des Autors Ansichten nichts zu verneinen, nichts zu ändern, nichts zu loben — es sind die seinen; er ergreift mit Behagen den Anlaß, sein Kredo, als Begleitung einer verwandten Stimme, lauter in die Welt zu rufen. Sind die Meinungen des Verfassers die des Berichterstatters, schei-

nen sie aber diesem zu sehr durcheinander geworfen, so daß er fürchtet, die verworrenen Klänge möchten ununterschieden im Lärm des Tages verhallen, so fühlt er sich zur ordnenden Kritik bestimmt, wofür er den Dank des Autors und der Welt erwartet. Merkt er Lücken im Werke, das er zu ordnen versucht, so glaubt er demselben einen Dienst zu thun, wenn er die Bahn der ergänzenden Kritik einschlägt; so, daß dann sein Versuch, mit dem des Verfassers zusammengenommen, erst ein befriedigendes Ganzes darstellt.

Glaubt er jedoch, bei gleichem Niveau, nicht ganz mit dem Buch harmoniren zu dürfen, so thut er am besten, sich zur dialogischen Kritik zu entschließen. Ich nenne so — abgesehen von der äußern Form — jenes Verfahren, wo Ansicht an Ansicht, in freundlicher Zwietracht, frag- und antwortweise, entwickelt und parallelisirt wird, — wo dann das Publikum das eigentliche Forum ist, an welches appellirt wird — eine fruchtbringende Unternehmung, die wohl auch öfters, statt des Absprechens und Aburtheilens, zu versuchen wäre. Denn aus dem Austausch der Gedanken schöpft das Wissen, entquillt die Wahrheit. Nur wo Zusammenklang auf keinem Wege zu erzielen ist, wo der Widerspruch im Wesentlichen wurzelt (immer noch bei gleicher Höhe), mag und muß die polemische Kritik gestattet sein. Zu ihr wird Schärfe des Intellekts, Kraft, Ueberzeugung, ruhiger Ernst, Selbstverläugnung für's Wahre, reine Auffassung des Fremden, Würde und Gabe des Vortrags gefordert; auf daß aus dem Streite der Kräfte siegreich die Wahrheit sich verkläre. Nie wage sich an diese

Kritik, wer sich jener unerläßlichen Eigenschaften nicht bewußt ist!

Ganz anders jedoch verhält sich die Sache, wenn der Kritiker über dem Werke (deßhalb nicht stets über dem Autor) steht. Hier ist das Urtheil am Platz; und die eigentliche Kritik, die Kritik im engern Sinne findet Statt. Manche der vorigen Arten wird auch hier anzuwenden sein, mit veränderter Farbe, — wenn der Verfasser nicht irrt, aber auf diese oder jene Weise Begränzung kund gibt, als: die ordnende, die ergänzende; da, wo er sich überhebt, wo er die Schranken vernünftiger Gesetzlichkeit durchbricht, tritt die Kritik als begränzende hinzu, und ruft die voreiligen Stimmen zur Ordnung zurück. Da, wo Wahrheit und Irrthum in einem, dem Autor wie dem Leser gefahrdrohenden Knäuel sich verschlingen, wo die alte Sophistik ihr tückisches Netz unter gewirkten, lachenden Teppichen ausspannt, — da schlichtet die berichtigende Kritik das Chaos, — an Wirkung die edelste von allen. Ein Spezimen derselben haben wir an Goethe's Versuchen über Diderot's Traktate von der Farbe und von der Zeichnung — ein Spezimen, in welchem sich die ordnende, berichtigende, polemische, ergänzende und dialogische Kritik zum geistvollsten Ganzen ründen. Allein, ein so delikates Verfahren ist den Usurpatoren der kritischen Throne zu unbequem, und unter ihrer Amtswürde; das Kind sammt dem Bade ausschütten ist bequemer, sieht gigantischer aus. — Wo aber der Irrthum, wo die Lüge, wo die Bosheit ihre Larve vor's Antlitz nehmen, und sich der Welt aufzudringen wagen, da tritt, mit der Kühnheit

des bewußten Berufes, die enthüllende Kritik, die höhere Schwester der polemischen, hervor, und reißt die Binde von den Augen der Betrogenen, denen sie zugleich den Spiegel der Wahrheit vorhält*). Wer gedenkt hier nicht mit dankbarer Ehrfurcht unseres unsterblichen Lessing, dessen eigentlichste Sphäre dieses Schlachtfeld des Lichtes und Rechtes war, auf dem ihn die Welt mit immer gleichem, edlem, rastlosem, heiligem Muthe kämpfen und vernichten sah? Wenn überhaupt Deutschland das Vaterland ächter und tiefer Kritik sich nennen darf, so war Lessing der Phönix, aus dessen Asche sie glorreich hervorging. In ihrer Flamme hat er sein Irdisches verbrannt und das Ewige geläutert, — uns aber die ewige Verpflichtung hinterlassen, sein Andenken zu ehren, das heißt: in seinem Geiste zu denken und zu wirken. Lasset uns, Jeder nach seinen Kräften, diese Pflicht zu erfüllen streben!

Wie viel wäre noch zu sagen! wie sehr fühle ich das Skizzenhafte meiner Arbeit! Allein, wenn das Bestreben, der letztgenannten Aufgabe nachzukommen, nicht ganz in ihr zu verkennen ist, so habe ich für jetzt meinen Zweck erreicht, und darf getrost abschließen, um meine Leser nicht noch mehr zu ermüden, als sie es durch meine Gattungen

*) „Die polemische Methode — sagt der gehaltvollste Repräsentant ächt deutschen Humors, Hippel, — ist die Läuterung, das Streben, die Verwesung in der Erkenntniß, ehe wir zu Licht und Leben kommen."

der Kritik wohl schon sind. Gerne hätte ich ein Wort über den schädlichen Einfluß niedriger Interessen, als: des ökonomischen, modischen, nepotistischen, zünftigen, — zumal auf die periodische Kritik hinzugefügt, wenn ich nicht hier, über auf Menzel's „deutsche Literatur" verweisen dürfte, wo am Schlusse diese Materie (venusina digna lucerna!) trefflich abgethan wird; gerne noch über die Kritik der Kritik etwas beigebracht, welche Bauernfeld im erwähnten Aufsatze mit Recht fordert, und wovon Goethe durch Besprechung des Urtheils im Quarterly Review über den Grafen Carmagnola ein Beispiel gegeben hat. Wenn ich gleich selbst versuchte, Enk's Urtheil über den zweiten Theil von Goethe's Faust zu revidiren, so möchte uns doch für jetzt dieser Weg von Kritik zu Antikritik, von dieser zu Hyperepiantikritik u. s. w. in infinitum von dem nächsten Ziele zu weit abführen; und wir werden es vielleicht schneller erreichen, wenn wir vorerst jede einzelne Kritik so unbefangen, redlich, aufmerksam und gut machen, als es uns möglich ist. Wir haben uns ein hohes Ziel gesteckt, wir haben große Forderungen gemacht; dieß ist Pflicht bei allem Streben: ob wir unserer Aufgabe genügen, ob wir uns jenem Ziele nähern, müssen Zeit und Wirkung entscheiden. Dieses aber wollen wir nie vergessen, und als Devise vor dem Pulte aufhängen, an dem wir unsere Kritiken schreiben: daß die Kritik nicht zum Zerstören da ist, sondern zum Schaffen; und daß sie selbst da, wo sie zerstören muß, wie die ewige Natur auch schon die Keime des Lebens ausstreut. So wird sie werden, was sie werden soll: Läuterung und Bildung des literarischen Chaos

zu einer Welt des geistigen Lebens; so wird auch sie ihr zugemessen Theil schaffen am großen Werk der Menschheit, um dessentwillen That, Kunst und Wissenschaft in die Geschichte treten, um dessentwillen alles Beseelte strebet und ringt, so lang es in den Kreis des Vergänglichen sich geschlossen sieht. Dieses ist unser Kredo, in welchem wir pflanzen und bauen wollen!

Die Leser*).

> Ei, welch' ein Einfall Dir kommt! Du richtest die Kunst mir, zu schreiben,
> Ehe Du selber die Kunst, Bester, zu lesen gelernt.
>
> Heinr. v. Kleist.

Groß sind die Forderungen, die unsere, die jede gebildete Periode an den produktiven Schriftsteller macht; sich zum urtheilenden aufzuwerfen, erscheint fast immer als Anmaßung; jenen läßt man nur mit Schwierigkeit gelten, diesen frägt man nach dem Abzeichen seines Amtes; — ob aber Jemand fähig sei zu lesen, darüber ist selten oder nie die Frage. Und doch läßt es sich ohne Widerrede behaupten: manche schöne Eigenschaften setzt die Kunst

---

*) Wie der Acker zwischen Same und Frucht, so liegt das Publikum in der Mitte zwischen Autoren und Kritik; und so mögen die folgenden Zeilen, als einfaches Ruheplätzchen zwischen den wichtigern Betrachtungen, die vorangehen und nachschreiten, eine Stelle finden. Wer sich bewußt ist, lesen zu können, überschlage sie! — Uebrigens ist der Kritiker nichts als ein Leser, welcher drucken läßt; und wer sich bemühen wollte, den vorigen Aufsatz in diesem Sinne durchzugehen, und immer statt „Kritiker" „Leser" zu lesen, würde manches Resultat erhalten.

des Hervorbringens voraus, — mehrere und ernstere die Kunst des Urtheilens, — die meisten und wichtigsten die Kunst des Lesens. Und soll ich in dieser aufgegriffenen Zusammenstellung fortfahren, so sage ich: Unsere Zeit hat wenige Schöpfungen, die einen großen, eigenen, fortzeugenden Geist beurkunden; noch wenigere tief eingehende, redliche und fruchtbare Kritiken; aber gewiß! am allerwenigsten wahre Leser. Und wenn ich hinzufüge: hierin liegt der Quell der gerechten Klagen aller ächten Freunde der Bildung, so werde ich nicht weit vom Ziele getroffen haben. Einige erläuternde Bemerkungen über einen für uns Schriftsteller so bedeutenden Gegenstand werden hier nicht am unrechten Orte sein. Es ist eine egoistische Erholung für einen Handwerksmann, seinen Kunden weitläufig zu erklären, daß sie von seiner Arbeit eigentlich nichts verstehen.

Ist es schon längst aus der Mode gekommen (wenn es unter den Kindern Adams überhaupt je Mode war), sich bei irgend einem Beginnen um das Warum zu fragen, so gilt das wohl vom Lesen insbesondere. Ob wohl unter hundert Lesern Einer ist, der sich ehrlich fragt: zu welchem Zwecke nimmst du nun das Buch zur Hand? — Ich rede hier von Büchern, die sich auf die Bildung des Menschen im Ganzen beziehen, wohin eigentlich die poetischen und sogenannten literarischen gehören. Denn in bestimmten Fächern ist es wohl anders. Der Arzt weiß recht gut, wozu er liest: um sich und Andern Worte vorsagen zu können, wo die Begriffe und Anschauungen abgehen; der Linguist weiß es recht gut: um mit tausend ausländischen Lappen die Blöße seines Innern zu bedecken; der

Historiker weiß es recht gut: um für sein Eigenthum auszugeben, was unter dem Moder von Jahrhunderten verschüttet liegt; der Gelehrte überhaupt weiß es recht gut: um zitiren zu können. Was aber die Leser im Allgemeinen, denen die nach meiner Ansicht wichtigsten Bücher, die das Leben betreffen, in die Hände kommen, — was diese betrifft, so habe ich, außer den wenigen ächten Lesern, zwei Gattungen unterscheiden gelernt, als ich mich, in ihre Seele hinein, fragte: warum lesen wir? Die erstere gab zur Antwort: um eine, mit den Sitten der Zeit übereinstimmende, Zeit-Tödtungs-Beschäftigung zu haben. Die zweite, um ein Haar bessere, gestand: um mich in meinen Einsichten und Empfindungen bestätigt zu fühlen. Von Büchern, die ihnen das leisteten, sagten sie: sie haben uns angesprochen.

Von der erstern Gattung darf ich wohl hoffentlich nicht viel Worte machen. Wie könnte man hoffen dürfen, Leser zu beleben, die eben lesen, um zu tödten? Die Zeit nämlich, die der Stoff des Lebens ist. Das sind die ganz gemeinen Leser. Auch damit, daß sie sich vorsagen, ihre Unterhaltung zeitgemäß zu wählen, ist gar nichts Reelles gewonnen. Denn die Zeit ist ein gar flüchtiges Ding; und das wahrhaft Große hat kaum Zeit, gehörig auszuwirken, wenn die Zeit eilends wieder etwas Anderes unterschiebt. Noch jüngst sagte ein gemüthlicher, ein trefflich begabter Dichter zu mir, als wir von den Dichter-Ausgaben in Einem Bande sprachen: „Es versteht sich ja ohnehin, daß man jetzt nicht eigentlich mehr in den Werken Goethe's liest, sondern sie mehr zum Nachschlagen

braucht!" — Hinc illae lacrimae! dachte ich im Stillen, und kam mir doch dabei sehr albern und außer der Zeit vor, — ich, der ich noch mit meinem Aristoteles nicht fertig bin. — Genug! daß wir Autoren von dieser Art Lesern keine Ehre zu hoffen haben, ist einleuchtend; haben sie doch auch kein Heil von uns zu erwarten, — denn sie wollen keins!

Ein Anderes ist's mit der zweiten Familie. Diese hat ein gutes Herz; und gute Herzen nehmen eher einen guten Rath an, als gute Köpfe. Allen also, die aus Empfindung lesen, ertheile ich den etwas bittern, aber wohlgemeinten Rath: Leset, liebet und überdenket nicht jene Bücher, die euch bestätigen, sondern jene, die euch widersprechen *). Das sind die guten. So wie im Leben der mein Freund ist, der mir sagt: Narr! wenn Du diesen dummen Streich machst, bist Du bankrott; — so in der Bücherwelt. Sagt nicht mit blinzelnden, sentimentalen Augenlidern: o wie hat dieser Dichter mir aus der Seele gesprochen! ganz wie ich's fühle! — Wenn er weiter nichts geleistet hat, so hat er, für euch, nichts geleistet. Auf diese Weise geht es keinen Schritt vorwärts. Und daß es vorwärts gehe, darum lesen die Wenigen, die ich die ächten Leser genannt habe. Wie sie es machen, davon in möglichster Kürze ein paar Fingerzeige! nur ein paar,

*) „Ich habe — schrieb Fichte einem Freunde — zu wenig Talent, mich zu pliiren. Dies war Ihnen ein Grund, daß ich an keinen Hof tauge; mir ist's ein Grund, daß ich an einen Hof muß."

— um die erste Klasse nicht zu ennuyiren, das Herz der zweiten nicht zu verletzen, und der dritten nicht vorzusagen, was sie ohnehin besser weiß — weil sie es thut, — und was sich, wie alles Gute, doch im Grunde bloß thun, aber nicht völlig sagen läßt.

Für's Erste lesen sie mit Sammlung. Das ist, sie nehmen nicht in einem Zirkel lachender Gesellen das stille Buch, das aus des Autors Thränen gepreßt ist, in die rechte, und in die linke Hand die Pfeife — die Mundwinkel im Voraus zu behaglichem Lächeln präparirt. Einen lebendigen Menschen mit solcher Gleichgültigkeit zu behandeln, würde für Impertinenz gelten, — wie man einen Narren oder Hanswurst etwa verächtlich mit halbem Ohre anhört; ein Buch, welches der dargelegte Mensch im Menschen ist, und zwar im bessern, — genirt sich Niemand zu verachten.

Für's Zweite lesen sie ein Buch ganz, und schließen weder bei Menschen nach den Aufschlägen auf ihre Seele, noch hier aus Schlagwörtern oder Einleitung auf den Geist. Wer den Wilh. Meister nur bis zum siebenten Buch gelesen hätte, möchte die Aeußerungen Novalis vernünftig finden.

Für's Dritte haben sie die Maxime — und diese kann ich aus eigner Erfahrung als probat empfehlen, — ein gutes Buch nach langen Zwischenräumen wiederzulesen. Das Objekt bleibt, das Subjekt ändert sich. Manche Knöpfe geh'n spät genug auf; manche Eindrücke wirken erst, nachdem ihnen Erlebnisse den Boden aufgelockert haben. Was ein großer Geist in Jahren zusammengedacht hat, kann

ein kleiner nicht in Stunden beurtheilen *). Wie oft seufzen wir: o wäre der Freund jetzt gegenwärtig, der mir damals rieth! ich fühle, jetzt würde ich ihn verstehen. — Das Buch ist ein solcher Freund, und Du kannst es immer wieder fragen. Das Leben theilt, wie es fortschreitet, dem, der es beachtet, Schlüssel aus, womit man die lange versperrten, innersten Gemächer tüchtiger Gebäude des Geistes öffnet. Weniges, öfters, mit prüfendem Bezug auf's Leben lesen, — ist ein Arkanum, welches sich, wenn sie dessen Kräfte ahnten, gar viele Alles-Leser wünschen würden.

Für's Vierte — doch aller guten Dinge sind drei, — und ich fühle, daß ich des Guten schon zu viel gethan! Suchen wir erst mit diesen Dreien fertig zu werden. Ich habe nur schließlich für diese Exkursion, die ich zu meiner Erholung unternahm, um Vergebung zu bitten. Wer wird auch gebildete Leser, in einem mehr als schicklich populären Tone, darüber belehren wollen, wie sie lesen sollen! Es ist pure Schriftsteller-Furchtsamkeit, die sich a priori gegen Tadel waffnen möchte. Oder sollte es mehr sein? sollte eine solche Apostrophe, heutzutage, selbst für Bessere, Bedürfniß sein? Also ein Wort zur Zeit?

Vilia nosse difficile, seria vero facile.

Hippocr. de flatibus.

---

*) Auch ein anderer großer nicht. Goethe staunte über die neue Welt, die sich ihm öffnete, als er, nach Jahren, Spinoza's Ethik wieder aufschlug (Bd. 32).

Moderne poetische Literatur.

> Scribendi recte, sapere est principium et fons.
> *Horat.*

„Literatur, literarisches Treiben" sind Begriffe, die, wie sie aus der modernen Bildung hervorgegangen sind, auch nur in ihrem Sinne gehörig verstanden werden können. Innerliche Bedürfnisse, früher nur von einzelnen begabten Geistern empfunden, sind jetzt allgemein, — und die Literatur ist der Jahrmarkt, der für ihre Befriedigung sorgt, periodische Schriften zumal sind die Waarenlager dieses Artikels. Hat gleich die Lust, gelehrt zu scheinen, zu diesem Kommerzium den ersten Impuls gegeben, — die Nothwendigkeit, sich mit dem Diluvium des allgemeinen Wissens in's Niveau zu stellen, verbunden mit einem transitorischen Wohlgefallen an den Waaren, es befördert, — so ist doch die Fruchtbarkeit, der weitausgreifende Gewinn gar nicht zu berechnen, den dasselbe für die Menschheit im Ganzen und Großen bat und haben wird. Wir wollen deßhalb nicht allzu vornehm und prüde, mit doktrinärem Kastengeist auf das Wühlen und Weben der literarischen und Journalwelt herunterblicken, weil etwa der einzelne Autor dadurch den Nimbus einbüßt, der bisher sein ehrwürdiges Haupt um-

leuchtete, — wir wollen bedenken, daß jede Erscheinung der Zeit, dünke sie uns auch noch so flüchtig und willkürlich, eine tiefere Wurzel habe, daß unser Werth nur gesteigert und verklärt erscheint, wenn er sich in dem Schmelztiegel des Urtheils einer ganzen Epoche als Gold bewährt, — und daß, wenn auch unser Fuß nicht alle Schritte der Zeit mitmacht, doch unser Auge, wenn es irgend klar sehen will, ihnen unablässig zu folgen verpflichtet ist.

Was ich hier von der Literatur im Allgemeinen vorausgesandt, gilt von der poetischen im Besondern. Die Poesie, jene herrlichste Schöpfung unsers Geschlechtes, einst das freie, wunderbare Gebilde des Genius ganzer Völker und beglückter Sterblichen, ist nun zur poetischen Literatur geworden. Die Kultur der Welt hat sich dieses Elements bemächtigt, und wer nur irgend sich zu denen zählt, die an ihrem Lichte theilnehmen, fühlt sich berufen, auch in dem dichterischen Bezirke sein Lämpchen leuchten zu lassen, und so zu dem großen Austausch aller Gedanken, Gefühle und geistigen Wirksamkeiten genießend beizutragen. Allein bei allen, in's Unendliche modifizirten, individuellen Formen, die natürlich beim Durchgang eines geistigen Stoffes durch so viele Köpfe und Herzen zum Vorschein gekommen sind, haben sich die Ur- und Grund-Typen der Poesie, weil sie aus ihrem Wesen fließen, noch immer kenntlich erhalten: Epos, Lyrik, Drama. Es ist gewiß, daß die Posie, sobald sie hervortritt, in Einer dieser Formen erscheinen muß, — daß alles, was nicht in sie paßt (wenn sie recht bestimmt und verstanden werden), nicht Poesie ist, — daß sich alles, was wirklich Poesie ist, auf sie zurück-

führen läßt, — und daß auch wir, bei Betrachtung der modernen Zustände der Poesie, am füglichsten von ihnen ausgehen, sie zu Grunde legen.

Statt aller metaphysisch-ästhetischen Grillenfängereien suchen wir uns zuerst — damit wir uns verstehen und etwas zu Tage bringen — über das Wesentliche dieser Formen auf dieselbe Weise klar zu machen, wie wir seit Lessing gelernt haben, die Gränzen menschlicher Bestrebungen gegeneinander abzumarken. Der Zweck ist in der Poesie, wie in allen Künsten nur Einer: Darstellung des Ideellen; das wodurch unterscheidet die poetischen Formen; und wir sagen kühn: im Epos durch Geschichte, in der Lyrik durch den Ausdruck innerer Zustände, im Drama durch Handlung. Diese Bestimmungen, wohlbegriffen, und wie es sich bei weiterer Anwendung thun lassen wird, wohlerläutert, genügen uns völlig zum praktischen Gebrauch, wie zur praktischen Beurtheilung. Sie genügen uns, aus ihnen abzuleiten, was der Dichter überhaupt, und (welches hier unser Hauptaugenmerk ist) was er zu unserer Zeit zu leisten haben wird, wenn er sich und ihr genügen soll. Denn diese letztere Frage scheint mir — mit Verlaub der Herren poetischen Zunftgenossen — von großer Wichtigkeit, und dennoch seltener gefragt zu werden, als sie sollte. Wir singen und klingen in die Zeit hinein, und wohl nur den Besten unter uns fällt es in langweiligen Stunden einmal ein, sich zu katechisiren: was will ich? und wie will ich's machen? Und doch — sagte der Pfarrer vom Kahlenberge — geht alles Gescheidte in der Welt nach diesem A B C.

Habe ich mir den aufgestellten einfachen Kanon der Poesie deutlich gemacht, so werde ich von den armen, durch tausenderlei — aber gehetzten Dichtern nichts mehr a priori postuliren; ich weiß, was jeder Dichter, von Jubal angefangen, wollte und will; ich lasse ihn auf mich wirken, und fordere nur, daß er die Kraft habe, mich den nüchternen Bedingungen einer leidigen Alltäglichkeit durch eine Aura vom Helikon zu entreißen. Es ist mir völlig einerlei, ob der Romanschriftsteller seine Dekorationen aus dem Hochland oder aus Berlin verschreibt, — wenn er mir nur in einer wahrhaft symbolischen Geschichte menschliches Leben und Weben zu schauen gibt, daß mich das Bild, wie ein Spiegel, über mein eigenes und über die Gegenwart aufkläre; einerlei, ob der Dramatiker Pelasger, Chinesen oder Tiroler auftreten heißt, wenn er nur durch das Sinnbild einer wahren, von Innen aus motivirten Handlung mir meine eigenen erklärt und bestimmen hilft; einerlei, ob der Lyriker Bilder, Reflexionen, oder wer weiß was sonst noch, aus Island oder Teneriffa holt, und in Anapästen, Ghaselen oder Sonetten auftischt, wenn er nur etwas Erlebtes mittheilt, — etwas Erlebtes, das auch ich wieder durchleben kann, das ich fasse, das ich fühle, das mich innerlich bildet und fördert. So hält sich denn die Lyrik ganz in den Grenzen eines Individuums auf, geht vom Einzelnen aus, und wirkt vorzugsweise auf den Einzelnen; der Roman (das moderne Epos) sucht eine Zeit zu repräsentiren und deutend zu bewältigen; das Drama, die gebildetste aller dichterischen Formen, stellt

reine Menschheit dar, und hat es mit der Menschheit zu thun.

Wie es nun mit diesen Bezirken poetischer Literatur gegenwärtig beschaffen sei, und wie sie, für uns und die Enkelwelt zu fröhlichem Gedeihen zu bebauen wären, — dieß zu besprechen, machen sich die folgenden, in gedrängten, aber entschiedenen Umrissen skizzirten Aufsätze zur Aufgabe.

I. Lyrik.

Ich fange mit der Lyrik an, weil der einzelne Dichter gewöhnlich mit ihr anfängt, und weil hier der geeignetste Raum ist, das zu sagen, was wir dann bei den übrigen Formen nicht mehr zu wiederholen brauchen. Und doch muß ich gleich hier mit einer Wiederholung anfangen: in den Ausdruck innerer Zustände setzte ich oben das Essentielle der Lyrik; und dieses muß hier Basis sein. Gewiß ist diese Definition (oder wie man es nennen will) aus dem Ursprung der Sache herausempfunden; den ersten Lyriker trieb es von innen heraus, die Herrlichkeit des Zustandes, dessen er sich selig bewußt ward, so gut es gehen wollte, mitzutheilen und festzuhalten; da quollen Rhythmen aus überfülltem Busen, das befreiende Element theilte sich auch Andern mit; der es zuerst aus sich entwickelte, ward gepriesen, und weder die Welt noch der wahre Dichter läugnete das est deus in nobis, agitante calescimus illo! Aber sehen wir einmal, was sich alles aus jener Tiefe entfaltet, denn die Fruchtbarkeit ist die wahre Probe einer Definition. Es hieß: i n n e r e Zustände; das

sogenannte hochgelobte Objektive, das bloß Malerische fiele also weg, wenn es nicht Folie des Innern ist; es fiele ganz weg aus der Poesie, denn auch die epische kann es nur brauchen, in sofern es die Folie der Geschichte, auch die dramatische nur, in sofern es die Folie der Handlung wäre; und die sogenannte beschreibende Lyrik, die wir früherhin als beliebten Artikel aus England bezogen haben, fiele ganz durch, als Zwittergattung, als Null, so lange es nicht Zweck der Poesie ist, die Naturgeschichte, sondern die Prosa des täglichen Daseins zu verdrängen. Nie kann sich die Lyrik des Subjektiven entäußern, und sie soll es nicht; ihre höchste Aufgabe bleibt nur, das Subjektive möglichst zu veredeln, zu verklären. Doch hievon später. Nur kindliche Menschen, und kindliche Völker haben am Aeußern ein dauerndes, gründliches Behagen; wir können aus unserer Bildung nicht heraus, wenn wir auch wollten; und wozu wollen? ich wenigstens sehe nicht ein, wozu es gut sein soll, daß wir uns geschickt und täuschend in die Jacken und Beinkleider von Jägern, Müllern, Fischern, Neugriechen und Lazzaronis verstecken lernen? Lange genug haben wir uns daran ergötzt, wenn große Talente sich in solchen Spielen ergingen, versuchten sie auch wohl selbst mitzuspielen; aber nun wollen wir auch einmal wieder versuchen, wir selbst zu sein, und zu reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist, oder, um besser und schicklicher zu sprechen, wie gebildete Menschen aus dem neunzehnten Jahrhunderte sich ausdrücken. Jene Manier ist aus dem Enthusiasmus für das Volkslied entstanden. Das Volkslied aber ist nicht nachzumachen. Wir sind nicht Völker,

sondern Menschen. Wenn Goethe als Schöpfer dieser objektiven Lyrik gerühmt wird, so frage ich, wo seine lyrische Größe steckt: in den Versen vom Edelknaben und der Müllerin, oder in den Liedern und Elegien, in welchen er seine ganze reiche, tiefe Seele ausströmt? Auch wird etwas Elegisches allen guten neueren Gedichten beigemischt sein. Das Elegische liegt nicht in den Dichtern, sondern in der Zeit. Oder noch tiefer? in der Menschheit? Hättest Du wahr gesagt, alter, herrlicher Lucrez?

. . . medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat.

Die neuesten Dichter zeigen durch die That, daß sie von dem Gefühle bestimmt werden, welches ich hier theoretisch äußere, und Lenau steht als Lyriker, der fast alle Motive aus dem Leben der Natur greift, und doch dabei ganz subjektiv ist, zum Merkzeichen dessen da, was unserer Zeit gemäß ist. Ferner hieß es in unserer Definition: Zustände; also nicht bloß Gefühle, nicht bloß Reflexionen, nicht bloß Phantasien, nicht bloß sinnliche Wahrnehmungen; ein Zustand ist eine, aus allen diesen Dingen gemischte Verfassung des inneren Menschen, — ein Erleben, und dieses muß in's Gedicht übergehen, wenn es von da sich auf den Lesenden und so weiter lebendig fortpflanzen soll; und ist es nicht genug geleistet, wenn ich einen mit Wonne oder Weh durchdrungenen Moment meines unaufhaltsam dahineilenden Daseins, einen Moment, der mir an Bedeutung zum Mythos ward, in Rhythmen zu bannen, und mir wie Andern zum Nachsin-

nen, zum Nachgenusse, zu verewigen glücklich genug bin? Dazu reicht weder die genaueste Zergliederung dessen hin, was ich damals dachte, noch die objektivste Beschreibung der Bank, auf der ich saß, des Laubes, das mich umsäuselt und der bombyx quercifolia-Raupe, die darauf kroch; der Mensch, der ich damals war, muß in's Gedicht hinein; das Gewesene muß, wenn längst sein irdischer Aschenantheil in die Lüfte der Jahre zerstiebte, seine unsterbliche Seele im Liede zurückgelassen haben, daß sie in alle Zukunft hinaus zeuge und wiederzeuge! Nicht Bilder und Gleichnisse aus allen Zonen häufen, nicht nach dem Schön! Charmant! der ästhetischen Dame jagen, um das Herrlich! Neu! des übersättigten poetischen Schlemmers buhlen, soll der lyrische Dichter, sondern rein und einfach — Zustände wiedergeben. Scheint euch das so wenig? wer es könnte! — Daß übrigens keine der angegebenen Richtungen von der Lyrik ganz auszuschließen sei, versteht sich von selbst, — eben weil sie alle in den Zuständen enthalten sind. So wenig wir das bloß pittoreske Gedicht oben gelten ließen, so wenig lassen wir das bloß didaktische gelten; aber nur ein Ununterrichteter wird das didaktische Element, das Verständige, aus unserer Lyrik ausstreichen wollen. „Ein Reflexionsdichter!" sagt man, rümpft dabei die Nase, zuckt die Achseln, und meint etwas Vernünftiges gesagt zu haben. Die Alten — heißt es — wußten nichts von Reflexion, sie waren unschuldig, waren objektiv. Nun gut! wenn es bei den Alten anders war, so sind wir nicht die Alten; aber jene Behauptung ist ganz aus der Luft gegriffen, und die Namen Archilochos,

Alkaios, Pindar, Horaz, Tibull, Propertius reichen hin, uns zu erinnern, daß jene Reflexion, die wir dem Lyriker gestatten, ja die wir von ihm fordern, den Alten eben so bekannt und eigen war als uns. Je höher ein Mensch an Bildung steht, desto mehr wird der Verstand in seinen Werken sichtbar werden; und ist er nun Dichter, soll es da anders sein? Wir verlangen nicht, daß der Gedanke das Gedicht beherrsche, oder daß das Gedicht den Gedanken ausschließe; wir verlangen jene totale Stimmung des ganzen Menschen, jenen „Wechsel zwischen Bewußtsein und Nichtbewußtsein", der nach Rahel's Ausdruck den Dichter macht. Es entsteht hierdurch eine symbolische Darstellung, in welcher Reflexion, Empfindung und Anschauung durch das poetische Genie so innig in Eins verschmolzen sind, daß kein Auge mehr ihre Grenzen entdeckt. Dieß ist das Ideal der modernen Lyrik. Wenn man die mythischen Dichtungen J. Mayrhofer's liest (Memnon, Prometheus, Herkules u. s. w.), dieses edlen, Genius begabten Dichters, den ich bei Schilderung dieses Ideals der künftigen Lyrik im Herzen hatte, so fühlt man, besser als ich's sagen konnte, was ich meinte. Derjenige nur wäre der Aufgabe völlig gewachsen, der sich die gesammte Bildung der Zeit, wie sie aus ihren schmerzlichen Geburtswehen hervorging, angeeignet, und doch dabei, von den Göttern und Musen freundlich begabt, die ursprüngliche Kraft und Gesundheit des Herzens bewahrt hätte. Er würde leisten, was wir vom Lyriker erwarten; denn wir fordern nicht von ihm eingelullt zu werden in die Ammenträume phantastischer Geisteskindheit, zurückzukehren in die dämmernde

Bilderwelt des Ostens oder des spanischen Mittelalters, wohin uns mancher jüngere Dichter verlocken will; wir verlangen Trost und Kräftigung in unseren verworrenen Zuständen; mehr oder weniger bringen wir ein leidendes Herz zum Lesen mit. Ein leidendes Herz aber wird nicht durch Tändeleien, sondern durch höhere Anschauungen geheilt. Hier nun komme ich auf die Hauptsache, auf das letzte Ziel dieser Betrachtungen über Lyrik. Indem ich nämlich diese Form der Poesie ganz dem Subjekte zuwies, wollte ich dadurch zugleich andeuten, daß also die schönste *Ausbildung* der Subjekte der Weg sei, von welchem wir, daß er zum Ziele führe, zu hoffen haben. Denn sollen wir einem fremden Geiste Wirkung auf den unsrigen gestatten, so begehren wir mit Recht, daß er dem unsrigen, wenigstens zum Theile, überlegen sei; sollen wir empfangen, so muß man uns etwas geben. Denn der Zweck aller Poesie ist am Ende — wie ich gesagt habe — uns innerlich zu erheben, zu fördern; und Zustände eines Andern, seien sie auch noch so glücklich ausgedrückt, fördern uns nicht, wenn sie an und für sich nicht der Mühe des Betrachtens werth sind. Das war es, was Goethe gemeint hat, als er das Wort an die jungen Dichter richtete (Bd. 45), das ihm viele von diesen, leider nur zu ihrem eigenen Schaden, so übel nahmen. — *Möglichste Läuterung und Bildung des Subjektiven* also ist der einzige und rechte Weg, den die Lyrik jetzt einzuschlagen hat, — und wie schön, daß diese Aufgabe so völlig mit den übrigen zusammenstimmt, welche

unsere Zeit an den Strebenden stellt; überall heißt es: bilde Dich aus! —

Es wäre noch gar viel zu sagen, über die formelle Symbolik der lyrischen Dichtung, die Allegorie, das Bild, den politischen, sittlichen, sozialen Inhalt, die antike Mythologie u. dgl. m., aber es soll nicht aussehen, als ob ich mir selbst und meinen Versuchen in dieser Gattung eine Defensionsrede hielte; und von der Hauptsache ist durchaus genug gesagt, um einen denkenden Kopf zu den letzten Resultaten zu bringen.

So ist denn eine Sammlung guter lyrischer Gedichte veluti votiva descripta tabella, worauf ein Menschenleben verzeichnet ist. Aber wer mag lernen, wo er Verse sieht! ein einzelnes Gedicht wird aus dem Ganzen gerissen, wie ein Herz aus dem Leibe, das soll unterhalten, das soll piquiren! nach Deinem Lebensgange, Deinem Glück und Elend forscht Keiner! Dich verstehen will Keiner! da man doch nur nach langem, liebevollem, geistigem Umgange zu einem lyrischen Dichter sagen darf: ich verstehe Dich! Was jahrelange Leiden und Freuden, was bittere Erfahrungen und Gefühle jeder Art in den aufgefurchten Tiefen der Brust gereift haben, sendest Du in die verworrene Welt hinaus, in das Babel des Wahnes und Egoismus. Nicht Beifall suchst Du, wie ihn der Seiltänzer heischt, den ein Bravo für sein verrenktes Bein entschädigt; es sind ja nicht Luftsprünge, was Du produzirst; Theilnahme heischest Du, denn Du schließest Dein Inneres auf; diese aber wirst Du nicht von der Menge erwarten, wenn Du kein Kind bist, das von der Welt noch nichts

weiß, sondern von Wenigen; denn die Verstehenden sind Wenige, — und für diese Wenigen hast Du geschrieben, — bloß für sie. Draußen aber, in der Wüste, erfährt die hesperische Frucht die verschiedensten Geschicke; hat sie das Glück, mit dem Modegeschmack übereinzutreffen, oder dem Gaumen eines Tonangebers zuzusagen, — dann wirft sie, wie einen Spielball, einer dem andern zu; auf keiner Tafel, wo man nach der Welt dinirt, darf sie fehlen, und die Gäste, gern oder ungern, müssen sie hinunterwürgen. Man preist, man hätschelt, man schreibt Kommentare, man zitirt, — und wehe dem, der etwa redlich gestünde, daß seinem dummen Munde das Süße süß, das Saure sauer vorkomme! Der altfränkische Thor! er ist unter Bauern aufgewachsen, er gehört nicht unter uns! — Wie anders ergeht es Dir, Armer! wenn das Schicksal dieselben Früchte Deiner heiligsten Saat auf den Nachtisch desselben berühmten Zoilus versetzt, womit er seinen Gästen aufwartet, und wenn er nun bemerkt, daß diese Aepfel zu seinen Bonbons auf keine Weise passen! er spricht das Anathema über sie aus — und von nun an wehe Jenem, der sich der armen im Vorübergehen erbarmen, der es gar wagen wollte, sie süß zu finden! er mag sie höchstens geheim für sich genießen, — weit, weit von der guten Gesellschaft, die sie verpönt hat. Vergessenheit ist ihr Loos, und sie müssen unrettbar faulen, entpflückt dem Aste, der sie getragen und väterlich-liebevoll mit Blättern und Blüten geschmückt hat.

Faulen? nicht doch! sie haben nicht umsonst gelebt, wenn auch nur ein vorüberwallender Pilger an ihrem ge-

sunden Safte sich erquickt, und Stärkung für den Rest seiner Wanderschaft in der Wüste in ihnen gefunden hat. Darum erheitert euch, ihr, die ihr mit hoffnungslosem Drange die Kinder eurer tiefsten und höchsten Liebe in das Gewühl hinaussendet! seid guten Muthes, und lacht über Jene, die eurer lachen:

„Ein Lied ist bald gesungen!"
Herr Krittler spricht's und lacht; —
Kritik ist bald verklungen,
So bald fast, als gemacht!
Ein Lied, das ungezwungen,
Mit ächten Frohsinns Macht
Erklingt von wackern Zungen,
Hat Manches angefacht,
Was Krittler nie erschwungen,
Was Krittler nie gedacht:
So sei es frisch gesungen,
Und Krittler ausgelacht!

II. Epos.

Ein Epos, im eigentlichen Sinne des Wortes, kann nicht gemacht werden, ein Epos entsteht. Es entsteht da, wo, um mich eines gewagten Ausdruckes zu bedienen, die Geschichte eines Volkes krystallisirt. Das Flüchtige, Mythische, welches allen Ursprüngen eigen ist, bildet die Folie, und das Menschliche, das Nationelle, prägt sich zu festen, bleibenden Formen aus, welche das Epos festhält und überliefert. Diese theoretischen Thatsachen sind uns aus der Geschichte der Poesie bekannt. Eben so wenig

kann es uns entgehen, daß die Bedingungen, welche nach solchen Voraussetzungen zur Geburt dieser poetischen Form zusammenzutreten haben, zu unserer Zeit, wenigstens bei uns, die wir uns gebildete Nationen nennen, nicht mehr vorhanden sind. Wir sind krystallisirt, sat superque, und unsere Poeten haben vielmehr die Massen des allgemeinen chaotischen Lebens mit dem Hauche, den sie aus ihrem eigenen Geiste schöpfen, zu erwärmen und zu ordnen, als daß der Geist dieser Massen den ihrigen poetisch überwältigen und sich in ihm darstellen könnte. Mit dem Epos also wäre es so ziemlich aus. Aber das epische Element, wird es auch aussterben? Gewiß nicht, so lange die Poesie nicht stirbt, von der es ein Lebensbestandtheil ist, und — so lange es Begebenheiten gibt. Denn diese sind, wie wir gesagt haben, der Teig, aus welchem es gestaltet. Da es uns aber nun einmal unmöglich, also auch unerlaubt ist, die Intelligenz, das Reflektive oder wie man es taufen will, das wir von unserer Zeit-Kultur überkommen haben, und in welchem wir leben und weben, abzuwerfen und zu verläugnen, wie wir bei der Lyrik gesehen haben, so bleibt uns nichts übrig, als: die Begebenheiten, die in ihrer objektiven Nacktheit unser Inneres unbefriedigt lassen, im Konflikt oder in Harmonie mit Gesinnungen darzustellen. Daß das nicht heißen will, unsere Gesinnungen in die Begebenheiten hineintragen, brauche ich nicht zu erwähnen. Genug, wir wissen nun, worin die Aufgabe des Romanes besteht, welchen unsere Poesie dem verlornen Paradiese des Epos substituirt. Ob dieser Roman nun in Prosa, oder etwa in Versen abgefaßt ist, macht es nicht

aus; Jedermann wird fühlen, daß unsere Ansicht und Forderung nicht auf die Form, sondern auf das Wesentliche geht. —

Die ganze neuere Roman-Literatur drückt faktisch das Gefühl von dem aus, was wir eben als Theorie festgesetzt haben, und Wilhelm Meister wird wohl als Grundbild dieser Form aufgestellt bleiben dürfen. Nun aber dringt sich uns, wie wir mit prüfendem Wohlwollen auf die wohl aufgespeicherten deutschen Meß-Kataloge der letztern Jahre blicken, schon den Kranz in Händen, nur ein würdig Haupt suchend, dem wir ihn aufsetzen könnten, — da drängt sich uns die Frage auf: warum, bei der großen Beliebtheit und ihr entsprechenden Anzahl solcher Produktionen, wir doch so Wenige finden, die eines frischen Kranzes würdig sind? Zugleich aber fühlen wir, wie nahe die Antwort liegt. Wenn wir schon bei der Lyrik, die es doch nur mit dem Individuum des Dichters vorzugsweise zu thun hat, uns die Schwierigkeiten nicht verhehlten, welche die Forderung eines sehr gebildeten Jahrhundertes an die Bildung des Poeten, diesem in die Bahn stellet, — wie sollen uns die noch weit größeren verborgen bleiben, welche eine poetische Form begleiten, die eine Zeit zum Gegenstande hat? Denn wenn gleich Jeder aus uns eben von der Zeit seine Bildung erhalten hat, und aus dem Verhältnisse zu ihr gar nicht los kommen kann, wer ist sich selbst so objektiv geworden, um dieses Verhältniß so aufzufassen und darzustellen, als ob er außer demselben wäre? Welcher Deutsche besonders ist gewohnt, die Welt, die ihn umwogt, auch einer Betrachtung zu würdigen? keiner phi-

losophischen, denn daran haben wir Ueberfluß, sondern einer praktischen, denn dieser bedarf die Poesie. Darum haben uns in diesem Fache, was die Quantität des Guten betrifft, von jeher andere praktische Nationen, zumal Engländer, übertroffen, wo das Auge des Einzelnen mehr geübt wird, von der kurzsichtigen Mikroskopirung des eigenen Innern, das doch Keiner je begreifen wird, sich in's Breite, Freie zu wenden, wo das Spiel, das wir zu Hause spielen, täglich poetischer, großartiger, verständlicher vor uns aufgeführt wird.

Ferner verlangt der Roman, wie das ursprüngliche Epos, da er ein großes, mannigfaches, aus Theilganzen gegliedertes, und eben in diesen Gliedern mit überall gleicher Sorgfalt ausgearbeitetes Eins darstellen soll, zu seiner Vollendung eine gewisse liebevolle, ausharrende Intention, ein dauerndes Behagen am Aeußerlichen, Mittelbaren; wie es z. B. in Walter Scott ganz vorzüglich vorhanden sein mußte, um jene so oft mit Unrecht getadelte Breite zu bedingen, die wesentlich episch ist. Es versteht sich von selbst, daß es auch hier ein Zuviel und ein „am unrechten Orte" gibt. Diese Eigenschaft des Romans nun trug bei, seine Kultur bei uns zu erschweren, — da der Deutsche sich lieber der inneren Einheit zuwendet, als der vielfältigen Erscheinungswelt, und nebstbei gar oft in den Fehler geräth, das Höchste, mit Ueberspringung der unerläßlichen Mittelstufen, gleich im Rausche des Augenblickes in's Leben zaubern zu wollen. So entstand in unserem Vaterlande, oder bildete sich doch hier aus wie nirgendwo, der philosophische Roman, eine weit zwitterhaftere

Spezies, als der historische. Denn daß alle Poesie in einem gewissen Sinne philosophisch sein muß, und nicht anders sein kann, wenn sie den Menschen zu sich selbst erheben soll, haben wir anerkannt. „Das Publikum", schrieb Goethe an einen seiner Verehrer, „lernt niemals begreifen, daß der wahre Poet doch nur als verkappter Bußprediger das Verderbliche der That, das Gefährliche der Gesinnung, an den Folgen nachzuweisen trachtet. Doch, dieses zu gewahren, wird eine höhere Kultur erfordert, als sie gewöhnlich zu erwarten steht. Wer nicht seinen eigenen Beichtvater macht, kann diese Art Bußpredigt nicht vernehmen." Das ist nun vortrefflich gesagt; — allein wie lehrt der Dichter? wie das Leben, in Symbolen; dieses Wie macht die Dichtkunst, wie es das Leben zum Gedichte macht, und unterscheidet beides scharf von der Wissenschaft, der es um kein Wie, sondern ewig um das Was und Warum zu thun ist. Ein philosophischer Roman also ist so gut oder so schlecht als ein wissenschaftliches Gedicht, oder eine poetische Wissenschaft, oder ein brennendes Wasser. Anders verhält es sich mit dem historischen Roman. Wenn die Zeit und ihre Gestalt, wenn die Begebenheit im Spiele mit der Gesinnung, das eigentliche Terrain des Romans ist, so sehe ich nicht ein, wie er, ohne absichtlichen Winkelzug, der Geschichte aus dem Wege gehen soll; und wenn seine Mutter, die Epopöe, eine Schwester der ehrwürdigen Historie ist, und diese letztere, von Urzeiten her ohne Tadel und Nachrede oft auf der Bühne und auf anderen Spielplätzen der Poesie gesehen worden ist, so sehe ich nicht ein, warum gerade der Roman von

dieser Gunst keinen Vortheil ziehen soll; wenn er sein Wort gibt, wie er seine Rechte zu wahren gedenkt, auch die mütterlichen der Geschichte ehrfurchtsvoll an ihrem Orte zu belassen.

Wenn gleich seit Xenophon's Kyropädie die Geschichte oft genug als Roman, und der Roman als Geschichte behandelt ward, so ist es doch Walter Scott, von dem an wir eigentlich jene beliebte Gattung datiren, die wir den modernen historischen Roman nennen. Dieser ausgezeichnete und, trotz der Launen einer leichtfertigen Mode und der Grillen pedantischer Zünftler, unsterbliche Schriftsteller kannte genau die Bedürfnisse seiner Zeit und Nation, und war der Mann sie zu befriedigen. Er machte die Geschichte, und zwar die vaterländische, zum Hintergrunde seines Romans, ohne an ihr übrigens das Geringste zu schnitzeln; sie gab nur dem Erfundenen Würde und Interesse, ohne sich damit zu vermischen. Ich rede hier von seinen besten Werken; wo er jene Maxime verließ, entstanden Zwitter, die dem Historiker Verdruß, dem Romanleser Langeweile machen. Im Ganzen hielt er die Ansicht fest: Der höchste Zweck des Romans darf nicht außer dem Romane liegen. Es ist Entweihung der Dichtkunst, wenn ihre tiefste Bedeutung faktischen Interessen untergeordnet wird, und nur der ganz Ungebildete freut sich einer Geschichte, die man ihm vorerzählt, erst dann, wenn man ihn versichert, daß sie sich wirklich zugetragen hat; es ist Erniedrigung der Geschichte, wenn die Resultate tiefster Forschung die müßigen Stunden romanlesender Damen tödten sollen, und nur der Verbildete zieht das Piquante ergötzlicher Lügen der einfachen

Wahrheit vor. Was also Scott's beste Werke dem gebildeten Leser so werth macht, ist nicht das Historische, sondern das Menschliche in ihnen. „Das Rüst- und Rumpelzeug aus Abbotsford“, das man ihm zum Vorwurfe macht, kann nur der für Walter Scott selbst ansehen, dessen Augen nicht gelernt haben, durch Tempelvorhänge zu blicken. Die große Moral des Rechts und der Liebe im Herz von Midlothian, der gelöste Zwiespalt von Ideal und Leben im Robin, die tiefe Welt-Poesie im Guy-Mannering, — hängen die alle auch im Ankleidezimmer von Abbotsford? und sind nicht eben jene Werke Scott's, zu denen dieß Ankleidezimmer am wenigsten beitrug, die schönsten, die gehaltvollsten? Glaube doch Niemand, daß man mit leeren Flittern die Herzen aller Zeitgenossen trifft! Aber wir Deutsche sehen nur da Tiefe, wo uns philosophische Phrasen aus Abgründen, wie Trophonius Orakel, entgegenqualmen, und wollen der tiefen Klarheit des Lebens die Ehre nicht geben.

Von Scott's Nachfolgern oder den durch ihn angeregten Schriftstellern haben die Einen jene Grundmaxime anerkannt, und, wie Cooper, Tüchtiges geleistet; oder, wie Washington Irving, verkannt, und sind dabei übel gefahren. Allein ganz außerordentlichen, von der Idee durchdrungenen Geistern gelingt wohl auch das, was wir gewöhnlichen unmöglich nennen; und so hat Salvandy im Alonso eine geschichtliche Dichtung erschaffen, von der wir nicht sagen können, ob die historische, oder die innere menschliche Bedeutung der Hauptzweck sei; ihm sind wir Menschen zur Geschichte geworden, die Geschichte hat sich

ihm vermenschlicht; sein Geist, weltumfassende Gedanken zeugend und gestaltend, hat da zu vereinen gewußt, wo wir trennen und klassifiziren; wir beugen uns dem Genius, und lassen uns von ihm belehren, indem er uns bezaubert. Salvandy hat gezeigt, was ein, mit der ächten Lebensmilch der Geschichte getränkter, die ganze Menschheit in sich betrachtender und erlebender Dichter zu Tage zu fördern vermag. Aber, um wie Salvandy zu begeistern, um wie Bulwer das übergüldete Leichentuch von dem Kadaver des sozialen Lebens zu reißen, muß man Salvandy's Haupt haben und Bulwer's Herz. Die Historie innerhalb des Romans macht es nicht aus; der Roman soll mich nicht ethnographisch, sondern poetisch aufklären, und hier bin ich wieder, wo ich ausging, und wohin ich wollte: wollt ihr in diesem Bereiche das Große, das Rechte leisten, so greift in's Leben, schaut es ruhig an, und laßt es auf eure Blätter warm und leise übergehen! „Alle Zufälle des Lebens", sagte schon ein Schriftsteller, der, wenn er gleich dem Wilhelm Meister die Poesie abspricht, dennoch auf jedem Blatte zeigt, wie viel er aus Wilhelm Meister gelernt habe, — „alle Zufälle des Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben. Jede Bekanntschaft, jeder Vorfall wäre für den durchaus Geistigen erstes Glied einer unendlichen Kette, Anfang eines unendlichen Romans." Besucht nun einen Sterblichen, wie Goethe von sich rühmte, die Weltgeschichte in seinem Hause, seinem Garten, um wie viel größer wird die Ausbeute sein! Kommt dann noch dazu, daß eben diese Form,

theils wegen der Bequemlichkeit, mit der sie zu genießen ist, theils wegen der Nähe, in welche wir bei ihr zur Poesie gerathen, theils aus hundert Gründen, die herzuzählen hier kaum thunlich ist, weil es eben hundert sind, — der Zeit, in der wir leben, ganz besonders lieb, angemessen und gedeihlich ist, so muß es uns fast wundern, daß wir noch immer rufen müssen: Greift in's Leben, und verdient den Kranz, den wir bereit halten, und der schon seit dem ersten Theil vom „Aufruhr in den Cevennen" ein würdiges Haupt im Vaterlande sucht, auf das er sich senkt!

III. Drama.

Handlung! Handlung! und immer wieder Handlung! — Gerade die Handlung ist es, was man an denjenigen dramatischen Werken vermißt, die mir als die höchsten in ihren Arten gelten, — an den Trauerspielen der Alten, an Nathan, Tasso, Eugenie, an den Lustspielen Bauernfeld's u. a., und gerade die Handlung ist es, was ich als dramatisches Prinzip aufstelle, dessen Begriff uns praktisch fördern soll. Hier steckt ein Mißverständniß, und ich will das Meinige thun, es zu lösen. Es wird mir um so leichter, als ich mir durch die Bestimmung des epischen Grundsatzes bereits vorgearbeitet habe. Dieser hieß: Begebenheit, und es wird darauf ankommen, daß man diese zwei Begriffe scharf auffasse und sondere, um mir mein ganzes Theoretisiren zu ersparen. Die Begebenheiten ereignen sich außerhalb des Menschen, werden durch ein, man darf wohl sagen, dämonisches Element motivirt, wobei das, was wir

Zufall nennen, sein Recht geltend macht; der Mensch erscheint dabei nur als aufnehmend, ablehnend, bestimmt werdend. Ganz so haben es die besten Romandichter stets gehalten. Anders ist es mit der Handlung; diese zeigt sich dem Denker als ein, aus Wollen und Müssen wundersam zusammengesetztes Wesen; ihr Motiv ist innerhalb der menschlichen Brust; man mag es immerhin auch dämonisch nennen, — gewiß ist es, daß der Zufall hier ausgeschlossen bleibt, wo höhere Mächte ihr bedeutungsvolles Spiel beginnen. Die ächten Dramatiker haben ihn stets vor die Pforte von Melpomene's Tempel verwiesen, und den Menschen zum eigentlichen und ausschließlichen Stoffe ihrer Gebilde gemacht; sei es nun, daß, wie bei den Alten das Müssen, oder wie bei den Neuen das Wollen, die Vorhand habe. Sie gaben die That und ihre unvermeidlichen Resultate, — ob es nun gewollt oder gemußt war, oder ob das Wollen und das Müssen höheren Orts Geschwisterkinder hießen, legten sie in eine Nuß, und gaben sie den Philosophen zum Aufbeißen. In diesem Sinne kann man, mit einem scharfsinnigen Autor, das Theater „die thätige Reflexion des Menschen über sich selbst“ nennen. Es kann nun, nach dem Bisbergesagten, wohl Verstandenen, bei einer Handlung sehr viel Begebenheit, und auch sehr wenig sein, wenn sich nur die Charaktere genugsam entwickeln, und in jenen Konflikt mit einander gerathen, den wir dramatisch nennen. In den Schutzflehenden des Aeschylos kommen die flüchtigen Danaiden mit ihrem Vater, dem greisen Danaos, nach Argos, und flehen den König der Archiver um Schutz an. Dieser, nach mannig-

fachem Erwägen und Berathschlagen mit seinem Volke, gewährt ihnen endlich, was sie flehen. Nun nahen auch die rohen Verfolger, und Gewalt will der Milde den herrlichen Gewinn abtrotzen; Menschlichkeit und Barbarei liegen im Kampf, die Jungfrauen nimmt die wallumschirmte Stadt auf, und während der Zuschauer wünscht, freundliche Gottheiten möchten draußen dem biedern Könige den Sieg verleihen, — schließt das Stück. — Wie wenig Begebenheit! wie viel Handlung! wie viel Entfaltung einfacher, wichtiger, menschlicher Gemüthszustände, — kontrastirender Charaktere! — Mag es an diesem Beispiele genügen, das geschilderte Verhältniß in's rechte Licht zu setzen.

Ehe ich nun der Anwendung dieser Sätze auf unsere dramatische Praxis näher rücke, muß ich noch festsetzen, daß das Drama in zwei Klassen zerfalle, wenn wir den hergebrachten Typus aus der Natur dieser Dichtungsweise leiten. Die Handlung bewegt sich entweder in den hohen, ernsten Sphären menschlichen Interesses, — oder im flachen Sande des weltlichen. Dort ist sie tragisch, hier komisch. Mögen die Aesthetiker phantasiren und distinguiren, wie sie belieben, — dieß und nichts anderes unterscheidet die Tragödie von der Komödie, und ein Drittes gibt es nicht, oder soll es nicht geben. Es ist Ein menschliches Leben, Ein Kämpfen und Leiden, welches der Tragöde darstellt, wie der Aristophanide; überall der Konflikt des Menschlichen mit dem Dämonischen, nur ist der Dämon dort Dämon, und hier Kobold; dort braucht er Mißgeschicke, hier Verlegenheiten; dort kommen die hohen, und hier die niederen menschlichen Verhältnisse zur Sprache. Dieß hat wohl Hardenberg gemeint, wenn er sagte: Das

Trauerspiel ist bei dem höchsten Leben eines Volkes am rechten Orte, so wie das Lustspiel beim schwachen Leben desselben. — Der gute oder schlimme Ausgang ist ein Unterschied für neugierige Weiber und Kinder, nicht für Denker. Diese wissen den Witz im tragischen Fatum, und den Ernst hinter der Jokusmaske gleich gut zu schätzen, und suchen auf der Bühne, wie im Liede und im Romane, immer nur — das Leben.

Leben! das verlangen wir vom Dramatiker, und nun lasset uns sehen, was wir mit diesem Verlangen bei der modernen poetischen Literatur richten. Wir sehen, daß von den Mährchen der grauesten Vorwelt, von Ossian's nebeligen Helden bis zu den Nibelungen, Hohenstaufen und Napoleoniden, kein Stoff so interessant, keine Geschichte so breit und übergroß zu finden ist, welche nicht irgend ein moderner Enkel des Sophokles auf die Bühne beschworen hätte; aber es war und blieb eine Gespensterbeschwörung — denn die guten Sophokliden hatten nicht erlebt, was sie darstellen wollten, und wie sollten Rauch- und Schattenbilder Gegenwart werden? Gesetze, scharfsinnige, aus dem farbigsten Schaum der Poesie abgeschöpfte, unvergleichliche, destillirte, rektifizirte, wurden aufgerichtet, und der tragische Körper über das Gerüst der kritischen Weisheit gelegt; aber es war eben ein Prokrustesbett, — das Leben erlag der Folter, und ein Leichnam enttäuschte und entsetzte das erwartungsvolle Auge.

Eine Oase in dieser Dramenwüste, stehen Grillparzer's lebendige Schöpfungen da. Von der Ahnfrau bis zum treuen Diener seines Herrn — Alles wahr, bedeu-

tend, erlebt. „Es sind nicht Griechen, die in der Sappho handeln" — wendet die gelehrtthuende Kritikasterei ein; gut! antwortet die lebendige Kritik: sind es nicht Griechen, so sind es Menschen. Man lese die empfundene Entwickelung der Medea (in den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik zur Oesterreich. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde, Jahrg. 1835. 77), und man wird mir eine weitere Analyse erlassen, sich des Großen, Aechten, Tiefen freuen, was auch unsere Zeit aus dem ewig fruchtbaren Schooße des Lebens fördert, und mit dem Verfasser jener Abhandlung gerne einstimmen, wenn er sagt: die geheimnißvolle Operation, wodurch das Wort zum Körper (zum vollständigen Ausdruck der Seele) wird, gehe im Reiche der Kunst seltener vor, als man denkt.

Nun wird es auch dem Unbefangenen klar sein, wie ich, im Bezirke des modernen Lustspiels, Bauernfeld's Produktionen so hoch stellte, als ich es oben that, — unbekümmert um Satzungen, Parteien oder Herkommen, den richtenden Blick einzig und unabirrend auf die Richtschnur der Wahrheit und Natur geheftet. Es sind nicht Hinz und Kunz, Hans und Peter, nicht A und X und Z, die hier handeln, sondern Menschen; es sind nicht Begebenheiten, die unsere Neugierde an den Stoff fesseln, sondern Charaktere und Zustände, die eine innere Handlung bedingen, an der wir, wenn wir nur Verstand und Willen genug besäßen, sattsam zu überdenken fänden. Wir sehen einen kräftigen, scharfen, edlen und heitern Geist das Chaos unserer Thorheiten durchdringen; ein gebildeter Leichtsinn erhebt ihn weit über diese dumpfe Atmosphäre, und im wol-

kenlosen Aether hält uns der Poet den klaren Spiegel der Dichtung und Wahrheit vor. Ein großer Sinn spricht aus dem leichten Scherz. Menschlichkeit, Wahrheit, Kraft und geistige Gesundheit, Sittlichkeit des Charakters, Aufopferung des Egoismus, Billigkeit ist die Philosophie, die hier gepredigt wird; befreien will uns ihr fröhlicher Apostel, und er befreit uns, so lange wir ihn hören. In diesem Sinne ist Bauernfeld ein Dichter der Humanität; wie es jeder ächte Dichter ist, wenn er unverwandt das klare Auge auf's Leben gerichtet hält.

Ich glaube hiermit genug gesagt, und Alle, die Augen haben zu sehen, dahin gewiesen zu haben, wo eine ewig nie zu erschöpfende Quelle von Poesie zu finden ist: in's Leben. Wenn der Lyriker in die Tiefe seines Busens, der Epiker in die des geschichtlichen, der Tragöde in die des rein menschlichen, und der Lustspieldichter in die des täglichen Lebens ihre Netze werfen, — welche Wunder werden sie uns vorzuzeigen haben! Wunder, von denen wir alles eher geglaubt hätten, als daß sie in der eigentlichsten Heimat unser selbst, in unserem Innern, zu Hause seien. Aber freilich ist es leichter, uns von den Festungen im Monde vorzulügen, als die Wahrheit mühsam aus dem überschütteten und überbauten Schachte unseres inneren Menschen herauf zu fördern. Darum muß während alles Wirkens unser stetes Losungswort sein: Muth, Redlichkeit, Ausdauer!

Epilog.

War ich nun bemüht, jede Bestrebung im Kreise der Dichtkunst in's ewig quellende Leben zurückzurufen, so wird es am Schlusse Pflicht, der Mißdeutung zuvorzukommen. Jedes höhere Streben, wenn es nicht bei hohlen Worten und unfruchtbaren Luftsprüngen verbleiben soll, muß von einer körperlichen Wirklichkeit ausgehen, mit welcher und auf welche es wirken soll. Wir wissen Alle, daß das Leben, wie es ist, den Forderungen, die der heiligste Ruf in uns aufweckt, nicht genügt; allein das Leben, wie es ist, gewährt uns den Körper, den nur, wenn er gesund ist, die Seele des Ideals begeistert. Wir wissen Alle, daß die Menschheit neuen Lenzen entgegenreift, welche, so Gott will! Blüten und Früchte höherer Natur zeitigen werden; allein ein Erdreich muß diesen göttlichen Pflanzen bereitet werden, woraus sie Nahrung und Wachsthum saugen können, wenn sie nicht vor der Reife, als traurige Blumengespenster, verwelken sollen. Dieses Erdreich aber ist das Leben.

Es ist das ewige Lied, das ich singe; es ist das Schema, das mir, wohin ich mich wende, entgegenglänzt, und auf das uns später auch die Kunstbetrachtungen wieder führen werden, — „das Reich meiner Dreieinigkeit – sage ich mit dem närrischen Natur-Evangelisten — gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen; das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der hei-

lige Geist ist.“ — Das Wahre aber ist das Leben und die Natur, die uns den Stoff bieten; das Gute ist der Gehalt, den unser Geist in sich trägt und im Stoffe ausprägt; das Schöne ist die Form, — und die „kommt von oben.“

In diesem Sinne werden die vorigen Blätter nicht mißverstanden werden. Die Form wird sich aus jedem frischen, lebendigen Geiste selbst gebären, und so wird man mich auch dann nicht mißdeuten, wenn ich bis dahin auf die reine, gebildete Form der Alten zurückverweise.

Die Alten, als Bildungsgrundlage.

— dices : ego Dis amicum
— — — — — — — — — —
Reddidi carmen, docilis modorum
Vatis Horati.
Hor. IV.

Die Ueberzeugung, daß, so wie die Bildung des Einzelnen nicht durch das aufgedrungene Fremde, sondern einzig durch Entfaltung eigener Kräfte bewirkt wird, — auch die der Völker nur dadurch zu bezwecken sei, daß die Elemente, die in jedem derselben gegeben sind, ohne fremde Beimischung, sich vereinigen, abschließen und steigern, — diese Ueberzeugung, durch weltgeschichtliche Ergebnisse geweckt und genährt, hat bei vaterländisch Gesinnten in neuern Zeiten sogar die Besorgniß rege gemacht, als gefährde das Studium der Alten, wie es noch überall die Basis des öffentlichen Unterrichts bildet, unsere freie, nationale Entfaltung, erschaffe den gelehrten Kastengeist, das literarische Philisterthum, und hindere lebendigen Fortschritt. Kaum war diese Ansicht von wohlmeinenden Männern ausgesprochen, so erhob sich eine weitverbreitete uralt-privilegirte Gilde von Gelehrten, welche, im Bewußtsein, daß die Ueberlieferungen des Alterthums die Grundlage unseres ganzen Wissens ausmachen, von einer autochthonischen Re-

form nichts Geringeres als den unvermeidlichen Einbruch der Barbarei und Finsterniß befürchteten. Noch stehen diese Meinungen sich schroff gegnüber; noch scheint der Kampf nicht geschlichtet; und erst neuerlichst hat ein einsichtsvoller Schriftsteller (F. Salgo, Vergangenheit und Zukunft der Philologie in ihrem Verhältnisse zur Bildung des Deutschen Volkes, Leipzig, Klinkhardt, 1835) dadurch, daß er die philologischen und die von ihm sogenannten realen Studien getrennt neben einander erhalten wissen will, weniger eine Versöhnung beider, als eine ausweichende Antwort auf die von der Zeit vorgelegte, wichtige Frage versucht. Ihrer Lösung gelten die nachstehenden Zeilen.

Wer wollte, wer dürfte sich dieß Eine verhehlen, daß, so wie die ganze neue Bildung nur ein herrliches, mit jungen Blüten verwebtes Andenken an das Alterthum ist, auch jene ewigen Werke, nach dem Geiste, der sie belebt, und nach der Form, in der sie vollendet dastehen, durch alle Zeiten Monumente menschlichen Vermögens und Vorbilder des Strebens bleiben werden? Was auch die dumpfe Emsigkeit beschränkter Mönche und pedantischer Schulmännet in düstern Jahrhunderten für Staub über die ewigen Rollen gewälzt haben mag, — so weht uns doch eben aus ihnen ein Hauch von Leben und Frische an, der aus unserem mannigfach verkümmerten Dasein, also auch aus der Mehrzahl unserer Werke, leider! entwichen ist; und was auch der blütenvolle Osten, der klangreiche Westen, der üppige Süden, das poetische Mittelalter, die raffinirte neue Zeit für Formen ausgeboren, — in unantastbarer Reinheit und Vollendung steht noch im-

mer die antike, anerkannt von den Weisesten und Fühlendsten aus unserer Mitte, vor unsern entzückten Augen. „Noch“ — ruft Johann Müller freudig aus — „schmeichelt der Natursinn Herodot's, und findet Platon's Götterwort zum Herzen den Weg; noch lehrt Polyb, Demosthenes Donner ist nicht verhallt, Markus Tullius proskribirt den Antonius noch, Brutus opfert sich noch der Freiheit Roms.“ Und wodurch sind alle, die wir als die Unsern mit Stolz aufführen, so groß geworden, als daß sie sich von der Milch der Alten nährten? Braucht es hier Beispiele? Muß man die großen Feldherren, Staatsmänner, Philosophen, Historiker, Aerzte, Dichter, Künstler nennen, die es bestätigen? Die letztern sind, wenigstens der Anerkennung nach, den Alten am treuesten verblieben; ihnen ist die Antike Ideal; sie bekennen noch, „daß man allen andern Künsten etwas vorgeben müsse, der griechischen allein ewig Schuldner bleibe“, und wenn das, was sie hervorbringen, den gebildeten Sinn nicht immer befriedigt, so ist die Nacheiferung der Griechen nicht schuld daran; was aber die allgemeine Bildung, das Wissen betrifft, — wo ist beides von jeher praktischer, in's Leben eingreifender gewesen, als in England? und wo werden die Alten in dem Maße zur Bildungsgrundlage gemacht, als eben dort? Werfen wir einen Blick auf die Dichtkunst und schöne Literatur der neuesten Aera, die sich, wie eine fallende Rakete, in tausend Funken prasselnd zu zersplittern droht! Woher können wir ihr Schirm und Einigung erhoffen, wenn nicht aus ihrer ursprünglichen Heimat? Was thut uns dringender Noth, als die besonnene Würde und

stille Grazie der Griechen, die Kraft und Präzision der Römer, und die Gesundheit beider? Von den Radotagen und Phantastereien der Einen, von den humoristischen Harlekinaden der Andern, — was kann uns retten, als Rückkehr zur edlen Einfalt der Alten? von der modernen Schwäche und nebulistischen Träumerei, — was als ihre Kraft? Griechische Kunst und Wissenschaft hielt wie Antäus an der mütterlichen Erde fest, ward, wie er, unüberwindlich, und bleibt hierin ewig Muster; und wenn es wahr ist, was man zu sagen pflegt, daß, wer das Französische lernt, zugleich die Höflichkeit lerne, — ist es minder wahr, wenn man behauptet, daß, wer Latein lernt, zugleich Männlichkeit und Präzision in Begriff und Ausdruck sich aneigne? Und haben wir etwa der Präzision zu viel? oder der Männlichkeit? Es ist gewiß, daß es Unsinn gibt, der bloß, wenn man ihn deutsch sagt, einigermaßen fähig ist, das Ohr mit dem Anscheine von Sinn zu täuschen; der, in eine der alten Sprachen übersetzt, sogleich sein Nichts offenbaren würde. Werft sie nur weg die Muster und Gesetze einer weiseren Vorzeit, werft sie weg, überlaßt euch ganz den Inspirationen eurer somnambulistischen Träume, oder den Fulgurationen eures toll gewordenen Witzes; — rühmt eure freie, eigene Entwickelung — und werdet von einer reifern Nachwelt verlacht, bedauert, vergessen!

Und doch höre ich den denkenden Freund fruchtbarer Fortbildung klagen: „Die Philologie ist für den Unterricht zum Theil so verderblich geworden, wie die äußern Gebräuche für den Gottesdienst. Wie hier die wahre An-

dacht oft unter mechanischen Spielen untergeht, so dort das wahre Denken, die ächte Bildung unter — — mechanischen Formen. — — — Das Römische und die von ihm abgeleiteten Rechte werden insbesondere noch durch die lateinische Sprache unpopulär. — Die Sprache hat das Recht aus dem Gewissen an den Verstand der Kaste, und die Rechtspflege aus dem Leben in's Papier, in die Büreaukratie verwiesen (Menzel, die Deutsche Literatur I.)." Ich höre ihn klagen, und kann ihm nicht ganz, wie ich wünsche, widersprechen. Was den letzten Punkt betrifft, so mag er im Bezirk juridischer Studien seine Anwendung finden; im Ganzen aber bleibt es auch wieder gewiß, daß ein verflachendes Popularisiren nicht der rechte Weg zur allgemeinen Kultur ist; — daß ächte Wissenschaft und wahre Kunst immer etwas Esoterisches haben werden und sollen; daß z. B. in der Medizin das Latein selbst schon zu populär ist, und wir endlich ins Chinesische werden flüchten müssen, um nicht von Hypochondristen-Weisheit gequält zu werden. Im Allgemeinen aber hat denn doch jener Kläger Recht; wer fühlt es nicht? — Und wie kommt es nun, daß er Recht hat? daß so traurige Früchte dem Baume des Lebens entsprießen? Von der Art kommt es, mit welcher die Studien des Alterthums getrieben werden.

Wer von uns darf sagen, daß er sich mit Vergnügen jener heißen Stunden erinnere, in welchen er, ehe sein kindischer Verstand noch fähig war mit dem Maßstab des Lebens zu messen, die Bekanntschaft jener großen Alten zuerst machte? Wem fallen bei Kornelius Nepos und Sallust,

bei Horaz und Virgil, nicht statt ihrer Helden, Schönheiten und Gesinnungen, die übeln Noten ein, die er in der Schule bekam, die Ermahnungen des Präzeptors, der Staubgeruch des Schulzimmers? Es ist Einem, wenn man lebhaft daran denkt, oft zu Muthe, als hätten es die guten Lehrer, die in ihrer unschuldigen Gewohnheitsmethode gewiß nichts weniger im Sinne hatten, eigens darauf angelegt, uns die Erinnerung an die lieben Alten auf Zeitlebens zu verderben.

Wie lange schon bringen wir mit der mechanischen Erlernung ihrer Sprachen zu! welchen Schweiß kostet sie uns! und haben wir sie nun endlich, ohne Liebe, erobert, — so lernen wir Chrieen aus dem Cicero, Figuren und alkäische Verse aus dem Horaz gefühllos nachdrechseln, und halten am Ende die Römer für eben solche Pedanten als unsere guten Präzeptoren, — da es doch eben das Alterthum ist, welches mehr als alles Andere geeignet wäre, uns gegen Wortthum und Pedantismus für ewig zu schützen. Da nun eben mit den Sprachen ein Theil des antiken Geistes in uns übergeht, und sie das Mittel weiteren Verständnisses sind, so ist allerdings ihr Studium unerläßlich; um so mehr, als gerade die Sprachen am wenigsten Gegenstand der Selbstbelehrung sein können; sie sind das Mittel, uns später lebendigen Genuß zu verschaffen; so lernt der Knabe lesen und schreiben, — aber nicht den Goethe lesen und nicht Liebesbriefe schreiben. Um nun jene Idiome sich anzueignen, dazu bedarf es nicht so vieler Jahre, als man gemeiniglich daran wendet; es bedarf noch kürzerer Zeit, wenn man das Studium in rei-

fern Jahren erst anfängt. Man gewänne hierbei auch noch so manche Zeit für die Elemente anderer, sogenannter realer Studien; die Bildung würde vielseitiger und doch dem Jünglinge weniger beschwerlich. Sind aber die Sprachen als Medium bereits Besitz des Lernenden geworden, so wäre es wohl am gerathensten, ihm die Lesung der Schriftsteller, wie man es bei den einheimischen macht, selbst zu überlassen; um so mehr, als ohnehin die antiken Autoren, wenn sie verstanden werden sollen, weit mehr Reife fordern, als der frühern Jugend eigen ist; und wenn sie aufgedrungen werden, spurlos vorübergehen, oder das Gegentheil dessen wirken, was man wohlmeinend beabsichtigte. Denn, wenn je etwas, so will das Antike erlebt, nicht buchstabirt werden. Man kann auch das Selbstlesen jedem Strebenden unbesorgt anheimstellen, da er ohnehin, er weihe sich welchem Fach er wolle, bald einsehen wird, daß er ohne Kenntniß der Alten darin nicht weiter kommt. Er wird sich also bei ihnen umsehen, — und wer sich einmal da umgesehen hat, der wendet den Blick sobald nicht wieder ab! Er fühlt dann, was von ihnen zu lernen ist, und wirft erzürnt die gelehrten Kommentare weg, die das Lebendigste mit dem Moder des Schulwitzes zu überziehen, und so zu tödten emsig bemüht sind. Welche Fülle von Leben mußte es enthalten, daß ein solches, durch Jahrhunderte fortgesetztes Bestreben ihm nichts anhaben konnte!

Dieses Leben, nicht die Formen, in denen es sich damals mit Nothwendigkeit geäußert, muß sich wieder enthüllen, daß das unsere sich läutere, sich vereinfache; wir müssen auf unsere Weise — wie der oben angeführte

Schriftsteller sagt — eine so harmonische Bildung zu gewinnen suchen, als die Griechen auf ihre Weise gewonnen. „Eine Wechselwirkung, ein gegenseitiger Unterricht der Völker“ — fährt er fort — „ist der Zweck ihres Verkehrs, das Resultat aller historischen Erinnerungen. Wenn jedem etwas ganz Eigenthümliches inwohnt, das kein anderes nachahmen kann, so bildet doch auch jedes etwas Reinmenschliches aus, das jedes andere sich aneignen kann. Unter allen Völkern des Alterthums aber haben die Griechen den unbestrittenen Ruhm der humansten Bildung. Abgesehen von ihren nationellen Besonderheiten war ihre Verstandes- und Kunstbildung eine so allgemeine, daß alle Völker bei ihnen in die Schule gehen können. — — — Sie war rein menschlich; darum ist es keine Nachahmung, sich nach ihnen zu richten, sondern nur ein natürliches Bestreben des menschlichen Geistes, sobald er sich sein bewußt wird, und einige Sicherheit in dem, was er will, erlangt hat. Wir ahmen nicht die Griechen nach; die Griechen lehren uns nur, wie wir unsern eigenen Verstand ausbilden, und wie wir auch in unser Leben die Grazien einführen sollen.“ Kann man sich hierüber deutlicher und anmuthiger ausdrücken? Ich wünschte durch diese fremde, wohlbeliebte Stimme der meinigen den Nachdruck zu verleihen, der einer so guten Sache förderlich sein möchte.

Sollten wir je zu einer solchen Kultur gelangen, so würde nicht nur das allgemeine Leben, das Wissen, die Kunst daraus den höchsten Gewinn ziehen; die Kritik würde insbesondere daran Theil nehmen; manche Verwirrung, mancher Parteikampf würde geschlichtet werden; der

Zwist zwischen Klassisch und Romantisch würde der Anerkennung höherer Gesetze weichen, Kraft und Leben wieder einmal das lange befleckste Papier beseelen, die Idee der Kunst, als die höchste, reiner hervortreten; die schöne Symbolik der Alten, trotz des Mißbrauchs eines pedantischen Säkulums, wieder Liebe finden, und herrliches Eigenthum, zweite Natur des Dichters werden; und dieser würde nicht mehr elegisch hinüberrufen:

Schöne Welt! wo bist du? kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Fabelland der Lieder
Lebt noch deine gold'ne Spur;
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe noch zurück!

Scott und Bulwer.

Wie der Spiegel, so das Bild darin.
Alte Wahrheit.

In einem kleinen, aber gewählten Cirkel, wo das Besprechen des Gelesenen noch nicht für Pedanterei, und das Vortreffliche, wenn es ein Jahrzehend überlebt hatte, noch nicht für veraltet angesehen ward, verhandelte man über die Frage: in welcher Dichtungsform das Leben unserer Zeit, nach seinen innern wie geselligen Verhältnissen, am fruchtbarsten und zugleich so dargestellt werden könnte, daß man sich bei den ernstesten Zwecken doch den willigsten Antheil versprechen dürfte. Man zweifelte keinen Augenblick, daß der Roman diese Form sei. Was der Lyriker anbiete, hieß es, würde nur selten mit so ernsthaften Absichten zur Hand genommen, selten um mehr als einer flüchtigen Anregung willen gelesen; die Bühne betrachte man als Produktionsschauplatz der Schauspieler und Schauspielerinnen, als eben so flüchtige Abendunterhaltung, und sei nicht mehr gewohnt, sie gegen das Leben zu halten. Mit welchem Antheile aber noch fortwährend Novellen und Romane auf Toiletten und in Schreibtischen verwahrt würden, davon überzeuge man sich täglich, und die Buchhändler würden es gerne bestätigen. Dem Dichter aber seiner-

seits sei auch damit gedient. In welches Format wäre die breite, flache Verworrenheit unserer Lebenszustände, die nur dann und wann von einem großen Charakterzug, von einem bedeutenden Ereignisse romantisch unterbrochen wird, bequemer zu bringen, als in diese? Wo träten Gesinnungen und ihre fortwirkenden Folgen deutlicher hervor? wo verweile man länger dabei, als hier? — Als man nun das Gute, was in dieser Gattung vorhanden ist, einer unterhaltenden Rekapitulation unterwarf, kam man auch darüber bald überein, daß, ohne die Verdienste aller europäischen Nationen, besonders unserer eigenen, zu verkennen, man denn doch in diesem Bezirke den Engländern die Palme zuzugestehen nicht umhin könne. Diese praktische Nation, auf ihrem alldurchkreuzten, allversammelnden Eilande von Kindheit auf ihre Söhne an die Betrachtung einer ungeheuer bewegten äußerlichen Welt gewöhnend, wo Einsicht in die Triebfedern der Menschen, mit denen zu verkehren unsere Lebensaufgabe macht, sich früh als Bedürfniß aufdringt, — hat von altersher die fruchtbarsten Romangenies aus seinem Schooße genährt und gebildet, an deren Meisterwerken sich nun ein jüngeres Dichtergeschlecht, dem Genius einer vorgeschrittenen Zeit gemäß, vervollkommt, und im Romane, der das soziale Leben behandelt, so ziemlich das Höchste erreicht haben wird, was unter den gegebenen Verhältnissen zu erreichen möglich war. Der Erfolg bewies die Trefflichkeit der Versuche. Man kann nicht sagen, daß irgend ein Romandichter so in die Masse seiner Nation gewirkt habe, als Walter Scott.

Waren bisher die Ansichten unseres kleinen Kreises

übereinstimmend, so erregte dieser Name ebenso viel Theilnahme, als er Widerspruch hervorrief. Heinrich, ein junger Dichter, von tiefem Gefühle und schwächlicher Gesundheit, früh verwaist, und, ehe noch sein Inneres zur männlichen Reife gediehen war, in die rauhen Stürme des Lebens geworfen, erklärte sich entschieden gegen den berühmten Baronet. „Ich kann,“ sagte er, „einen Schriftsteller nicht wirksam finden, der, mit einer Art von Scheu dem ausweichend, was eigentlich den Menschen zum Menschen macht, was allein den tiefer Denkenden und Fühlenden interessirt, uns überall nur bei den Röcken und Stiefeln, bei den Formen und Aeußerlichkeiten aufhält; der, statt das Flittergewebe, das Zeit und Konvenienz um unsern innern Menschen spinnen, kräftig zu zerreißen, es durch den Reiz und das Detail, womit er es behandelt, nur noch mehr verstrickt und befestigt; — der uns nie die Meinung seines Herzens sagt, sondern, indem er uns den unaufgelösten Knäuel der Begebenheiten hinwirft, uns dem traurigen und unfruchtbaren Zustande des Zweifels überläßt.“

„Seht dagegen,“ fiel ihm sein jüngerer Freund und gewissermaßen Schüler in's Wort, „sehet den warmen, geistreichen tieffühlenden Bulwer! Ohne sich bei kleinlichen Armseligkeiten aufzuhalten, führt er uns unmittelbar in's volle, strömende Leben hinein. Und welches Leben! Vom niedrigsten Bösewicht bis zum zartesten Gemüthe, das wie hüllenlos aus der Hand der ewigen Güte geflossen scheint, bewegt sich eine Welt vor unserem Innern. Leidenschaften toben gegeneinander, und mitten durch das brausende Gewühl ihrer Stürme schlägt der leise, himmlich klare Ton

der Menschlichkeit an unser Ohr. Nicht für imaginäre Puppen, für Gebilde des poetischen Traumlebens, wird unsere Theilnahme entwürdigend in Anspruch genommen, — die Leiden und Freuden, das Glück und der Jammer der wirklichen uns umlebenden, uns mit in sich verflechtenden Welt, regen unser tiefstes Mitgefühl, unser ernsthaftestes Nachdenken auf. Die wichtigsten Probleme des sittlichen wie des bürgerlichen Lebens werden in ergreifenden, symbolischen Darstellungen gelöst, die wahren Lebensfragen der Sozietät, wenn nicht beantwortet, doch wenigstens scharf und entschieden ausgesprochen; von dem Inneren unserer, den Wenigsten bewußten, von den Schmetterlingen des Leichtsinnes umgaukelten, von den Blumen vergänglichen Genusses überdeckten Zustände, wird die täuschende Hülle gerissen, und ein schauerlicher, nie geahnter Abgrund thut sich vor uns auf. Wir sehen uns selbst und die Welt, die uns umschwirrt, in einem schwarzen, aber truglos-scharfen Spiegel, aus dessen magischem Hintergrunde ein sanfter Genius auf milde, zauberische, aber wirkliche Fernen deutet. Fernen? nein! auf den stillen, unzerstörbaren Himmel deutet er, der tief in unserem eigenen Busen sich ausbreitet. Nie zweifeln wir über des Erzählenden Gesinnung, nie über seine Absicht; mit unverkennbar richtendem Finger deutet er auf den Guten und Bösen hin, und bezeichnet Jeglichen als den, der er ist; er will nicht kalte Einsicht, er will Liebe und gerechten Unwillen in unsern Herzen erwecken; und selbst, wo er bloß beschreibt, todte Gegenstände beschreibt, ist es ihm nicht darum zu thun, sie eben hinzustellen, wie sie sind — sondern auch da trägt er die ganze

Innigkeit seines Gefühles auf sie über, daß uns Baum, Fels und Strom, wie man von Raphael's Gemälden sagte, wie in Seele getaucht erscheinen. So wird er uns zum Freund, Lehrer, Vater, und wir müssen ihn einen Denker, einen Geschichtschreiber, einen Weisen, einen Seher nennen. Was ist Walter Scott dagegen?

„Ein Dichter", antwortete Helene, die heitere, junge Hausfrau, welche unsern Cirkel um sich versammelt harte. Sie war vom Himmel mit einem fröhlichen, gesunden, offenen Naturell beschenkt worden, das ihr jedes bessere Herz gewann, und mit der beglückenden Gabe, die Welt rein und klar aufzufassen, ohne etwas von selbstsüchtigen Forderungen oder unzufriedener Weisheit in sie hineinzutragen. „Ein Dichter," antwortete sie, „wie ich dieses Wort von Homer, Ariost, Shakespeare, und Goethe verstehen gelernt habe. Ob nun das mehr oder weniger ist, als das, was Heinrich's Freund einen Philosophen genannt hat, bin ich nicht gelehrt genug, zu entscheiden; aber paradox genug bin ich, zu behaupten, daß mir der Dichter viel mehr zu lernen und zu denken gibt, als der Philosoph; und ich will euch's an Scott erklären, wie ich's meine."

„Das hat schon Aristoteles gesagt," fiel hier ihr hastig ein sonst einsylbiger, kopfhängender Jüngling in's Wort, der Noten zu den Noten eines Andern über einen Klassiker herausgegeben hatte; „das hat, wenn ich Sie recht verstehe, schon Aristoteles gemeint, wenn er sagt: die Dichtkunst ist philosophischer und bildender als die Geschichte." — „Kann sein," fuhr Helene fort, „daß er's auch

so gemeint hat; wenigstens konnte ich oft genug merken, daß die Griechen, die ich mir sonst als Pedanten vorstellte, gar verständige und praktische Einfälle hatten. So viel aber weiß ich, daß, während mir der Philosoph in einer Erfindung, bei der ich nur zu sehr das Absichtliche fühle, seine Weisheit, seine Ansicht, seine Zwecke, stückweise auftischt, so daß mir keine Wahl und keine Prüfung übrig bleibt, — daß, während er mir seine Fabel sammt Moral vollständig zu verdauen gibt, und mir nicht ein Jota zu denken übrig läßt, — der Dichter meinem Herzen mehr Umfang, und meinem Verstande mehr Thätigkeit zutraut. Scheinbar ohne Zweck, scheinbar ohne Mitgefühl, wie der Berg und der Strom, die er malt, zeigt er mir die breite, die unendliche Welt, zwar aus einer angenehmen Ferne, aber doch, wie sie ist, deutlich und üppig auseinander gelegt. Eine wohlthuende Klarheit, wie sie nur der von Liebe durchdrungene Verstand gewährt, ergießt sich über alle Gegenstände, ohne einen auf Kosten des andern zu beleuchten; und die Welt erscheint mir in durchsichtiger Wahrheit und harmonischem Lichte. Mich entzückt die heitere Höhe, auf die er mich stellt, mich erregen die bunten Bilder, die er mir vorüber gleiten läßt, mich stimmt die bedeutende Folge, in der er sie nacheinander entfaltet, zu forschendem Sinnen; aber immer sind es meine Augen, die schauen, meine Seele, die wählt und empfindet, mein Geist, der durch eigene Wirksamkeit sich bildet. Der Dichter zeigt mir den Bösewicht nicht, aber er lehrt mich ihn erkennen; er deutet nicht mit dem Finger auf den Guten, aber er lehrt mich ihn aus Handlungen begreifen; er verkündet mir nicht die

Folgen menschlicher Thaten, aber er läßt mich sie schauen; er nennt mir keine Absicht, hat auch wohl keine einzelne, einseitige, aber tausend Ideen liegen wie Funken in den Steinen, die er aus dem Schacht des Lebens gräbt; ich brauche sie nur herauszuschlagen. Was ich vom Philosophen lerne, habe ich gelernt, was ich vom Dichter lerne, habe ich erlebt. Denn was ist Poesie als Leben, durch den ordnenden Geist noch einmal belebt? Still ruht in ihrer ewig bewegten, durchsichtigen Tiefe das Gewühl dunkler Ereignisse und Verwirrungen, von den Fluten der Dichtung fortverschlungen und gereinigt, wie nach Scott's herrlicher Schilderung im „Robin" über den Leichnam des unglücklichen Morris die Wellen des Sees zusammenschlagen, und auf ihrer Oberfläche in tiefer Bläue den Frieden des Himmels wiederstrahlen."

„Sie werden poetischer, als ich es Ihnen zugetraut hätte," sagte Heinrich's Freund; „aber ehe aus allen schönen Reden etwas Bestimmtes hervorgeht, müßte entschieden werden, ob sie nicht in die Luft gesprochen waren; ich meine, ob auch wirklich Bulwer dem allgemeinen Bilde, welches ich von ihm, und Scott dem, welches Helene von ihm entwarf, gleichen?"

„Eine solche, an den einzelnen Werken dargestellte Vergleichung," erinnerte Heinrich, „würde zu weit führen. Genug, wir verstehen einander, uud ich muß Helenen einigermaßen Recht geben. Vergleichen wir die Schilderung Euphemien's und Johannen's im Herz von Midlothian und die der Brüder Devereux in Bulwer's Romane mit einander, so haben wir ein Beispiel für viele. Aber doch sagte

ich nur: einigermaßen; — denn ich bemerke, daß es sich hier nicht um einen Vorzug, sondern um eine Denkart handelt."

„Wir haben im Grunde nicht Scott und Bulwer geschildert, sondern die große, allgemeine Differenz, welche nicht nur alle Dichter und Schriftsteller in der Welt, sondern, laßt mich behaupten, alle Menschen in zwei Klassen scheidet, und, wie ein unübersteigbarer Abgrund, vielleicht für ewig — auseinander hält."

„Ich verstehe Dich", sagte sein Freund; „der eine Theil ruht mit dem Herzen in der Welt, der andere mit dem Auge auf ihrer Fläche. Jenen ist es nun einmal nicht möglich, das Elend und die Verwirrungen ihrer Brüder wie eine Tragikomödie ruhig anzuschauen; sie müssen herbeispringen, retten, helfen, rathen, und wenn alles das vergebens oder unausführbar wäre, wenigstens sich zu ihnen hinsetzen, um mit ihnen zu weinen. Ich weiß nicht, ob ich die Andern beneiden soll, denen es so gut oder kalt geworden ist, daß sie Muth und gute Laune genug haben, das Schicksal der Menschheit zu einem künstlerischen Bilde zu verarbeiten, sich davor ruhig hinzustellen, es mit nachdenklichem Kennerauge zu beschauen, und endlich mit gelassener Ueberzeugung zu sagen: Es ist gut! — Dreht sich's doch immer um diese zwei Achsen! Ein und dasselbe Verhältniß: Euripides, Sophokles; Schiller, Goethe; Bulwer, Scott.

Der Aelteste der Gesellschaft, ein würdiger Naturforscher, der eben aus England zurückgekehrt war, und bisher, wie es schien, am Gespräch wenig Antheil genommen hatte, schüttelte jetzt den Kopf. „Daß doch ihr gelehrten

deutschen Kritiker," rief er, „überall Klassen, Trennungen, unübersteigliche Abgründe sehen müßt! Ich finde statt jener ungeheuren Differenz, von der ihr hier Wunder erzählt, wenn ihr gleich ein dunkler Begriff zu Grunde liegt, nichts als den natürlichen Unterschied zwischen werdender und gewordener Bildung. Mit den Dichtern ist es, wie mich dünkt, so: Jeder stellt in seinen Romanen die liebe Welt so dar, wie er sie eben sieht, oder wie er sie gerne haben möchte; denn die Gebilde seiner Poesie sollen ihm zum Genusse werden. Wer nun die Welt recht überdacht hat, das heißt: wer sich am vollkommensten ausgebildet hat, der kann die Welt nicht anders sehen, und nicht anders haben wollen, als sie ist; und so wird er sie dann auch darstellen. Dieser ist der wahre Dichter, der wahre Weise, der wahre Mensch. Er scheint unfühlend, weil er allfühlend ist; und diejenigen, die sich als Fühlende ihm gewissermaßen feindlich gegenüberstellen, stehen vielmehr unter ihm, und sollten ihn erst begreifen lernen, ehe sie ihn verdammen."

„Damit wir aber", schloß Helene, „der Forderung Heinrich's genügen, der, wie es scheint, von jeder Darstellung ein ausgesprochenes Endurtheil verlangt, so will auch ich von unserer Unterhaltung sagen: Der zuletzt vor mir das Wort führte, der hat Recht."

II.



Kennt ihr den reichen Lebensbaum?
Er wurzelt tief in seiner Zeit,
Und nährt sich von Vergangenheit,
Indeß in seines Schattens Raum
Der Zukunft heil'ge Frucht gedeiht.



Goethe's naturwissenschaftliche Ansichten*).

> Die Jugend eines Menschen, wie eines Volkes hält sich an der Betrachtung des Menschen; die Betrachtung der Natur ist ein Geschäft reiferer Jahre.
>
> J. G. Carus.

Von Allem, was Goethe gedacht, gestrebt und geleistet, haben bisher seine Bemühungen für Naturwissenschaft am wenigsten Eingang, ja vielmehr meistens Tadel und Widerspruch gefunden. Und doch getraue ich mir zu behaupten, daß gerade sie es sind, was, nebst den vollendeten seiner poetischen Gebilde, die Prüfung der Zeiten am glorreichsten bestehen wird; daß sie es sind, worin sich Goethe's Werth und Eigenheit am reinsten und vollkommensten ausspricht, wofür er eigentlich geboren zu sein schien; so daß uns, wenn wir in diese Betrachtungen aufmerksam eingehen, selbst seine dichterischen Hervorbringungen wie Werke erscheinen, die aus Naturforschung hervorgegangen sind. Ja man wird selbst das, was man ihm, sowohl in der Poesie, als besonders in der Kunsttheorie zur Last legt, in dieser Richtung begründet, wenn nicht entschuldigt finden. Auf der andern Seite wird man

*) Die Zitate beziehen sich auf die Duodez-Ausgabe.

an diesem Beispiele bestätigt finden, was von den bessern Geistern unserer Zeit längst nicht mehr verkannt wird, daß ächte, treue Naturforschung, wenn sie fördern und befreien soll, eine poetische Anschauungsweise nicht nur nicht ausschließt, sondern ganz eigentlich fordert. Wie Goethe ohne Naturforschung nicht so vollkommen Dichter, so wäre er ohne Poesie nicht so vollkommen Naturforscher geworden. Ein Anderes ist's: in der Wissenschaft dichten, — und auf der Höhe stehen, wo Kunst und Wissen Eins werden. — Dieses Alles nun wünschte der folgende Aufsatz zu bestätigen; vorzüglich aber soll das Ganze, die leitende und belebende Idee von Goethe's Naturstudien, die man bisher zu wenig auffaßte, hervorgehoben werden; denn so wird meine Arbeit weniger atomistisch, durch Kleinlichkeiten verwirrend, — vielmehr ganz, einig, bedeutend und belebend werden, — und so vielleicht ihren Zweck erreichen: die Theilnahme des Gebildeten überhaupt zu erregen, und Angelegenheiten, die unser höchstes Interesse so nahe berühren, vor das Forum unbefangen prüfender Vernunft zu bringen.

Um aber für das, was ich hierüber zu sagen gedenke, im Leser zum Voraus die gehörige Stimmung zu bereiten, sind vor Allem zwei Punkte festzusetzen. Erstens muß bedacht werden, daß in keinem Bereich menschlichen Wissens der abgeschlossene Geist der Gebilde so durchaus waltet, als in den unpopulären Bezirken der Naturforschung; vorzugsweise in jenen, deren Thron die Mathematik usurpirt hat. Wer würde sich hier so leicht entschließen, die mühsam aufgespeicherten Schätze der Gelehrsamkeit, die geheiligten

Theorien anerkannter Erfinder, die süße Vaterlust an selbsterzeugten Hypothesen, den Nimbus in sich vollendeter Systematik, — der leichtern, freien, heitern Ansicht eines unbefangenen Beobachters, und gar eines Dichters — aufopfernd hinzugeben? Da mag eher die Wahrheit noch lange kommenden Geschlechtern ein Räthsel bleiben, ehe wir das Siegel von unserem Diplome wankend machen lassen! — Es sei genug, diese Stelle berührt zu haben, und uns Aerzten, im Gegensatze zu den Mathematikern, den schönen Ruhm zu vindiciren, daß wir, mit dem Wohle der Menschen beschäftigt, die Ersten sind, die mit aufmerksamen Danke die Wahrnehmungen eines reinen und scharfen Beobachters aufzunehmen und zu nützen uns nicht schämen. Loder war es, der zuerst in seinem anatomischen Handbuche (1788) des Zwischenknochens gedachte, Sömmering that 1791 das Gleiche, Oken wie Steffens haben sich theilweise mit sichtlicher Liebe aus Goethe's Minen bereichert; Carus (Gynäkologie, Urwirbel u. s. w.) hat aus ihnen Manches zu Tage gefördert, und namentlich das Schema der Filiation im Knochensysteme bis zum Erstaunlichen ausgebildet; Schmidt, Dr. J. H. (zwölf Bücher über Morphologie u. s. w., Berlin; Enslin, 1831) solche Ideen zur komparativen Pathologie zu verwenden gesucht; Dr Engelmann (de Antholysi prodromus etc. Francof. ad M. Broenner 1832) sie im botanischen Fache weiter ausgebildet; Purkinje übereinstimmende Erfahrungen über das Sehen (1819) veröffentlicht; anderer einzelner Erwähnungen, oder eigentlicher Schüler, als Ernst Meyer's u. s. f. nicht zu gedenken. Den Aerzten zum Ge-

gensatze hat Pfaff (über Newton's u. s. w. Leipzig 1813) die verrosteten Waffen der alten Lichttheorie gegen Goethe zugeschärft, und wir wissen Niemand zu nennen, der ihm hierin widersprochen hätte, als etwa im Stillen Maler, Färber und andere praktische Menschen. Die Professoren in ihren Lehrbüchern gingen den sanctionirten Weg, und blickten höchstens vornehm seitwärts auf den armen Dichter, der sich in ihren aufgestellten Netzen gefangen hatte. Jenen wackern ärztlichen Kollegen nun mich anzureihen, ist mir Ehre und Zweck bei diesen Zeilen; daß sie übrigens nicht für die Gilde, sondern für alle Gebildeten, Freien geschrieben sind, die in diesen Dingen Licht haben wollen, und gesunde Augen mitbringen, brauche ich, nach dem Gesagten, kaum hinzuzufügen.

Ich komme nun zu dem zweiten festzustellenden Punkte. Wer nämlich wähnt, daß Goethe's Bestrebungen in unserem Fache von der Lust herrührten, universal zu scheinen und überall glänzen zu wollen, der irrt gröblich und verdunkelt sich zum Voraus die ganze Untersuchung. Zu zeigen, auf welchem Wege der Dichter in dieses Gebiet mit Nothwendigkeit geführt ward, sei vorerst hier unsere Aufgabe. Wir können sie nur lösen, indem wir uns auf die Geschichte seines Lebens und Denkens einlassen, und, was sich ihm von naturwissenschaftlichen Ideen ergab, genetisch entwickeln. Denn bei diesem Manne war Alles ganz und folgerecht, und wir müssen es auch zu sein versuchen, sobald wir ihn begreifen wollen. Daß ein glücklich organisirtes, zeitlich aufgeschlossenes, heiteres Gemüth, das in der Breite der Welt poetische Nahrung sucht, ein hel-

ter, rüstiger Verstand, der sich zu orientiren wünscht, früh-zeitig auf das schöne, klare Wort des Lebens hingewiesen werden, das die Natur in ihren Werken rings um uns lebendig ausspricht, wird uns nicht befremden. Der erste Keim also zu spätern Entfaltungen ist in Goethe's Naturell zu suchen, und in so manchen Aeußerungen aus seinem ersten geistigen Erwachen (aus meinem Leb. 1 u. 2) zu finden. Umstände, als: der Umgang mit Medizinern, der sogar zum Besuch anatomischer und chemischer Kollegien veranlaßte (aus meinem L. 2. Theil, S. 233), Ausflüge in bedeutende Gebirgsgegenden, wo Steinkohlengruben, Eisen- und Alaunwerke die Betrachtung auf sich zogen (ebendas. S. 323), die frühe Bekanntschaft mit Spinoza (ebendas. III., S. 290), die persönliche mit einem würdigen klinischen Lehrer (ebendas. S. 9), mit dem unvergleichlichen Zimmermann (ebendas. S. 337) haben das Ihre zur Pflege jener Keime beigetragen, wie denn ein Blick auf die Medizin, „die den ganzen Menschen beschäftigt, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt" (25. Bd., 232), die Lekture der Aphorismen Boerhave's (ebendas. S. 204) in einem so hellen Geiste auch hierin fruchtbare Gedanken reifen mußte, wie die über die Kontagien (Bd. 45) oder über das Schicksal neuer Heilmethoden (ebend. S. 366, Vaccination) u. dgl. a. m. O. — so wie Herder's große, auf das Letzte, Höchste hindeutende, unendliche Bahnen vorzeichnende, in den „Ideen" und in „Gott" ausgesprochene Ansichten, gleichsam im Voraus etwas von den Früchten zu kosten gaben, welche jenen Keimen einst entwachsen würden. Allein alle diese Bedingungen, wenn

gleich nicht in demselben Maße, traten bei so manchem Andern auch zusammen. Wir haben also den Grund besonderer Naturstudien noch anderswo zu suchen, und finden ihn in den Studien zur Kunst. Dieß ist die Pforte, durch welche Goethe in den Isistempel trat. Auch in diesem Sinne waren die „Propyläen“ Vorhallen. Die italienische Reise war es, welche die frische, poetische Lust an Kunstwerken, durch Anschauung und Nachdenken zum Begriffe reifte, und von diesem Begriffe war der Uebergang zum Naturstudium nothwendig. Von da ist also eigentlich die Aera des letztern zu datiren. Das künstlerische Kolorit war es, was zuerst die Betrachtung auf sich zog, und zu einer sichern Begründung gebracht werden sollte. Woher aber war eine solche zu erwarten, wenn nicht von einer naturgemäßen, praktischen Theorie der Farbe? Das Bedürfniß war von Malern nie verhehlt, Newton's optische Theoreme waren zu nichts zu brauchen, — ein muthwilliges Paradoxon, ein Versuch einer Künstlerin, ohne Blau zu malen, führten auf die genauere Betrachtung der atmosphärischen Farben, welche die erste Aussicht in eine heitere Physik gewährte.

Ich führe diese historischen Anfänge ausführlicher an, weil bei der Prüfung wissenschaftlicher Leistungen, zumal dessen, was einer Hypothese gleich sieht, gar viel darauf ankommt, wie der Urheber dazu gelangt sei; hier aber zeigt es sich, daß der Weg sachgemäß, nothwendig und unbefangen war. Denn bald nach der Rückkehr aus Italien ward Newton's sogenannter Fundamental-Versuch, der, einseitig und absichtlich, wie er ist, für eine allseitige Theorie gel-

ten soll, geprüft, und es ergab sich, daß die daraus gefolgerte Hypothese unhaltbar sei (1799). Die um Rath gefragten Physiker schüttelten die Köpfe, wiederholten das alte Evangelium, Lichtenberg versagte grämlich seine Theilnahme, und das erste Stück optischer Beiträge (1791) ward mit schlechtem Dank und hohlen Redensarten der Schule bei Seite geschoben (Bd. 31, S. 17). So geschah es, daß ein Bestreben, welches die Freunde des Dichters barock fanden, weil sie dessen Wurzel nicht berücksichtigten, und welches die vom Fache zu ignoriren suchten, weil sie ihr verwöhntes Auge von dem foramen exiguum auf den unendlichen Aether wenden sollten, — in sich zurückgedrängt ward; und daß der mildeste, billigste, der Satyre abgeneigteste aller Deutschen zu Ausdrücken sich getrieben sah, wie die folgenden: „Da ich damals in dem Wahn stand, denen, die sich mit Naturwissenschaften abgaben, sei es um die Phänomene zu thun" u. s. w. (Bd. 54, S. 305). — Dieser bittern Erfahrungen ungeachtet, ward im Stillen fortgearbeitet, und unter der liebevollen Mithilfe Meyer's und Schiller's, bei der edlen Theilnahme einer hochgebildeten Fürstin, das Gebäude nach und nach zu jener Festigkeit und Schönheit gebracht, in der es nun mit der Aufschrift Farbenlehre vor uns steht. Die Methode, wie in dem polemischen Theile der alte Schutt aufgeräumt, und im Didaktischen der Grund bezeichnet, und die Steine geprüft, behauen und geschichtet werden, würde allein schon, ein ewiges Muster wissenschaftlichen Verfahrens, den Dank der Unsterblichkeit verdienen. In dieser Gestalt nun wirkte die reine Theorie mehr; hatte aber noch des Kampfes genug

zu bestehen. Theils suchte man durch mißwollendes Verschweigen Goethe's frühere Bemühungen auszulöschen, was um so thunlicher schien, als er selbst deßhalb seit Jahren nichts direkt zur Sprache brachte; theils machte man von seinen Ansichten, die er seit eben so langer Zeit im Leben und Gespräch gern mittheilte, in größern und kleinern Schriften eine Art von Halbgebrauch, ohne sein dabei zu gedenken (Bd. 54, S. 318). Indeß machte Runge übereinstimmende Erfahrungen und Ansichten bekannt, Dr. Schopenhauer trat den Hauptpunkten bei, Steffens ging in freiere Ansichten von der Farbe ein, Künstler, Techniker und unbefangene Menschen fühlten das Unfruchtbare der alten, das Lebendige der neuen Doktrin, — und vielleicht ist Pfaff der letzte in Deutschland, der sich der reinen Lehre, die uns das Blau des Himmels ertheilt, widersetzt hat! — Dieß in wenigen Zügen die Geschichte der Goethe'schen Farbenlehre. Nun wird der Laie fragen, was denn das für eine absonderliche Theorie sei, die so schwer in die theoretischesten Köpfe hineinwolle. Diese Frage complett zu beantworten, müßte man Goethe's Werk abschreiben; liefert doch dieses selbst nur gedrängteste Stoffe, auszufüllende Umrisse! Dabei würde die zu verfolgende Konsequenz in's Gränzenlose führen. Der Kern ist in Folgendem enthalten:

Die ganze Farbenlehre beruht auf dem reinen Begriff vom Trüben, indem wir durch ihn zur Anschauung des Urphänomens gelangen, und durch eine vorsichtige Entwickelung desselben uns über die ganze sichtbare Welt aufgeklärt finden (Bd. 32). Denn die Farbe ist nichts anderes als der Bezug der Natur auf den Sinn des Auges (Bd. 52).

wenn wir nämlich bloß das einen reinen Bezug nennen, wobei das Organ in seiner Integrität verbleibt. Dieser Bezug aber wird nur durch das Trübe zur Erscheinung gebracht. Das höchst energische Licht, wie das der Sonne, ist blendend und farblos; das völlig Finstere ist unsichtbar; beides also hebt jenen Bezug auf, indem es das Organ gleichsam vernichtet; jenes durch übermäßige Entbindung, dieses durch übermäßige Beschränkung des innern Lichtes — ein Verhältniß, welches bereits der göttliche Platon ausgesprochen. Der leer gedachte Raum ist durchsichtig; der Raum, mit einem Mittel erfüllt, das unser Auge nicht gewahr wird, ist durchscheinend, uud gibt den Begriff des Trüben. Die vollendete Trübe ist das Weiße, die gleichgiltigste, hellste, erste undurchsichtige Raumerfüllung. Das Licht, durch ein auch nur wenig trübes Mittel gesehen, erscheint uns gelb. Nimmt die Trübe des Mittels zu, so erscheint das Licht nach und nach gelbroth, und steigert sich bis zum Rubinrothen. Die Finsterniß, durch ein trübes, von einem darauf fallenden Lichte erleuchtetes Mittel gesehen, erscheint uns blau; heller, wenn das Mittel trüber, dunkler, wenn dieses durchsichtiger wird; beim mindesten Grad der Trübe als das schönste Violett. Darum sehen wir den Himmel blau, denn es ist der unendliche, finstere Raum, durch atmosphärische, vom Taglicht beleuchtete Dünste gesehen; darum erscheint die Sonne, das blendende Licht, durch Dünste gelb, Morgens und Abends durch Gewölke als Morgen- und Abendröthe. Ein schönes Sinnbild dieser Lehre ist die reine Flamme. Auf dem dunkeln Grunde eines Tempels sehen wir ihren untern Theil blau, als

Dunst den mittlern gelb, den höchsten roth als selbstleuchtenden Körper. Die Farbe also ist ein verdunkeltes Licht oder ein beleuchtetes Dunkel. Σκιερον sagten die hellsehenden Griechen; lumen opacatum bei Ath. Kircher. Diese Grunderfahrung durch trübe Mittel nennen wir ein Urphänomen. Solche Erscheinungen sind Symbole aller übrigen, und über sie hinaus gibt es nichts mehr. Mit Worten ist ihnen nicht beizukommen, in ihrem Gewahrwerden besteht aber die Naturwissenschaft, welche als vollendet zu betrachten wäre, sobald wir alle Erscheinungen auf solche Urphänomene reduzirt hätten. Ein solches ist der Magnet. Wir hören dieses Wort, und eine Welt von Thätigkeiten ist erklärt. So erhellt die Anschauung des Trüben den Raum, der uns umgibt. Es fällt mir schwer, hier die Andeutung zu unterdrücken, welche Symbolik des ganzen Natur- und Menschenlebens dem Blicke des Denkers bei diesem einfachen Phänomene sich in's Unendliche aufthut; die ewige Formel des Daseins, das Gesetz der Polarität, das Höchste, was er denken kann, was Platon's erhabene Vernunft als συγκρισις und διακρισις aufgefaßt hat, — kommt zum Vorschein, und der mittlere Zustand des Menschen zwischen Licht und Nacht wird klar, des Menschen, dessen „Leben nur ein farbiger Abglanz" ist. Doch, um nicht abstrus zu werden, verfolge ich meine Darstellung. Zunächst also am Licht entsteht Gelb, zunächst am Dunkel Blau; beides, zum Gleichgewicht gemischt, gibt Grün. Die beiden ersten Farben, verdichtet, werden röthlich, bis zu einem Grade, daß man das primitive Gelb und Blau nicht mehr erkennen kann; doch läßt sich das höchste Roth phy-

fisch hervorbringen, wenn man die beiden Enden des Gelbrothen und Blaurothen vereint. Man kann auch zu dem fertigen Blau und Gelb fertiges Roth annehmen, und rückwärts durch Mischung hervorbringen, was vorwärts durch Intensiren bewirkt ward. Das sind die Elemente der Chromatik. Das Große und Wichtige aber ist, daß Goethe diese Erscheinungen allseitig, nicht bloß subjektiv auffaßt. Er betrachtet demgemäß die Farben physiologisch, physisch und chemisch. Die ersten sind ganz subjektiv, die zweiten gemischt, die dritten objektiv; die ersten, die man bisher als pathologische Phänomene ansah, beruhen auf den vitalen Funktionen der Retina, in welchen sich nur die ewige Lebensformel — Systole und Diastole — wiederholt; sie sind in der Erscheinung flüchtig; die wirklich pathologischen schließen sich an sie, und Goethe bezeichnet und überläßt hier dem Ophthalmologen ein schönes Feld; die zweiten entstehen durch Mittel, sind vorübergehend, und zerfallen in verschiedene Rubriken, welche von der Subjektivität der ersten zur Objektivität der dritten die Stufen bilden; die dritten haften an Stoffen, und sind permanent. Bei den ersten lernen wir die fruchtbare Entdeckung der geforderten Farben kennen, d. h. der Farben, die sich gegenseitig im Auge bedingen und hervorrufen; als: Gelb und Violett, Orange und Blau, Grün und Purpur. Hierin ist endlich ein Grundgesetz für Farbenharmonie gegeben, welches der bisher zum Typus aufgestellte Regenbogen, dem die Hauptfarbe, das reine Roth, fehlt, durchaus nicht leistete. Und so wirkt die Theorie der Naturerscheinung von ihrem Gipfel wieder auf die künstlerische Praxis zurück, von wo der

Weg zu ihr ursprünglich ausgegangen war. Wem nun bei unbefangenen Sinnen räthselhaft erschiene, wie so klare Wahrnehmungen irgend geläugnet oder auf verwickelte Prinzipien reduzirt werden könnten, der erfahre, daß die bisherige Theorie behauptet: in dem weißen Lichte seien überall, zumal im Sonnenlichte, mehrere verschiedenfarbige Lichter wirklich enthalten, deren Zusammensetzung das weiße Licht erzeuge. Damit nun diese zum Vorschein kommen sollen, setzt Newton dem weißen Lichte gar mancherlei Bedingungen entgegen, vorzüglich brechende Mittel, die es von seiner Bahn ablenken; aber diese nicht in einfacher Vorrichtung; er gibt ihnen allerlei Form, den Raum, in dem er operirt, richtet er auf mannigfache Art ein, beschränkt das Licht durch kleine Oeffnungen, und, nachdem er es auf hundertlei Art in die Enge gebracht, behauptet er, alle diese Bedingungen hätten keinen andern Einfluß, als die Eigenschaften des Lichts rege zu machen, daß es sein Inneres offenbare. Goethe beweist dagegen, daß es keineswegs die Brechung allein sei, was die Farbenerscheinung verursacht; vielmehr bleibt eine zweite Bedingung unerläßlich; daß nämlich die Brechung auf ein Bild wirke, und ein solches von der Stelle rücke; ein Bild entsteht nur durch Gränzen, und diese übersieht Newton. Das Ganze ist eine Randerscheinung, und keines Bildes Mitte wird farbig, als insofern die farbigen Ränder sich decken (Erklär. zu den Kupfertaf.). Hier hat man ein Spezimen von willkürlicher Experimentation und eines von reiner Auffassung der Phänomene. Zum Ueberflusse werden die Künstler aufgefordert, den Vorrath ihrer Palette zusam-

menzumischen — ob ein weißes Licht herauskommen werde? — So viel von den Elementen des Ganzen. Wenn wir aber erst, diesen Faden in der Hand, die mäandrischen Labyrinthe der ganzen Physik, Optik, Chemie, Naturgeschichte, Technologie und Kunst-Technik, bis hinauf zur Phisiologie, Philosophie und in die Bezirke ethischer, ja religiöser Anschauungen verfolgen, — wenn wir den Gegensatz von Säure und Alkali in dem der Farbe wieder ausgesprochen, die Gestalt der Mineralien mit ihrer Mischung, und diese mit ihrer Farbe im Zusammenhange finden, wenn wir das Kolorit organischer Körper als Resultat einer innern Kochung (πεψις), und die Metamorphose der Pflanzen damit in Verbindung betrachten lernen, wenn uns die Pracht des Pfauenauges, des Schmetterlingflügels, des Gefieders überhaupt über animalische Lebensverhältnisse aufklärt, — wenn uns der Spezifikationsgrad der Farbe zum Merkmal der Stufe dient, auf der sich lebende Geschöpfe befinden, — wenn das Verschwinden der Elementarfarben uns andeutet, daß wir im Reiche der Menschheit uns befinden, und von da aus erst eine höhere Bedeutung der Farbe angeht, — dann erst erscheint uns die Farbenlehre im ganzen Umfang ihres Werthes; und es wird uns klar, daß jeder Theil der Naturwissenschaft so wichtig und nothwendig als jeder andere ist. Ich bin vielleicht schon zu breit über diesen Gegenstand geworden; allein da er den Typus für die in allen andern Naturforschungen Goethe's waltende Methode angibt, und zugleich der angefochtenste ist, habe ich ihn etwas prolixer erörtert; ich habe dabei so viel als möglich Goethe's eigene Worte hervorgesucht,

weil man bei Darstellung der Ansichten Anderer nicht zu gewissenhaft sein kann, besonders wo man sich auf polemischem Boden befindet. Wer übrigens den historischen Theil und den didaktischen der Farbenlehre zusammenfassend prüft, bestätigt sich wieder in der Ueberzeugung, daß die Geschichte einer Wissenschaft die Wissenschaft selbst ist. Während des historischen Studiums der Physik, „dieser höchsten Wissenschaft", schrieb Goethe: „Eine Wissenschaft ist, wie jede menschliche Anstalt, eine ungeheure Kontignation von Freiwilligem und Nothwendigem, von Gesundem und Krankhaftem; Alles, was wir täglich gewahren, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome ansehen, die auf ihre patho- und physiologischen Prinzipien zurückzuführen sind" (Bd. 32). Ich habe eine solche Reduktion im Vorhergehenden, so bündig als es möglich schien, versucht. — Fahren wir nun in unserer genetischen Entwickelung fort.

Außer dem Kolorit, und in einer noch höhern, geistigern Bedeutung, zog die Gestalt, vor Allem die menschliche, die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes an sich. Die Vollendung dieses höchsten Gebildes, wie sie uns in den plastischen Idealwerken der Alten entzückt, hatte bereits dem scharfen Blick Camper's den Gesichtswinkel geoffenbart, und die Ahnung eines Vorbildes gegeben, dem die Natur, durch tausend Verhältnisse gedrängt, nur in den glücklichsten Augenblicken sich zu nähern im Stande ist. Es mußte aber dem Geiste des Menschen, der ein Ebenbild des Ewigen ist, durch solche Winke geleitet, möglich sein, der Absicht der Natur auf die Spur zu kommen, und sie gleich-

sam bei ihrem Schaffen zu ertappen. Diese tiefste, innere Verwandtschaft zwischen Kunst und Natur war schon den Alten, wie sie selbe durch ihre Werke bethätigten, kein Geheimniß geblieben. „Der geistige Bestandtheil des Samens“ — sagt Erasistrat bei Galen (de nat. fac. II.) - „bringt die Entwicklung der Gestalt und des Baues des kindlichen Körpers auf eben die Art hervor, wie Phidias aus einem Marmorblocke eine Bildsäule.“ — Also auch umgekehrt! Allein wie nun dieser Prozedur, wie ihrem Gesetze auf die Spur kommen? Es fällt in die Augen, daß die Gestalt, wie sie der Plastiker vor uns hinstellt, ihren Charakter durch das zu Grunde liegende Knochengerüste erhält; wie der Kern, so die Schale; nichts wird Außen erscheinen, das nicht Innen vorgebildet ist. War es doch dieser Wechselbezug von Innen und Außen, der erst Lavatern auf seine Physiognomik, später den scharfsichtigen Gall auf seine Schädellehre führte! weßhalb auch Goethe bei Gelegenheit des Kotzebue'schen Scherzes „der Schädelkenner“ aussprach: es möchte weder dieser wunderlichen Lehre, noch jener an einem Fundamente fehlen (Bd. 31, S. 148). Der Forscher sieht sich also hier an die Osteologie gewiesen. Er studirt sie im Komplex mit der Syndesmologie, die eigentlich jene erst belebt, „durch eine besondere Verrücktheit der medizinischen Jugend jedoch vernachläßigt wird;“ sieht aber bald, daß durch die schulmäßige Kenntniß des einzelnen, todten Skeletts kein Schritt vorwärts zu thun sei. Da eröffnen sich ihm zwei Wege: die Betrachtung desselben organischen Ganzen durch alle Thierklassen — vergleichende Anatomie, und Be-

trachtung desselben Organismus in demselben Individuum, wie er sich zu verschiedenen Zeiten, auf verschiedenen Stufen der Entwickelung befindet, — Morphologie im engern Sinne — ein Wort, und ein Begriff, welche Goethe in die Wissenschaft eingeführt hat. Wenn wir das Skelett in diesem Sinne beschauen, so scheint es durch die Klassen der Lebendigen und durch die Stufen des Lebens sich gleichsam zu bewegen, und wird selbst bewegt. (Hier schalte ich den Vorschlag Goethe's ein, durch plastische Anatomie die fortbildende Natur darzustellen, und zugleich den Schreckensscenen der „Resurrektionisten" vorzubeugen und Einhalt zu thun; Bd. 23 und 44) Die Wahrnehmung, welche Goethe 1786 machte: daß dem Menschen ein Zwischenknochen (os intermacillare) zukomme, so wie die zu Venedig 1790 aus dem Schädel eines Schafes herausgelesene Bildung des Schädels aus den Wirbelknochen, — werden nun nicht mehr vereinzelt und unwichtig erscheinen; man wird einsehen, daß sie so gut als die Eintheilung des Os petrosum in bulla und os petrosum propr. sic. dict. (Bd. 55, S. 303), des Os sphenoideum in anterius und posterius (ibid.), und die Vergleichung von Ulna und Radius, Tibia und Fibula (ebend.) Glieder eines Ganzen sind. Zu gleicher Zeit, als Goethe mit diesen Anschauungen beschäftigt war, trat ihm, in Sicilien 1788, bei Betrachtung einer herrlichen Vegetation das ideale, aus dem Gemeinschaftlichen der einzelnen Pflanzen abstrahirte Bild einer Urpflanze vor den innern Sinn, während er, nach dem oben erwähnten Doppelschema, zugleich die Umbildung der einzelnen Pflanze, vom Keim bis zur Blüte, zu be-

obachten, und so dem Geheimniß der Organisation auf die Spur zu kommen suchte. Wie sich nun so die Botanik, zu der ein fröhliches Jagdleben den ersten Impuls gab, den das peinliche Gefühl der Unzulänglichkeit der herkömmlichen Nomenklatur verstärkte, den übrigen Naturanschauungen anschloß, ward dem Geiste das Gesetz offenbar, welches, wie Goethe's rother Faden, alle Reiche der Natur durchwaltet; und indem der edle Herder gleichzeitig nach seiner Weise von Innen heraus dieselbe große Pulsader des Weltalls entdeckte, so, daß man nicht sagen kann, wem man hierin die Priorität zugestehen sollte (man sehe Herder's Ideen I. Bd., Gott, 5. Gesp.), ward die Idee der Naturwissenschaft zur Welt geboren. Es ist die Lehre von der Metamorphose; und ich wiederhole: ehe diese Idee ausgesprochen war, hat es keine Naturwissenschaft gegeben.

Ich muß hier suchen, zu Athem zu kommen, damit mich das Ungeheure nicht überwältige, und ich zugleich das Fruchtbare wie das Gefährliche eines so großen Gedankens zeigen könne. Plutarch erzählt im Leben des Theseus, das Schiff, auf welchem dieser nach Kreta geschifft, sei von den Athenern bis auf die Zeit des Demetrius Phalereus zum Andenken erhalten worden, indem man das veraltete Holz wegnahm, und dafür neues, festes einzog. Er setzt hinzu, das habe nachher den Philosophen Stoff zu Kontroversen über die Veränderung der Dinge gegeben, und Einige hätten behauptet, es wäre das alte, Andere, es wäre ein neues Schiff. Hier ist der Begriff der Metamorphose des Individuums. Der Strom ewiger Umwandlungen würde es verflüchtigen, wie einst in der alten joni-

schen Schule, wenn nicht das Beharrlichkeitsvermögen, das zentripetale Prinzip sein Bestehen sicherte. (Conatus, quo unaquaeque res in suo esse perseverare conatur, nihil est praeter ipsius rei actualem essentiam. Spinoza. Eth. P. III. prop. 7.) Dieß Ineinanderwirken liefert die Erscheinung, die wir Leben nennen; sein Gesetz heißt: Polarität mit Steigerung; Polarität, in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, Steigerung in immerwährendem Aufwärtsstreben, sich offenbarend; jene mehr der materiellen, diese der geistigen Seite der Naturen angehörig. Das ist die Natur und die Geschichte, — das ist das Wort des Geheimnisses, in dem wir leben und weben. — Wenden wir uns nun zu einem andern Bilde. Wenn wir die Weltgeschichte betrachten, so sehen wir den Genius der Menschheit auf eine ideale Einheit hinwirken, worin die Kontraste der Wirklichkeit sich lösen sollen; ein aufmerksamer Blick aber auf den Globus überzeugt uns, daß diese Einheit nie völlig zur Erscheinung kommen werde, so lange die Erde — Erde ist, d. h. so lange Kontinent und Inseln, Klimate, Ströme und Gebirge auf ihr sind, welche verschiedenartige Bedürfnisse begründen. Alles Individuelle in dem Reiche der Natur würde sich in das universelle Schema des Organismus auflösen, wenn nicht der Spezifikationstrieb es zusammenhielte. Und hierin liegt auch die Gefahr, bei Verfolgung dieser Idee in der Wissenschaft sich in's Allgemeine, in's Unbestimmte, Leere zu verlieren; zugleich mit dem in die andere Schale zu legenden Gegengewichte. „Das Detail verachten", sagt ein tiefer Autor, „heißt Natur verachten. Wo ist mehr Detail

bei mehr Einheit, als in ihr?" — Diesen beiden Formen der Metamorphose liegt eine Urform zum Grunde, die sich durch alle Reiche der Natur verfolgen läßt. Herder nennt sie das Hauptplasma der Organisation. Bei den Pflanzen läßt sich leicht bemerken, wie Stipula und Blatt ein und dasselbe Organ auf verschiedener Entwickelungsstufe darstellen; das Bryophyllum calycinum feiert den Triumph der Metamorphose; die Verwandlung eines Gliedes, das immer dasselbe bleibt, in eine andere Gestalt, ist am Insekte (z. B. Monoculus apus) deutlich zu sehen; in der vergleichenden Anatomie ist schon dem Auge deutlich, wie die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen, erst einfach, einzeln erkennbar, nach und nach schwerer zu beobachten, bis allmählig die angeschwollene Masse Unterschied und Ursprung völlig verbirgt. Der allgemeine Typus muß auch da noch anerkannt werden, wenn er sich, auf der höchsten Stufe der Menschheit, in's Verborgene bescheiden zurückzieht (Bd. 31).

Um das Vorhergehende recht zu begreifen, dürfen wir nie vergessen, daß wir die Natur nicht als todt zu denken haben. Ohne Hylozoismus keine lebendige Naturwissenschaft. Jedes organische Individuum besteht aus mehreren Wesen, die selbstständig leben, sich stets bedingen, umbilden, bewegen, trennen und suchen, herrschen und dienen, und eine unendliche Produktion begründen. Wir sehen das an der Fortpflanzung der Vegetabilien durch Absenker und Augen, wie durch den Samen, wo sie eine Entwicklung vieler gleicher Individuen aus dem Schooß der Mutterpflanze darstellt; an den Infusorien, die bei Mangel an Feuchtig-

keit vertrocknen, platzen, und eine Menge Körner ausschü
ten, in die sie, bei naturgemäßem Gange, auch im Feuch
ten sich zerlegt, und so fortgepflanzt hätten; an Polype
und Lumbricis, die in neue Organismen zerschnitten wer
den können (Beitr. zur Naturw. und Morph. Tübing. 1817)
Der sich zunächst an die Erkenntniß der entelechischen Mo
nade anschließende Begriff ist der von den Gränzen, i
welche ihre Thätigkeit eingeschlossen ist, wo Gestalten un
Zwecke der einzelnen Geschöpfe sich bedingen, und selbst in
Unvollkommenen, in der gestörten Bildung das Walte
und die Gesetze einer heiligen Ordnung erscheinen. Denn
jeder Organismus ist, wie es schon in den hippokratische
Schriften (περι τοπ. τ. χ. ανϑρ.) gesagt ward, ein le
bendiger Kreis; ein Organ bedingt das andere und wir
von ihm bedingt; die Gestalt des Lebendigen begründ
dessen Lebensweise, und die Lebensweise wirkt auf die G
stalt zurück. Das Thier ist Zweck sein selbst, und auf
Grenzen angewiesen, innerhalb derer allein diesem Zw
genügt werden kann. Durchbricht der animalische Bildun
trieb nach irgend einer Seite die Schranken, so läßt
eine Lücke auf der entgegengesetzten Seite zurück. So
stehen die seltsamen, die abnormen Bildungen (s.
Gedicht: Metamorphos. der Thiere, Bd. 3). Es r
eben die „Kompensationen in einem Ganzen gestörte
ganischer Kräfte," aus denen Herder die Idee eine
gen Nothwendigkeit, Güte und Weisheit deutend e
— Von hier war der Uebergang in patholo
Anatomie natürlich, unausweichlich. Die dahin
gen Beobachtungen sind in Goethe's Tagebüchern un

skizzen zerstreut (Bd. 43, S. 116; Bd. 31, S. 80), und gingen, besprochen, vermehrt, wiederholt, in's Leben über (Specimen anatomico-pathol. de lab. leporin. auctore Constant. Nicati 1822. — Nova acta physico-medica Acad. Caes. Leop. Carol. — Bonn. Weber 1829. Vol. XIV., die der treffliche Nees von Esenbeck redigirte; wo Weber eine merkwürdige Uebereinstimmung von Mißbildungen im Hirn, Schädel und Becken eines Mannes beschreibt. Im 15. Band dieser Zeitschrift findet man auch die Abbildungen zur Anatomie des oss. intermax., und Goethe's Beobachtungen über die unglaubliche Prolifizität des Anthericum Sternbergianum Schult., die das ganze Leben einer Pflanze vor unsern Augen vorgehen läßt, und über Konfervenbildung aus todten Fliegenleibern). Wie nun die aus pathologischen Prozessen entwickelte Einsicht in organische Verhältnisse auf die Pathologie selbst zurückwirken mußte, da insonderheit der Chirurg mit Geistesaugen, oft nicht einmal von Tastsinn unterstützt, die innen verletzte Stelle zu finden weiß, und sich daher eine Art von durchdringender Allwissenheit erwerben muß (Bd. 55), wohin er nur durch Erhebung zum plastischen Begriffe gelangt, — so wirkte die ganze Reihe organischer Naturbetrachtungen wieder auf die Betrachtung der Kunst zurück, aus der sie ursprünglich entstanden war. Was Goethe bei Gelegenheit der Landschaftsmalerei von der Metamorphose der Pflanzen einschiebt, kann bestätigen, was ich im Anfange andeutete, daß der Naturforscher in ihm alles Uebrige überwog. Der Einfluß lebendiger Anatomie auf Malerei und Skulptur ist deutlich; von der

Physiognomik war es bereits empfunden, was sie bedeute; David nahm bei seinen Arbeiten Antike, Gall und Lavatern zu Hilfe; ja, die Alten müssen hierüber sattsam vorgearbeitet haben, wenn Jamblichus erzählen darf, daß die Pythagoräer keinen initiirten, bevor dessen Schädel und Physiognomie genau untersucht war. Uebrigens begreift man aus reinen, physiographischen Ansichten gar wohl, was durch angeborne, zumal Knochengestalt, charakterisirt werde, und gibt Goethen Recht, wenn er sagt, daß die Physiognomik, von der man mehr durch Ahnung als durch Begriff Rechenschaft geben könne, bei ihrem ächten Naturgrunde nur dadurch außer Kredit kam, daß man sie zur Wissenschaft machen wollte (Bd. 32). Diese höchste und tiefste Einheit von Kunst und Natur hat schon Winkelmann gefühlt, als er für seine alten Tage sich Naturstudien vornahm. Camper, Blumenbach (Spec. hist. nat. antiqu. . art. operib. illust. Goett. 1808), Geoffroy St. Hilaire, d'Alton, Carus ergriffen diesen Sinn. — Hier nun bin ich wieder auf meiner Heerstraße, und habe von Goethe's naturwissenschaftlichen Ansichten, wie sie aus Kunstforschungen entsprangen, weiter zu berichten.

Die Schweizerreise 1779, so wie später die italienische, gaben Anlaß genug, zu fühlen, daß die Geognosie, zu der schon der Ilmenauer Flötzbergbau Lust und Fleiß erregt hatte, ein für jeden Reisenden unerläßliches Studium sei; der Zug der Gebirge, der davon abhängige der Gewässer, der um jene Gipfel schwärmende der Gewölke, wurden beobachtet, und so der Uebergang zur Meteorologie gebahnt. Und wenn einerseits die riesigen, vor den

Augen der Sterblichen in der Form von Gebirgen hingestellten Probleme den poetischen Geist auf die ruhige, stumme Großheit der Geologie, dieser uralten steinernen Sphynx der Wissenschaften hinwiesen, so konnte es dem Kunstfreunde nicht entgehen, daß dem Maler zur landschaftlichen Darstellung, und noch mehr dem Plastiker zur Kenntniß der Stoffe, in denen er arbeitet (vergl. Benvenut. Cell. II., S. 319, 330) die Oryktognosie von größtem Nutzen sei. Daß wir hier dem Gebiet der Chemie, welches uns übrigens schon seit der Untersuchung der Farben nicht mehr fremd ist, nicht ausweichen können, ist klar; und wie wollte man auch das letzte Glied der ungeheuren Kette des Weltorganismus in Bewegung setzen, ohne daß alsbald alle übrigen Glieder klirrend mit einstimmten? Was Humboldt angedeutet, Goethe im Großen geschaut, Oerstedt im Einzelnen empirisch nachgewiesen: „Der sich täglich mehr offenbarende, und doch immer geheimnißvollere Bezug aller physikalischen Phänomene auf einander," wird immer mehr als die Achse der Naturkenntnisse anerkannt werden, und erhält den Muth des Forschenden aufrecht, wenn sein Geist sich in den unabsehbaren Labyrinthen verlieren will. Die Betrachtung der mächtigen, aber stillen und leisen Wirkungen der schaffenden Natur, im Gegensatze zu den beliebten vulkanischen und neptunischen Revolutionen, — und des lebendigen Wechselbezugs zwischen der Erde und ihrer Atmosphäre, schon während der italienischen Reise als ein Pulsiren oder tellurisches Athmen ausgesprochen (Bd. 27, S. 19), — später durch das entsprechende Steigen und Fallen des Merkurs erläutert (Bd. 32, S. 214), — leuchtete in den

dunkeln Grüften der Geologie, wie durch die Nebel der Meteorologie. Dem menschlichen Geiste ist die Idee der Totalität gegönnt und ihr Bedürfniß angeboren; und so sucht er Leben und Bewegung in der Wissenschaft vom Starren, Gesetz und Ruhepunkt in der vom ewig Wandelbaren; er möchte den Granit lösen und den Aether binden. Jener Wissenschaft sollte ein projektirtes Modell förderlich werden, das beim ersten Anblick eine anmuthige Landschaft vorstellen, beim Auseinanderziehen aber in den innern Profilen das Fallen, Streichen u. s. f. der Gebirgsarten anzeigen sollte. Das Projekt blieb aber Projekt (Bd. 32, S. 8). Ueberhaupt schien Goethen das Schematische, Tabellarische sehr fördersam, um das Mentale sinnlich überschaubar zu machen; so zeichnete er eine Temperamentenrose, wie man eine Windrose hat, u. dgl. Was konnte dagegen für die Forschungen in der Meteorologie erwünschter kommen, als die stille Bemühung des frommen Howard, die räthselhaften Gestalten der Wolken zu bannen, zu unterscheiden, zu deuten? In Prosa und Reimen ward die neue Lehre verherrlicht, damit der Forscher wie der Künstler sich aus ihr bereichere. Dabei war Goethe bedacht, die vier lakonischen Grundbestimmungen durch Anwendung zu verdeutlichen, und durch Nüancirung zu vervielfältigen; ohne den Erkennungstypus zu verwischen (vergl. Dr. Kastner's Handb. der Meteorologie. Erlangen 1830, wo zu Goethe's paries noch oelum sich gesellt). Humboldt's grandiose Empirie veranlaßte ihn, die geographischen Verhältnisse der Pflanzenwelt in einer Landschaft zu symbolisiren; — und die herrliche Betrachtung einer Doppel-Tendenz in den Pflanzen: der

vertikalen, beharrenden, und der spiralen, fortbildenden, — erheiterte noch den Abend seines reichen, großen Lebens. — So zurückhaltend und flüchtig nun auch mir die gegebenen Andeutungen über diese Bestrebungen Goethe's scheinen, so fürchte ich doch für viele Leser schon zu ausführlich geworden zu sein, was meinem Zwecke ganz zuwider liefe, da ich gebildete Menschen für ähnliche Studien und zur Anerkennung Goethe's zu gewinnen, und nicht davon abzuschrecken wünschte. Ich eile daher noch, ehe ich Ergebnisse ausspreche, mit einigen Zügen, die vor den meisten Lesern Gnade zu finden pflegen, mein Bild zu vollenden. Bisher ist es in allen Partien gleich und hell beleuchtet; noch fehlt ihm vielleicht das, was Schubert „die Nachtseite der Naturwissenschaften" nennt; und bei einem Dichter sollte dieß Etwas gefehlt haben? nimmermehr! es war vielmehr der dunkle Anfang und das dunkle Ende seines Forschertages, und in alle Winkel seiner poetischen und szientifischen Werke hat er die mystischen Schatten wie flüchtige Räthsel ausgestreut, wo sie den Vorüberwandelnden, je nachdem er ist, zur Ruhe einladen, necken oder ungeschoren lassen. Die aurea catena Homeri umschlang den poetischen Jüngling mit magischem Reiz; die schnelle Genesung nach einem verschluckten Wundersalz, die herrliche, nach Welling's op. majo-cabal. selbst bereitete Erscheinung des liquoris Silicum waren nicht geeignet, jenen Reiz so schnell zu lösen. Dazu kamen die in ähnlichen Büchern, wie Fulgurationen ausgestreuten Fingerzeige, die auf einen lebendigen Wechselbezug und auf ein Erstes und Letztes ahnend hindeuten, und so den Geist erweitern, ohne

ihn auszufüllen; — sie trafen überdieß ein dichterisches Gemüth, in dessen Tiefe sich bereits eine eigene, mystisch-kosmologische Gott- und Weltlehre aufgebaut hatte (Bd. 25), — und so ward in einem Winkel von Goethe's Innerem ein Altar für den Kultus der Nacht gegründet, dessen verborgene Flamme nie wieder erlosch. Wie sie später mit den klaren Emanationen naturwissenschaftlicher Erleuchtung ineinanderfloß, und nur hie und da zwischen den reinen Strahlen durch ihr Flackern bemerkbar wird — ist für Wissende, als Symbol menschlichen Strebens überhaupt, anziehend zu bemerken. Poetische Züge im Faust, so mancher geheimnißvolle Bezug in den Wahlverwandtschaften, zumal Ottiliens siderisch-magnetische Wundernatur, Jarno's Wünschelruthe, selbst ein wissenschaftlicher Seitenblick auf die Astrologie (Bd. 55, S. 52) und noch so manche Seltsamkeiten sind hieher zu beziehen, — und zur glorreichen Vollendung reißt uns Makariens planetarisches Sonnenleben wirbelnd von Sphäre zu Sphäre in die Unendlichkeit hinaus, so daß ich froh bin, an meiner sich abstumpfenden Feder eine Erinnerung meiner Endlichkeit und einen Anlaß zum Abschlusse zu haben.

Wir haben nun, so viel es in unsern Gränzen thunlich war, erzählt, was Goethe im Kreise der Naturerkenntniß gedacht, gewollt, gethan, und wie er zu allem gelangt sei; das Schwierigste bei diesem Unternehmen war, uns von der Fülle des Gegenstandes weder in's Allgemeine noch in's allzu Detaillirte hinreißen zu lassen; — eine Gränzlinie, die ich bereits übertreten zu haben fürchte. Nun bleibt uns die Beantwortung der Hauptfrage übrig, der Frage,

um deretwillen wir die ganze, nicht eben allzu leichte Bemühung unternommen: was ist nun mit dem allem geleistet? worin besteht das große Verdienst, das wir Goethen zuschrieben? Was unterscheidet ihn von der größern Masse der Naturforscher?

Ich antworte: Zweierlei, — die Beobachtung und die Idee (die Methode und das Resultat). Das Fruchtbare, Praktisch-Eingreifende jener Ansichten erwähne ich gar nicht, denn es versteht sich von selbst. Der Denker frägt nie: ist dieser Satz auch nützlich? Ist er nur wahr, so ist er es gewiß. — Das Folgende soll meine Antwort erläutern; ihr völliges Verständniß findet sie nur in dem sorgfältigen Studium der besprochenen Werke, — und der Natur. Denn diese Antwort enthält Alles, was über Naturforschung zu sagen und zu denken ist. Zuerst also die Beobachtung. Alle Naturforschung beginnt empirisch; und auf die Methode des Erfahrens kommt es an, ob sie mit Grillen oder mit Ideen enden soll. Nun hat aber, seit den Griechen, deren Behelf, leider! zu arm war, Niemand zu erfahren gewußt, wie Goethe; ja, das Erfahren ist ihm ganz eigentlich zur Kunst geworden. Die Unschuld, Reinheit, Klarheit, Schärfe und Unmittelbarkeit seiner Beobachtungen hat in der Geschichte der Naturwissenschaften nicht ihres Gleichen; und glücklich wären besonders wir Aerzte zu preisen, wenn wir mehrere Kapitel so abgehandelt besäßen, als das von den physio- und pathologischen Farben! wie sehr würde z. B. der Kreis der so außerordentlichen, unschätzbaren, stethoskopischen Wahrnehmungen durch eine solche Bearbeitung an zuverlässiger

Fruchtbarkeit gewinnen! (Ich kann mich hier unmöglich enthalten, im Vorbeigehen aus jenem Kapitel, weil sie Niemand dort suchen wird, eine Stelle einzuschalten, die mir den Kern aller pathologischen Philosophie zu enthalten scheint, wie er, nur unausgesprochen, in den therapeutischen Grundsätzen des Hippokrates ruht: „Wenn ein besonderes lebendiges Wesen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet ist, so strebt es in's allgemeine Leben hin, immer auf einem gesetzlichen Wege, und macht uns auf seiner ganzen Bahn jene Maximen anschaulich, aus welchen die Welt entsprungen ist, und durch welche sie zusammengehalten wird"). — Das erste Erforderniß, zur ächten Methode zu gelangen, besteht in der Selbstverläugnung. Der Naturforscher wähnt gemeinhin um so höher zu stehen, je mehr er von seinem Verstande in das Experiment hineinmischt. Allein die Natur verlangt eine tabula rasa, um darauf schreiben zu können. „Ist es der Gegenstand, oder bist Du es, was sich jetzt ausspricht? Das ist die erste Frage im Katechismus der Naturforschung. Der Mensch, und wo möglich nur der Mensch, sei das Werkzeug des Versuches; und damit er es recht sei, sei auch er sich früher objektiv geworden. So thue er seine Frage an die Natur; ohne diese, wie Menelaos den Proteus in Bande, oder wie Newton das Licht in eilf Schrauben (Bd. 50, S. 188) zu zwingen. Die Antwort, nachdem er das Objekt allseitig umfragt hat, fasse er mit kindlichem Sinne auf, wolle nicht erklären, sondern verehren, und begnüge sich, statt Theorien zu schmieden, mit der herrlichen Gottesgabe: Anschauung; — denn das

vollständige Phänomen ist die wahre Theorie, und die beste Erklärung doch nur ein idem per idem. Daher kommt es, daß kindlich frommen Gemüthern, wie Howard, Novalis, die Natur ihr Bestes, ihr Innerstes am liebsten offenbart. So entsteht jene „zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstande innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird" (Bd. 22, S. 248). Dabei darf keine der menschlichen Kräfte unwirksam bleiben! Die ganze Natur und der ganze Mensch treten in ein lebendiges Verhältniß, Analyse und Synthese halten gleichen Schritt, die Weltseele offenbart sich der menschlichen, und die Naturforschung wird zur Kunst.

Nun das Resultat: Die Idee; denn wie die Erfahrung das Alpha, so ist die Idee das Omega der Naturwissenschaft; und nirgends leuchtet uns ihr himmlischer Strahl, ungetrübt und glänzend wie bei Goethe entgegen. Denn die Idee kömmt von oben; und wenn Aristoteles, der zu ihr hinauf-, und Platon, der von ihr herablehrte, das Symbol zweier Seiten der Menschenbildung darstellen, so verehren wir in Goethe die ganze. Wenn er geschaut und gedacht, unterschieden und verglichen, da ward eine Welt vor seinem Geiste licht, und bescheiden nannte er das ein Apperçu, was Philosophen ein System genannt hätten. Uebrigens würde es der redliche Blick dem Genie bald gleich thun, wenn er sich liebend in die Gegenstände versenkte; „hat doch die Natur kein Geheimniß, das sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellte!" Ihre Geschöpfe sind Signaturen, ihre Begebenheiten Chiffern; aussprechen kann kein Mensch das

Wort ihres Lebens, denn unsere Sprache ist arm gegen ihr Schweigen; aber es lesen zu lehren, war Göthe's Aufgabe und Verdienst. Er selbst beschreibt sein Verfahren mit dem glücklichsten Ausdrucke, wo er sagt, „daß aus der Uebersicht der Phänomene ein Begriff sich bildet, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen wird" (Bd. 51, S. 209). Nie fiel es ihm ein, die ewig lebendige Natur dem Partikular-Gesetze des menschlichen Verstandes zu unterwerfen; und wenn die skeptische Schrankenlosigkeit des ersten Anschauens (Bd. 50, die Natur) auch später durch die reife Anerkenntniß nothwendiger Gesetzlichkeit determinirt ward, so blieb die Unendlichkeit unverletzt in ihren Rechten. Le grand défaut de tous les naturalistes — sagt der scharfblickende Casanova — est tr e'd systématiques. Il leur faut un système; mais celui qu'ils adoptent pour connaître et comprendre ce qu'ils ne pourroint ni concevoir ni deviner, est celui qu'ils ont créés eux-mêmes a seconde de leur besoin. Das war es, was Goethe, nicht mit der Verzweiflung des Grüblers, sondern mit dem freien Bewußtsein eines Geistes, der das Unendliche zu denken vermag, sich gestand; mit Kühnheit sprach er es aus: „Die Natur hat kein System; sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum zu einer nicht erkennbaren Gränze" (Bd. 50.). Die bisherige Behandlung der Naturwissenschaften aber ließ uns bereits fürchten, daß die lebendigsten aller menschlichen Kenntnisse zu einer Nomenklatur von Begriffen ohne Anschauung erstarren möchten. In diesem Sinne war es gemeint, wenn ein verehrender Biograph von Goethe an

die Erlösung der Naturwissenschaften datirt; wenn wir gleich den Alten das schöne Glück eines großen, schuldlosen, freien Blickes in das All nicht streitig machen wollen. Bei einer solchen poetischen Ansicht von der Natur (sie ist am keckften ausgedrückt in dem Aufsatze: Natur Bd. 50) wäre jedoch zu befürchten, daß das All, welches wir eben zu Buchstaben und Ziffern verhärten sahen, nun in Myriaden wechselnder Gestalten sich lösend, unserem Blick auf ewig unerreichbar in fließende Unendlichkeiten auseinanderquölle; die Aufgabe der Physik aber ist — nach dem Ausdruck des eben erwähnten Schriftstellers — das Band in der Natur zu finden; „Encheiresis naturae nennt's die Chemie, spottet ihrer selbst, und weiß nicht wie." Und dieses Band ist eben die Idee. Hatte dem Dichterweisen schon frühe das Gewahrwerden des Unendlichen Staunen, und die Ahnung des Gesetzlichen Ehrfurcht abgewonnen, so daß schon der drangvolle Jüngling beim Anblicke des Straßburger Münsters nicht bunte Phantasien, sondern Gedanken von Harmonie und Ordnung lallt (so Fr. v. Müller, Goethe in seiner prakt. Wirksamkeit. Weim. 1832), so kann man doch sagen, daß damals, als unter den Ruinen von Agrigent in Sicilien das Bild der Urpflanze vor seinem Geiste auftauchte, über den Gehalt seines Daseins entschieden ward. Die Natur und der Geist begegneten sich in jenem Augenblicke — in der Idee; im aufgeschlossenen Innern der Welt, die einst „ein allverschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" geschienen, offenbarte sich das stille Band, das alle Dinge verbindet,

der Lebenskreis, in dem sie werden und wesen, das Beharrende im Wandel, „das ewige Gesetz. wonach die Rose und Lilie blüht;" ein zarter Denker aber hat den Ausspruch gethan: „Allenthalben dieselbe heilige Nothwendigkeit wahrzunehmen, lieb zu gewinnen, sich selbst anzubilden, — das macht den Werth eines Menschenlebens." Numa Pompilius hatte eine Muse die er „die Schweigende" nannte, und die ihm das Heiligste in seinen Einsamkeiten verkündete. Eine solche Muse wird uns die Erkenntniß der Natur; sie deutet, ein stummer, Genius, den Sterblichen auf seine Gränze und Bestimmung hin, und beglückt ibn praktisch, wie sie ihn innerlich beseligt; das quem te deus esse jussit wird der denkenden Kreatur klar und wichtig, und der endliche, diskursive Verstand nimmt gleichsam Theil an dem schaffenden Genusse des intellectus archetypus, Theil an der ewigen Liebe, Ruhe, Kraft und Seligkeit. Hier sind wir an der Gränze des irdischen Horizontes, und unser Auge verweilt einen Augenblick bei der Aussicht in ein überirdisches Gefilde. Wir ahnen dasjenige, was keine Zunge ausspricht, von dem alles Sichtbare nur ein Gleichniß ist; und wie dem Geometer von jeher der Triangel, als einfachstes Schema des Urverhältnisses aller Dinge: der Entfaltung und Rückkehr in sich, — als höchstes Sinnbild gegolten hat, und gilt, — wie in den Naturwissenschaften jedes Besondere Symbol des Ganzen, das Ganze Symbol des Kleinsten ist, so wird dem für's Höchste empfänglichen Geiste die ganze Naturwissenschaft und ihre leitende Idee, das Gesetz der Metamorphose, wiederum nur Symbol sittlicher und religiöser

Ideenwelten. Auch der Mensch und sein Geschlecht sind im Tiefsten ein Gebilde des Kampfes und des Aufwärtsstrebens; auch der Tod, wie das ihn bereitende Leben, ist Metamorphose; ein göttliches, unabänderliches Gesetz des Bewegens und Wirkens geht durch alle Welten (thöricht, was irgend ihm Trotz bieten will!), das Erkennen wird Pflicht, das Forschen Andacht, und „das Wissen, das bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, zumal auf einem Planeten, der — aus seinem Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, — als Stückwerk erscheinen muß, findet seine Ergänzung im Glauben" (Goethe bei Falk: G. aus näh. Umg. u. s. f.) — im Glauben, „der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens ist." — So bestätigt sich, trotz roher Verleumdungen, womit Unsinn und böser Wille den gottergebenen Denker nie verschonen, das alte Wort: Philosophia, leviter gustata, abducit a deo, penitus exhausta reducit ad deum; ist doch jedes Naturwerk immer „ein frisch ausgesprochenes Wort Gottes" (G. an die Großherzogin Louise) — „der Mensch aber in der Reihe so mannichfacher Produkte das erste Gespräch, das die Natur mit Gott hält" (G. bei Falk).

Bei diesen Gefühlen, die der Silberblick des Lebens sind, verweilt und beruhigt sich der Vertrauende. Der Forscher, überzeugt, daß ein Blick in diese Herrlichkeit für's Leben genügt, daß wir aber, je mehr wir davon aussprechen wollen, desto mehr uns in ein schales, stammelndes Gerede verlieren, widmet sich liebevoll den schönen Erscheinungen, arbeitet wie der Goldschmied zu Ephesus am Saum des göttlichen Gewandes fort, setzt das Unerforsch-

liche voraus, und zieht sich fürder keine Gränze. ,
er sich denn nicht selbst voraussetzen, ohne jemals zu
sen, wie es denn eigentlich mit ihm beschaffen sei? fl
er nicht immer fort, ohne sich jemals zu begreifen '
und Andere? und doch geht es fröhlich immer weiter
weiter!" (Zur Morphol.) Dieses Weiter soll auch
sere Parole auf Leben und Sterben sein, — wie es
Grund unseres Wesens ausdrückt; in rastloser Thät
bewege sich die Entelechie von Sphäre zu Sphäre, in
mer weitern, immer hellern Kreisen! Auch in der N
wissenschaft wollen wir dieß Gebot erfüllen, nicht ewig
ben, ausprägen, und zählen, was Goethe und die T
aus den edlen Gängen gefördert, lieber sichten, läutern
mit dem Neugewonnenen verschmelzen, und kühn das
Urgestein von Frischem behauen, uns nicht Goethe's Sp
und Formen, sondern den Geist aneignen, aus dem
entquollen sind.

Auf diesen Geist zu deuten, seine Spuren zu verfo
war ich in diesen Blättern bemüht. Haben sie zur G
ckung desselben in Andern, auch nur im kleinsten K
beigetragen, so sind sie nicht umsonst geschrieben, nicht
sonst, so lange es wahr bleibt, daß ächte Naturforschung
in der Kammer, sondern im Leben gedeiht, und daß ächte W
heit des Lebens nichts anders ist als treue Naturforsch

Die größten Dichter Persiens.

Ergänzungen zu Goethe's Noten zum Diwan; für Freunde östlicher Poesie.

Nirgends brennt ein Licht, dem ich die Seele nicht weihe,
Nirgends leuchtet ein Bliß, dem ich Verehrung nicht zoll'.
Feisi*).

Goethe wünscht, in den Anmerkungen zum west-östlichen Diwan, daß man die Schilderung persischer Dichtkunst, die er in sieben der ausgezeichnetsten Geister dieses Volks zu geben versucht, freundlich in der Art aufnehme, wie man runde Zahlen erlaubt; nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines, Bequemlichkeits halber, annähernd auszusprechen. Und in der That, wenn man diese Schilderungen zusammenhält mit dem, was uns in v. Hammer's Elementarwerk überliefert wird, so kann es nicht fehlen, daß wir an ihnen gar Manches modifizirt und vervollständigt wünschen. Freilich hat Goethe mehr die Leser seines Diwans als die Freunde

*) Alle in diesem Aufsatze angeführten Stellen persischer Dichter sind in v. Hammer's Uebersetzung gegeben, dessen unschätzbare „Geschichte der schönen Redekünste Persiens, Wien 1818“ dem Ganzen zur Grundlage dient.

östlicher Dichtkunst überhaupt vor Augen; allein das soll diesen nicht zum Schaden gereichen. Da die Theilnahme an den Herrlichkeiten des Ostens bei uns noch nicht erloschen ist, so wage ich es hiermit, Einiges zur Erfüllung jenes Wunsches beizutragen — in der Absicht, dem genießenden Publikum neue Fernsichten in ahnungsvolle Regionen zu öffnen, und dem eigentlichen Orientalisten diejenigen Schätze anzuzeigen, deren Verarbeitung uns ganz besonders zu Dank verpflichten würde. Denn was frommt alles gelehrte Forschen und Wissen, wenn es nicht endlich wieder Genuß und Leben wird? Nur mit Mühe enthalte ich mich der Fortführung dieser Betrachtung, die hier nicht am Orte wäre; denn diese Verwechslung von Zweck und Mittel ist der Grund jener unerfreulichen Verwirrung, die wir unser literarisches Treiben nennen. Nicht für den Gelehrten also schreibe ich diese Zeilen; seine Belehrung ist es eben, die ich aufrufe; so lange sie uns fehlt, halte ich mich an das, was genießbar vorliegt, und schlage den Weg ein, den Goethe eingeschlagen. Muß ich, bei so sparsamer Leuchte, das Divinations-Vermögen ein wenig in Anspruch nehmen, so wird man mir's beim Orient, wo Poet und Prophet sich in einander verlieren, zu Gute halten, wenn es scheint, daß ich die innere Wahrheit getroffen habe.

Für's erste möchte der wohl eingelesene Freund des Orients die Glieder persischer Dichtkunst durch die sieben angeführten Dichter kaum scharf bezeichnet finden. Wenn man gleich den Persern, da ihre inneren politischen und religiösen Verhältnisse eine bloß den Einzelnen, Begabten, fördernde, einseitige, wenn gleich desto tiefere Richtung der Kultur bedingen, keine Literatur im europäischen Sinne des Wortes zuschreiben darf, so ist doch ihre poetische Welt so reich und in sich vollständig, daß Jedem, dem ein Blick in ihr Inneres gegönnt ist — man darf wohl sagen — ein Schwindel freudiger Bewunderung angeht. Alle Mittel, die in ihrem Kreise liegen, sind zu dem wunderbarsten Bau, den die geistreiche Phantasie sich träumen kann, erschöpft. Eine Reihe glücklicher Zeitalter hat ihn aufgeführt, und nun bleibt den Nachgebornen nichts übrig, als ewig zu wiederholen, oder, die Schöpfungen der Väter mit scheuer Ehrfurcht schonend, einer neuen, fremden Kultur sich hinzugeben. Einen solchen Reichthum nun hat Goethe durch seine sieben Dichter sehr in's Enge gebracht. Es handelt sich darum, welchem von den uns bekannt gewordenen Poeten ein eigener, mit dem keines Andern zu vergleichender Geist, sei es durch die Natur, sei es durch Ausbildung, geworden und zuzuerkennen sei. Oft scheint es, als habe ein Nachfolger die ausgestreuten Perlen der Vorgänger nur zu neuen Schnüren gereiht, — allein eben in der Art, wie er sie reihte, wenn ihr sie genauer prüft, spricht euch ein neues Leben an. Ist es in unserer europäischen Literatur anders? erscheinen nicht die älteren Meister auch in den besten neuern wieder? kann man das ver-

läugnen, woran man sich gebildet hat? soll man es? ist Cooper Nachahmer, weil seine Form an die Scotts erinnert? So ist der Osten auch hierin Parabel für den Westen. — Zu solchen Gestirnen aber, die eigenes Licht ausstrahlen, rechne ich, außer denen, die Goethe nennt, besonders noch fünf unvergleichbare Dichter: Omar Chiam, Ferideddin Attar, Hatifi, Saib, Feisi. — Ehe ich sie zu charakterisiren versuche, sei es, noch einiges von denen, die Goethe schildert, zu sagen erlaubt.

Bei Firdusi hätte er, der überall auf den Mann einzugehen strebt, das Eigene in dem Charakter dieses Dichterhelden mehr hervorheben sollen, das sich, in seinem Gedichte wie in seinem Leben, bis zu einer düstern Härte gesteigert hat, und ihn von fast allen Poeten des Orients, ja, von der allgemeinen Farbe orientalischer Lebensansicht überhaupt, merkwürdig unterscheidet. Seine dunkle Herkunft (er war eines Gärtners Sohn), sein erstes Auftreten, durch eine Klage über den Statthalter von Tus veranlaßt, sein kühnes Andringen zum Dichterfürsten Anßari, der Muth, das gigantische Werk des Schahname zu empfangen und zu beginnen, die Beharrlichkeit, mit der er es durchführte, der Inhalt und die Behandlung desselben, die Anklage der Freidenkerei, die am Hofe gegen ihn erhoben ward, die Liebe, mit der er am Altherkömmlichen, am Vaterländischen hing, bis zum Purismus in Worten, der Unwille, mit welchem er das ungenügende Geschenk des Sultans zurückwies, die Worte des Zorns, die er an diesen ergehen ließ, sein verborgenes Ableben, und selbst die freie, stolze Denkart seiner Schwester, die sie mit ihm geerbt,

oder von ihm gelernt haben mag, — alles dieß gibt uns das Bild jener entschiedenen, strengen Eigenthümlichkeit, welcher ein ethischer Dualismus, der zum rastlosen Kampf mit dem Bösen auffordert, vor allen Lebensansichten zusagen mußte. Einer solchen Denkart aber gesellt sich jedesmal ein Zusatz von Melancholie; und wie sollte auch diese dem Streiter für Licht und Recht in einer Welt, wie die unterm Monde nun einmal ist, fehlen? So wird sein Heldenlied zu einer Nänie; er fühlt es, wenn er singt:

Hörst, wie die Nachtigall altpersisch spricht?
Dem Tod Isfendiar's will sie Klagen schenken;
In Klagen nur besteht ihr Angedenken.

Bei Enweri hat Goethe den merkwürdigen Zug, daß dieser unerschöpfliche Enkomiast auch der bitterste Satyriker war, und die noch merkwürdigere Umkehrung anzudeuten vergessen, die im Innern des Dichters vorgehen mußte, daß er, am Rande seiner Laufbahn sich fühlend, schreiben konnte:

Behüt' mich Gott vor Lieb' und Lob und Spott!
Genug hat Seele und Vernunft geirrt.
O Enweri! dem Mann ziemt Prahlen nicht;
Auf Deinem Vorsatz nun beharre Du:
Steig' in den Winkel auf dem Pfad des Heils!
Nur ein paar Augenblicke noch sind Dein.

Ohne diese sittlichen Beziehungen ist Enweri nicht zu begreifen.

Hafis selbst, mit dem Goethe sich so verwandt fühlt, ist dem, auf ein reiches Dasein dankbar zurückblickenden,

deutschen Dichtergreise doch nicht ganz in seiner östlichen Herrlichkeit erschienen. Die „mäßige Lebendigkeit" wenigstens, wodurch er diesen unläugbar dichterischesten aller Dichter zu charakterisiren sucht, möchte das Leben, welches wahrhaft übermäßig aus dessen Liedern quillt, nicht ausdrücken. Schon die rhapsodische Art des Hafisischen Ghasels, von tiefster Qual zum himmlischen Entzücken, zwischen Lachen und Weinen, überzutaumeln, die ihm ganz eigen ist, deutet vielmehr auf dithyrambische Fülle, die kein Maß anerkennt, als jenes, das die anmuthvollste Form jedem Dichter auflegt. Ein wunderbarer Uebermuth, man kann wohl sagen, Religion und Ausgelassenheit, waltet zumal im Moganni Name; und wer sich in diese fluthende Welt überschwenglicher Gefühle, von heiterem Scherz zu unverhehlter Verzweiflung, einmal hineingelebt hat, begreift es, was der Dichter von sich singt:

Was ist's Wunder, wenn im Himmel,
Durch Hafisen's Lied bezaubert,
Zu der Laute Anahid's
Der Messias Reigen tanzt?

Ob endlich Dschami seinen Nachgebornen nichts mehr zu thun übrig ließ, werden wir im Folgenden sehen.

Nachdem ich so Goethe's Betrachtungen durchgegangen, versuche ich jene fünf angeführten großen Dichter zu charakterisiren.

Omar Chiam, eine in der dichterischen Welt des Orients wie Occidents villeicht einzige Erscheinung. Geboren zu Nischabur, im fünften Jahrhundert der Hedschira,

unter der Regierung der Seldschugiden, zu Ende des ersten Zeitraumes persischer Poesie, genoß er der Jugendfreundschaft Nisamolmulks, des geistreichen, thätigen Wesirs Sultan Melekschah's, des Mäcenas seiner Zeit und seines Volks, des Gründers der Akademie zu Bagdad, und sieben ähnlicher wissenschaftlicher Stiftungen; der, nachdem er sich mit Hassan Shabagh, dem merkwürdigen Stifter der Assassinen, in eine enge Verbindung eingelassen, ein trauriges Opfer dem Ehrgeize und der Rache dieses Bösewichts fiel (S. v. Hammer a. a. O., S. 38). Omar Chiam, auf den diese Verhältnisse tief und bedeutend wirkten, führte ein genußfrohes, geschäftloses Leben, theilte seine Stunden zwischen Frohsinn, Astronomie und Poesie, bildete sich so zu dem geistigen Lebemann, den er darstellt, und hinterließ jene vierzeiligen Strophen, die schon durch ihre bequeme Kürze, noch mehr aber durch ihren Inhalt den leichten, jede Beschränkung hassenden Geist ihres Urhebers verrathen, und von denen uns v. Hammer, welcher dreihundert vorliegen hatte, leider bloß 25 überliefert. Wenn ihn der gelehrte Uebersetzer, bei diesem Anlaß, mit Voltaire vergleicht, so fühlt man wohl, was zu dieser Vergleichung einlud, bedenkt aber zugleich die Schwierigkeit einer Zusammenstellung von Individuen aus so ganz verschiedenen Lebenskreisen, deren Umläufe sich fast in keinem Punkte berühren. Man stelle sich nicht etwa die kühle, wenig tiefe, tändelnd-witzige, auf Ergötzung seiner Gesellschaft berechnete Leichtigkeit der pièces fugitives des Franzosen vor, — mit welchem der Perser bloß die Tendenz gegen das, was ihm Aberglaube hieß, gemein

hat. In seinen Zeilen spricht sich vielmehr Ernst aus: tiefer, bitterer Ernst, wie er aus scharfer Betrachtung des Weltlaufs sich ergibt; sittliches und rechtliches Wohlwollen, wodurch er die Räthsel, die den Menschen im Leben peinigen, am ersten zu lösen hofft; resignirte Ergebung in den unerforschlichen Willen des Ewigen, bei dem Gefühle sterblicher Nichtigkeit; ehrliches Geständniß eigener Unzuverlässigkeit, gegenüber dem Dünkel dogmatischer Pharisäer; fröhliche Verzweiflung, heiterer Trotz gegen Pöbelgerede, Gefühl eigenen Werthes; Wechsel poetischen Uebermuths und vergeblicher Trauer; genügsame Skepsis, nicht ohne kaum verstecktes Bewußtsein tieferer Einsicht; Verlangen und Gewährung gegenseitiger Duldung, bei der Ueberzeugung, daß aller Menschen Weisheit vor der des Herrn in ein Nichts sich auflöst, und nur durch Liebe, Rechtlichkeit und Frohsinn das vergängliche Geschlecht sich das dunkle Erdendasein verschönere; eine hieraus hervorgehende Läßlichkeit über äußerliche Bedingungen bei gründlichem Ernst des Innern: Eigenschaften deren Ensemble einen tiefen, wehmüthig beschwichtigenden Eindruck im Gemüth des achtsamen Lesers zu hinterlassen gewiß ist. Die Selbstanklage versöhnt mit dem Leichtsinn, der lei che Scherz mildert die Schwermuth, die Liebe vergütet den Spott, die Ergebung siegt über alle Zweifel, Stolz und Demuth reichen sich die Hand, und so dienen die feindlichsten Elemente, wie sie wohl selten sich zusammenfinden, der lieblichen Kraft einer alles versöhnenden Poesie. Treffend bemerkt v. Hammer bei unserem Dichter, daß, wie überall, so auch in Persien, die Freigeisterei die Vorläuferin der

Mystik war, die wir in den nächstfolgenden Dichtern betrachten werden; gewiß aber ist es, daß Omar Chiams Erscheinung in der Geschichte seines Vaterlandes nie wiederkehrte. Und so verdient er wohl, unter den Genien Irans aufgeführt zu werden. Folgende Verse des Dichters werden zur Betrachtung seines Wesens anregen; an Salomons Prediger möchte man sich hier und da gemahnt fühlen:

In dieser Hand das Glas, in jener den Koran,
Bin ich ein frommer bald, und bald ein schlechter Mann;
Ich bin im Weltendom, von Türkis hochgewölbt,
Kein ganzer Giaüer und kein ganzer Muselmann.

Bin ich von Lieb' und Wein berauscht, so bin ich's;
Bin ich ungläubig Götzen hold, so bin ich's;
Die Leute sprechen Vieles über mich:
Ich bin derselbe, der ich bin, so bin ich's.

Ich trinke Wein, doch siehst Du mich berauschet nicht;
Ich strecke aus die Hand nach einem Glas;
Warum ich Wein anbete? weißt Du das?
Damit ich nicht, wie Du, anbete mein Gesicht.

Ich sprach: mein Herz soll Wissenschaft versteh'n,
Und wenig war, was ich nicht eingeseh'n;
Doch wenn ich's schaue, reiferen Gesichts:
Das Leben ist vorbei, und ich weiß nichts.

Ich lege meine Hand in keines Führers Hand,
Weil sie vergänglich sind. Der Ewige bist Du!

Ferideddin Attar, geboren zu Kerken, einem Dorfe unweit der Vaterstadt des Vorigen, im Jahre der Hed-

schira 613 (1216 nach Christ. Geb.) unter der Herrschaft des Sohnes des oberwähnten Sultans Melekschah, zur Zeit der Kreuzzüge, widmete sich nur kurze Zeit dem Gewürzhandel seines Vaters, und brachte sein langes übriges Leben (er soll über 114 Jahre alt geworden sein) in beschaulicher Klosterruhe zu, vereint mit gleichgesinnten Frommen, bemüht, die Schätze älterer Mystik zu sammeln, zu durchforschen, zu sichten, zu bewahren, zu verarbeiten, und in einer großen Anzahl eigener Werke die Quintessenz dieses heiligen Wissens andächtigen Jüngern zu hinterlassen. Eines Derwisches fromme Mahnung begründete die Richtung seines Strebens, und die selbstvernichtende Demuth seiner letzten Worte besiegelte die Wahrheit seiner Lehre wie seines Wandels. Schon hatte einer von Dschengischans Kriegern das Schwert über ihn erhoben, als ein anderer tausend Silberstücke für ihn bot. „Hüte Dich," sprach Attar, „mich um diesen Preis zu lassen! Du wirst bessere Käufer finden!" Einige Schritte weiter, als der Mongole wieder das Schwert zückte, sprach ein anderer: „Tödte ihn nicht! ich will Dir einen Sack Stroh für sein Leben geben!" — „Mehr bin ich nicht werth," sprach Attar, und der Mongole hieb ihn zusammen (S. v. Hammer a. a. O. S. 141). — Goethe scheint es für ausreichend gehalten zu haben, wenn er den wunderbaren Dschelaleddin Rumi als Exempel östlicher Geheimnißpoesie hinstellte; um so mehr, als er, bei der ihm eigenen klaren Besonnenheit, schon diesem außerordentlichen Geiste sich fremder fühlte. Es waren aber vorzüglich drei Dichter, welche dieß Gebiet der Poesie in Persien beherrschten; ein mystisches Kleeblatt:

Senaji, Attar und Dschelaleddin. Der erstgenannte, der Zeit nach der erste, ist uns zu wenig bekannt, als daß wir ihn nach Verdienst zu schätzen wüßten; er scheint aber von Attar an Gehalt übertroffen worden zu sein, wenn wir der Steigerung in dem Verse des Dritten trauen dürfen, der ihn, troß der chronologischen Folge vorsetzt und erhebt:

Attar der Geist, — Senaji dessen Auge:
Ich kam erst nach Attar, und nach Senaji.

Die persische Mystik ist übrigens in den Islamismus und die orientalische Volksthümlichkeit so verwebt, daß wir Europäer, auch wenn die Werke jener Dichter uns vollständig vorlägen, doch nur ihren Glaubensgenossen die rechte Schätzung derselben überlassen müßten, weil sie den Maßstab dazu besitzen. Was uns also veranlaßt, Attarn eine besondere Betrachtung zu widmen, ist die Wahrnehmung, die auch der Uneingeweihte machen kann: daß seine Mystik einen ganz andern Charakter hat, als die Dschelaleddins. Als Dichter unterscheidet er sich völlig von diesem, und darf also nicht mit einer Kollektiv-Benennung abgefertigt werden. Während Dschelaleddin sich ganz dem bacchischen Taumel trunkener Orgien hingibt, und in das Meer der Unendlichkeit sich versenkt, aus dessen Tiefen er, wie Orakel aus der Höhle des Trophonius, Rhythmen heiliger Berauschung stammelt, Himmel und Hölle, Liebe und Egoismus, Glauben und Unglauben, Wonne und Qual, und alle Widersprüche der Menschheit in ein brausendes Chaos mischend, das durch den gährenden Schlummersaft dunkler Gesänge, den willenlosen Geist des Hörers in ein

Reich formloser Träume mit sich reißt, wo die Marken der Wirklichkeit weit, weit im Unabsehbaren verschwinden, ohne daß es der Priester der Mühe werth findet, diesem auch nur den leisesten Wink zur Orientirung zu geben, — ertheilt uns der ruhige Attar im Buch des Rathes (Pendnome) faßliche, auf den ersten Weg der Ergebung leitende Lebensregeln, und trägt in dem unvergleichlichen Buche Mantikettair (Vogelgespräche) in der originellsten Form, mit der tiefsten Gründlichkeit, lebendigsten Wärme, und in allmähliger, gesetzlich fortschreitender Entwicklung das vollständige System einer einfach großen Mystik vor. Es ist schwer, von diesem Werke einen Begriff zu geben. Es ist mystisch und doch klar, hält die Mitte zwischen Allegorie und Fabel, und erinnert, in einer bunten, durch den Bezug auf das Höchste, ewig Eine, zusammengehaltenen Mannigfaltigkeit, an alle Theorien aller Philosophen, an die Sagen aller Völker, die Träume aller Seher und Dichter, und die innere Geschichte jedes strebenden Gemüthes. — Die Vögel (nicht die des Aristophanes, sondern ihre ernsten Geschwister: die zu Gestalten gewordenen Resultate menschlicher Denkarten und Bestrebungen) halten einen Reichstag, sich einen König zu wählen. Der wohlberufene, einsichtsvolle Widehopf, einst Salomons Rathgeber, deutet auf Simurg hin, der, in seiner Einsamkeit auf dem Gebirge Kaf thronend, aufzusuchen, zu verehren sei. Da wehrt sich der Egoismus der Schönheit und Liebe trunkenen Nachtigall, der die Rose genügt; des zuckerkäuenden Papagei's, den die Lust des frischen Lebens festhält; des stolzen Pfau's, der sich selbst genug ist; der reinen Gans, „der Vogel-

eremitin," die ihr klares Element nicht lassen mag; des glühenden Rebhuhns, das seine Juwelen mit Flammenschwingen hütet; des königlichen Geiers, der Keinen über sich anerkennt; des ritterlichen Falken, der auf der Hand des Königs sich im Glücke fühlt; des hoffnungslosen Reigers, dessen Sehnsucht über's unendliche Meer verschwebt; der klagenden Eule, die den Schatz ihres Glückes unter dem Moder bewahrt; des schwachen Staares, der an allem Finden verzagt. Sie alle widerlegt der weise Hudhud; für jeden Einzelnen hat er ein Wort der Stärkung, der Beschämung; er erhebt, tröstet, demüthigt, reizt, lehrt, überzeugt, und bringt die Versammelten endlich zum Entschlusse, seiner Führung sich zu überlassen, und die große Wanderung zu beginnen. Auch auf dem Wege noch hat dieser Kolumbus der Geisterwelt mit erneuertem Zagen und Zweifeln mannigfach zu ringen; und wird man auch muthvoll auf einer Bahn verharren, die nicht die Stimme der eigenen Brust, sondern fremder Zuspruch uns vorgezeichnet hat? Je weiter sie gelangen, desto mehr entsinkt den Pilgernden die Kraft; der Aufrichtigste bekennt sein Verzagen, und gibt dadurch Tausenden das ersehnte Losungswort: sie fallen ab, zerstreuen sich nach allen Seiten; jahrelang wallen sie richtungslos durch dunkle Fernen, und so wird ihr Leben versplittert; auf Schreckenspfaden, durch schauerliche Wüsten, in Nacht und Grauen — gelangen von so vielen tausend Vögeln nur d r e i, mit gebrochenen Herzen und ohne Flügel an den Fuß des ersehnten Berges, — schon fast am Ziele, verzweifelnd, daß sie es je erreichen werden. Da naht ihnen von oben ein herrlich

milder Bote des Himmels, er erkennt sie, und trägt sie, der Vermittler göttlichen Erbarmens, in den Schooß der Liebe und des Geheimnisses, worin sie verschwinden und selig vergehen:

Der Abglanz des Simurges strahlt
Als Eins zurück von allen Dreien.

— — — — — — — —

So blieben sie versenkt in Staunen,
Gedankenlos im tiefsten Denken;

— — — — — — — —

Verstummend fragten sie den Höchsten.
Da kam die Antwort ohne Zunge:
„Der Höchste ist ein Sonnenspiegel;
Wer zu ihm kommt, schaut sich darinnen;
Schaut Leib und Seel', und Seel' und Leib.

— — — — — — — — — —

Doch Keiner hat uns noch geschaut:
Ameisen schau'n Plejaden nicht!
Was ihr gesehen, sind Wir nicht;
Was ihr gehöret, sind Wir nicht;
Die Thäler, die ihr durchgewandert,
Die Thaten, die ihr ausgeübt,
Sie liegen unter uns'rem Handeln,
Sie löschen aus vor unser'm Wesen,
Um sich an unser'm Thron zu finden;
Auf ewig löschen sie sich aus,
Wie Schatten in der Sonn'. Fahrt wohl!"
Sie gingen fort. — Das Wort ist aus —
Geh zu dem Weg! er liegt Dir offen.

Möchten diese ungenügenden Züge einen Orientalisten veranlassen, uns das ganze erstaunliche Gedicht durch Uebersetzung zu nähern! — Es kehren im Laufe der Weltgeschichte stets Epochen wieder, wo das tiefste Bedürfniß des Ganzen nach einer höchsten Einigung sich lauter hervorthut. Wer dann den Einzelnen zur Aufopferung der Selbstheit und zu unermüdlichem Kampfe aufruft, hat zur Befriedigung jenes Bedürfnisses das Tiefste ausgesprochen. Ehre einer Mystik, die uns, indem sie unsern stillen Träumen schmeichelt, zur Besserung, zur Thätigkeit ermuntert!

Ich übergehe die Frühlingsepoche persischer Dichtkunst, um auf den Zeitraum nach Dschami zu kommen, welchen Goethe als eine traurige, aus den Resten der königlichen Tafel zusammengestoppelte Abendmahlzeit darstellt. Ist es doch überall schwer und unrathsam, die leuchtenden Phänomene geistiger Thätigkeit nach Klassen und Perioden gruppiren zu wollen! Mag immerhin jedes Volk ein sogenanntes goldenes Zeitalter erleben, wo ein Zusammenwirken seiner edelsten Geister durch eine glückliche Konstellation bedingt, Statt findet, — mag der Literar-Historiker zum Behufe einer geordnetern Darstellung und leichteren Uebersicht solche Gruppen aufstellen und festhalten; — stets werden sich einzelne große, ja die größten Erscheinungen, auch aus den dunkelsten Jahrhunderten wie Gestirne aus der Nacht, hervorthun, welche jene Eintheilungen von goldenen und ehernen Zeitaltern verwirren, indem sie aus sich selbst eine goldene Aera erschaffen. Denn das Höchste im Menschen, an keine Zeit und keinen Raum gebunden, entfaltet sich allenthalben, und strahlt uns oft,

daß wir freudig staunen, seine Glorie aus einem Dunkel zu, das wir für undurchdringlich gehalten hatten. So ergeht es mir, wenn ich mich jener Abendtafel nahe; froh betroffen finde ich hier, nebst manchem trefflich zusammengesetzten Gericht, das auch nach köstlichen Leckerbissen noch genießbar erscheint, drei goldene Becher, gefüllt mit ächtem, schäumendem Tranke, unverfälscht, gesund, begeisternd; ja, der eine von ihnen perlt ein himmlisch reines Naß vielleicht an Chisers Quelle geschöpft, dem ich mit Gefühlen der Ehrfurcht mich nahe; kaum aber berühren die heiligen Tropfen meine lechzenden Lippen, so faßt mich würdige Sehnsucht: Liebe quillt aus dem Herzen auf, und die Hand strebt, das glänzende Gefäß den Durstenden zu reichen, daß auch sie die Beseligung empfinden.

Hatifi, geboren zu Dscham, ein Schwestersohn des großen Dschami, wagt es, nicht nur mit seinem berühmten Oheim zu wetteifern, sondern selbst Firdusi's geweihte Fußtapfen zu betreten. Wenn er gleich in diesem letztern Wagniß, nach dem Urtheile der Kenner, die Ohnmacht eines entarteten und gealterten Nationallebens bestätigte, so spricht sich doch in Allem, was von ihm vorliegt, ein so streng eigenthümlicher Geist aus, daß man sich genöthigt fühlt, ihn als Eigennatur anzuerkennen, und in den Reigen dichterischer Wandelsterne am östlichen Himmel mit aufzuführen. Ein strenges, kaum eigene Selbstbefriedigung gestattendes Bewußtsein von Sollen und Können, unerschütterlicher sittlicher Ernst, hohe, fast platonische Idealität, Rein-

heit und Kraft, beharrliches Streben, Reife des Verstandes bei tiefer Glut eines liebevollen, vielleicht oft verwundeten Herzens, ächte Religiösität, die wohl im höchsten Alter zu anhaltender Betrachtung der Vergänglichkeit irdischer Formen, beim wiederkehrenden Gefühle eigener Gebrechlichkeit und Abnahme, stimmt, und einen trüben Schleier der Wehmuth über das Gemälde des Lebens wirft, — diese Eigenschaften machen Hatifi's Töne und Bilder so rührend und eindringlich, daß sie selbst nach den erhabensten Vorbildern noch wirken und bezaubern. Vierzig Jahre lang arbeitete der ernste Mann unverdrossen an einem Werke, und am Schlusse genügte er sich nicht. Mehr als achtzig Jahre war er alt, als er erst den Entschluß faßte, mit Nisami die gleiche Bahn zu betreten. Wäre doch uns jungen europäischen Dichtern ein Theil jener Selbstverläugnungskraft gegönnt, welche es diesen Orientalen möglich macht, erst im hohen Alter die Früchte ihres Denkens den Zeitgenossen mitzutheilen! Wenn man nun mit diesem Alter die Farbe des Gedichtes vergleicht, das damals von seinem Kiele floß, so gesteht man gern, nichts Aehnliches je gewahr geworden zu sein, — einen europäischen Maßstab wenigstens durchaus nicht anlegen zu können; denn man darf wohl sagen, das Feuer unserer jugendlichen Poeten sei Wasser gegen die Glut edler Schwärmerei, welche Medschnun und Leila durchströmt. Diese Glut aber liegt bloß in des Dichters Innern; nicht von zusammengelesener oder gewaltsam herausgeschraubter Bilder Ueberschwenglichkeit mühsam angeblasen, entquillt sie einer warmen, reinen, Gotterfüllten Brust; und Hatifi's Sprache

ist vielmehr auffallend einfacher, als die seiner meisten Zeitgenossen, die ihren Ruhm hauptsächlich in der Anhäufung der von ihren Vorgängern gepflanzten Blumen suchten, woraus dann der so berufene, häufig zur Travestie verwendete „orientalische Styl“ hervorging. Am bilderreichsten wird er eben bei der Betrachtung des Vergehens, und schmerzlich ergeben ruft er sich selbst zu:

Du, über achtzig Jahre alt,
Warum gedenkst Du nicht des Todes?
Verzicht' auf Lebensphantasien,
Gedenke immerfort des Todes!

— — — — — — — —

Dein Haar ist weiß, um das Gewebe
Des Leichentuchs Dir vorzuhalten;
Verschwunden ist der Jugend Nacht —
Des Todes Morgen bricht schon an:
Den engen Weg Dir zu erleichtern,
Hat Dich das Alter krumm gebeugt.

— — — — — — — —

Es wird Dir schwerer das Gehör:
Um Böses nicht mehr anzuhören;
Und Deinem Aug' entflieht das Licht:
Um Böses nicht mehr anzuschauen.

„Saib“ — sagt v. Hammer am a. O. — „ist vielleicht der einzige unter allen persischen Lyrikern, der den Titel eines philosophischen Dichters vorzugsweise verdient; — indem er, die Klippen der Sinnlichkeit wie der Mystik vermeidend, die ewigen Aussprüche der Vernunft

und die praktischen Wahrheiten des Verstandes in dem tiefen und klaren Fluthenspiegel schöner Rede darlegt. Ernst und besonnen, und doch ergreifend und eindringend, verdient er, wie wenig andere Dichter, im vollsten Sinne seinen Dichternamen, welcher „der Durchdringende“ heißt.“ Dieses von Kennerhand entworfene Bild vergegenwärtigt uns vollkommen die großen Eigenschaften Saib's; und sollte ein so ausgezeichneter Name unter denen der Nachahmer ungewürdigt verhallen? Man braucht nur einige Ghaselen seines Diwans zu lesen, um Achtung, Neigung, ja Vorliebe für ihn zu gewinnen; und es ist sehr möglich, daß seine Denk- und Dichtart, wenn sie bekannter wäre, nächst der Saadi's, dem europäischen Sinne mehr als die der meisten übrigen Orientalen zusagen würde. Er hält ein, dem gebildeten Talente mehr als dem Genie, und einem kultivirten mehr als einem ursprünglichen Zeitalter angemessenes juste milieu, sowohl in Gedanken, Empfindungen, als im Ausdrucke; die Gedanken halten sich fern von schrankenloser Mystik, wie von der Beschränkung des Islamismus; die Empfindungen erwärmen, ohne zu erhitzen; der Ausdruck hat eine kräftige Fülle ohne Schwulst. Nirgends wird Saib panegyrisch bis zur Erniedrigung; weder die Macht noch die Liebe kann ihm das edle Gefühl seines Werthes entreißen; aber auch dieses, da es mehr auf dem Bewußtsein erworbenen Charakters als angebornen Genies ruht, steigert sich nie zum Selbstlob; und es genügt ihm, dem Herrn „für ein Inneres, das nach Weisheit strebt, zu danken“, und „Hafis mit holder Zunge und mit holdem Ton sein Vorbild“ zu nennen.

Doch glaube man nicht, sein ganzes Verdienst sei negativ; es bezeichnet ihn vielmehr ein gewisser Schwung der sittlichen Kraft und des Muthes, eine idealische Tendenz, von Lebenserfahrungen hervorgerufen, und zu praktischer Weisheit ausgebildet, — als ihm ganz eigenthümlich; Vorzüge, die unwillkürlich an unsern Schiller erinnern, und schon den Uebergang zu einer Periode andeuten, die den nächstfolgenden herrlichen Dichter hervorzubringen im Stande war. Man wird demgemäß verstehen, was er mit den Versen sagen will:

Darum steht der Wunsch des Volkes
Nach Saib's Gedankenfülle,
Weil er an die Art und Weise
Des Hafis von Schiras mahnt.

Feisi, der letzte, aber ewige Stern erster Größe am Abendhimmel persischer Dichtkunst*), — von dem man wohl sagen möchte, wenn es nicht allzu sibyllinisch klänge — daß er, abschließend die zauberische, bedeutende Welt der alten Volks- und der Korans-Poesie, die Geburt einer neuen Zeit, einer Morgenröthe der Kultur, vorahnend, dem Orient verkünde. Einsam steht er da, am Abend romantischer Jahrhunderte; und sieht die Nacht hereinbrechen, die ihn nicht irrt, denn er hat das Licht gesehen, welches

---

*) Denn persisch sind seine Werke verfaßt, obgleich er von Geburt ein Indier war.

gewiß aufgehen wird, und auf dessen Herrlichkeit die Augen seiner Brüder zu lenken, das Tagewerk seines Lebens, das heitere Thema seiner Akkorde ist. Jeder Stern, der die Nacht durchfunkelt, jeder Blitz, der durch ihre Räume zischt, ist ihm ein Bote des Tages, den sein weissagendes Lied huldigend begrüßt, bis er, eine ernste Memnonssäule, dem ersten, segnenden Strahl der Göttin in himmlischem Entzücken erklingt. — Bruder des erhabenen Wesirs Abul-Fasl, Günstling des großen Schah Akbar, wird er von diesem zu den Bramanen gesendet, um, unter dem Scheine eines Proselyten, in ihre Mysterien zu dringen und sie dem Sultan zu verrathen. Den uralten Kultus zu vernichten, damit der Islamismus verherrlicht werde, hatte der Herrscher beschlossen. Feisi gehorchte dem Befehle der Sendung: er ging und kehrte wieder; aber siehe da! nicht als Verräther, sondern als Vertheidiger der edelsten Menschen, jener Weisen, „die auf der Erde und nicht auf der Erde wohnen, in fester Burg ohne Befestigung, ohne Besitzthum im Besitze von Allem" (Philostr. d. ä. Ap. III. 15.); als ihr Jünger und Freund trat der Dichter vor den König hin; die Kraft seiner Ueberzeugung, von dem Athem der Liebe beseelt (siehe v. Hammer a. a. O., S. 400), goß Zauber in seine Rede, und wirkte im wohlwollenden Monarchen den schönen Sieg einer Duldung, welche den Namen des Großen, den der Fürst führte, bekräftigte und unvergeßlich macht. Der Dichter aber hinterließ uns als Vermächtniß beseligender Weisheit jenes Buch, welches zwar nur den kleinsten Theil seiner Werke ausmacht, kraft des inwohnenden Geistes aber zu den

Denkmalen reiner Menschheit gehört, und seinem Urheber den Platz anweist, auf dem wir ihn mit Verehrung gewahren. „Sonnenstäubchen" (Serra) hat er es überschrieben; in tausend und einem Verse besteht es, in welchen der Sänger dem Lichte huldigt. Weder Gehalt noch Behandlung eines solchen Werkes läßt sich, ohne demselben unrecht zu thun, näher erörtern; möchte die Würdigung, womit wir es aufnehmen, Befähigte anregen, sich an's Ganze zu wagen, und es in unserer Sprache uns zur Erbauung vorzulegen! Ich füge nur noch hinzu, daß auch in seinen übrigen Gedichten ein Geist stiller Heiterkeit, reinen Seelengenusses, und friedlicher Duldung weht, der uns wie Paradieses-Luft anweht; und setze die Worte her, mit welchen er jenes wundersame Buch schließt:

Dieser Redepalast, den ich erbauet als Meister,
Ward auf meinen Wink tausend-einsäulig geschmückt;
Alle Züge des Plans entlehnt' ich der ewigen Sonne,
Aller Sinn ist von Gott, und nur die Worte sind mein.

Als der ewige Herr in die Hand mir den Schlüssel gegeben,
Schlossen Schätze des Sinns meinem Verstande sich auf;
Als ich der Sonne Preis gesungen am Morgen in Hymnen,
Sah ich, wie sie das Haupt senkte vom Himmel zu mir.

Sei es gestattet, zum Andenken des herrlichen Dichters, gegen welchen die Prosa der Kritik ohnehin im größten Nachtheil erscheint, einige Verse als Abschluß anzuführen, wie sie das erste Staunen über eine solche Erscheinung in mir erzeugte:

So ist auch Dir das heil'ge Licht geworden!
Auch Du erklangst, vom Morgenstrahl berührt,
Und hast für Dich die edle Glut geschürt,
Wenn gleich dein Volk erlag den rohen Horden.

Und so vereint in rührenden Akkorden
Der tiefste Wunsch, den jede Brust verspürt,
Der stille Glaube, der zum Höchsten führt,
In Harmonie Ost, West, und Süd und Norden.

Es ist ein reines, inniges Genießen —
Dieß Frag- und Antwortklingen zu belauschen,
Wie's, unverstanden, durch die Lüfte schallt:

Und wie es jetzt nur leise widerhallt,
So wird's — wir hoffen's — ineinander fließen,
Und Preis des Höchsten durch die Welten rauschen.

Nachdem ich nun, was ich im Einzelnen den Erläuterungen Goethe's beizufügen hatte, entwickelt, erübrigt nur noch, die Uebersicht, welche er als Resumé von der ganzen persischen Dichtkunst gibt, mit Rücksicht auf diese Modifikationen und Erweiterungen, zum Schlusse hier zu erneuen, indem ich dem Siebengestirn, das er aufstellt, eine würdige zwölf substituire.

Ueberblicken wir also die Folgereihe persischer Dichter, so gewahren wir, daß

Firdusi, ein großer, freier, nationaler Charakter, die ganzen vergangenen Staats- und Reichs-Ereignisse, fabelhaft oder historisch aufbehalten, vorwegnahm; so daß

einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darstellung übrig blieb.

Omar Chiam, an Freiheit und kühner Eigenheit ihm zu vergleichen, bedingt vielleicht durch seine geistreiche Schrankenlosigkeit eine folgende enkomiastische und mystische Epoche.

Enweri hielt sich fest an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erschien, freud- und gabevoll erblickt er auch den Hof seines Schah's; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichsten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin gleich gethan. Aber, wunderbar genug, um ein Gleichgewicht darzustellen, ergab er sich zugleich der bittersten Satyre, — bis er, am Ende seines Lebens, von Lob und Schimpf ausruhte, und die Kraft seiner Verehrung auf Gott, seines Tadels auf sich selbst richtete.

Nisami griff mit freundlicher Gewalt alles auf, was von Liebes- und Halbwunder-Legende in seinem Bezirk vorhanden sein mochte; alles aber bezieht er auf das Sittliche, und findet in einem liebevollen Handeln allen Räthseln die beste Auflösung.

Attar erscheint in der ersten Einfachheit und Glorie alter Mystik, die noch auf ethischer Grundlage ruht, und entzündet.

Dschelaleddin Rumi zu ähnlichen Studien, der sich aber, jene Grundlage verlassend, in eine räthselvolle Welt abstruser Gebilde verliert, in den Ozean ahnender Gefühle träumerisch untertaucht, und mehr verwirrt, als beruhigt. Glücklicher Weise wird

Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben mit gränzenlosen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit, sich zu sammeln, überzeugt sich von der Pflicht zu belehren, und so ist er uns Westländern zuerst fruchtbar und segenreich geworden.

Hafis, ein großes, heiteres Talent, begnügt sich, alles abzuweisen, wornach die Menschen begehren, alles bei Seite zu schieben, was sie nicht entbehren mögen, und erscheint dabei immer als lustiger Bruder ihres Gleichen. Er läßt sich nur in seinem National- und Zeitkreise richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kameel- und Maulthiertreiber fortsingen, keineswegs um des Sinnes halber, den er selbst muthwillig zerstückelt, sondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Er ist der wahre Dichter: wie Homer befreit er uns noch nach Jahrhunderten durch die glorreiche Macht der Rhythmen von der Last des Tages.

Dschami, allem gewachsen, was vor ihm geschehen, und neben ihm geschah, band dieß alles zusammen in Garben, bildete nach, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler seiner Vorgänger in sich vereinigend.

Hatifi trat noch nach ihm in derselben Sphäre auf; und nur seine Beharrlichkeit, sein großer Wille, eine ernste Tiefe seine noch im Alter jugendliche Glut

und Kraft, durften es wagen, zu einem solchen Vergleich aufzufordern.

Saib, der philosophische Lyriker, nähert sich unläugbar einer neuern, reflektiven Zeit, welche mehr Besonnenheit, und auf sich selbst gestützte Thatkraft fordert, als poetische Beschaulichkeit. Weisheit Einzelner war längst im Osten heimisch; Bildung Aller soll sich nun geltend machen, und so schließt sich mit

Feisi die Wunderwelt des Orients dämmernd ab, indem er zugleich, aus der Nacht, die nur Durchgang ist, wie der Stern des Morgens aus Gewölken, verhüllt auf höhere Entwicklungen deutet.

Wer zum Symbolisiren geneigt ist, dem muß sich, wenn er diesen Zodiakus überblickt, die Betrachtung aufdringen, daß hier mehr noch als bei Goethe's Siebengestirn eine bedeutende sinnbildliche Folge sich darstellt, die uns den Gang menschlicher Bildung überhaupt, bei Einzelnen wie im Ganzen, vor's Auge bringt. Ein Mährchen- und Heroenleben schwebt dem Jugendalter vor, das, wenn es auf dem Boden der Wirklichkeit sich nicht halten will, dem fröhlichen Genusse Platz macht, der in's gesellige Treiben verwickelt. Hier werden wir abwechselnd zur Anerkennung und Satyre angeregt, bis wir lernen, um die innere Forderung nach einem sittlichen Dasein zu befriedigen, bei unserer eigenen Besserung anzufangen. Die innere Welt erschließt sich uns, wir werden ein geistig Unendliches gewahr, das uns in seinen Unergründlich-

keiten zu verschlingen drohte, wenn nicht bittere Erfahrungen uns wieder in den Weltlauf zurückrissen, und unsere Anforderungen allmählig zu jener Genügsamkeit herabstimmten, welche das eigentliche Element des Glückes ist. Wir genießen nur, indem wir uns nach allen Seiten bilden und beschäftigen; wir geben zu genießen, indem wir leisten; allein jene alten Forderungen, die tiefsten unseres Geistes, kehren wieder, und, was wir jugendlich vom Augenblicke, vom raschen Drang erwartet hatten, lernen wir nun, indem wir den Wegen des Ganzen denkend nachforschen, von der ewigen Vorsehung mit Ergebung hoffen, die gläubige Seele ehrfurchtsvoll dem Lichte zugewendet.

Ich überlasse die Zusammenstellung dieser Betrachtung mit jenem Zyklus dem Leser, und, indem ich hoffe, zum weitern Denken Stoff genug gegeben zu haben, schließe ich meine Ergänzungen mit dem Wunsche, daß sie etwas zur Vermehrung, zur Auffrischung der Liebe an orientalischen Studien, und zur Kenntniß des Orients bei Jenen, die sich ihnen nicht widmen können, beitragen möchten! Denn ich bin überzeugt, daß im Oriente das Kraut wächst, welches die Kraft hat, manches Leiden der modernen Poesie zu heilen, und dabei den Vorzug besitzt, auch dem Gaumen zu behagen.

Einwirkungen Goethe's.

Die holden jungen Geister
Sind alle von einem Schlag;
Sie nennen mich ihren Meister,
Und geh'n der Nase nach.

Goethe.

Das nennest du unnütz, wenn von deinem Wesen
Auf Tausende herab ein Balsam träufelt?

Derselbe.

Goethe's große Eigenthümlichkeit wirkte auf seine Umgebung auf eine dreifache Art. Schwache, kleinliche, und dabei, wie immer, eitle Naturen, die ihn auf keine Weise zu fassen fähig waren, denen nur sein Ruhm und der sichtbare Ausdruck von Großheit, der ihm so eigen war, imponirte, — suchten, so wohlfeil sie nur immer konnten, von diesen letzten Aeußerlichkeiten etwas an sich zu bringen, —

„und wie er sich räuspert und wie er spuckt,
das haben sie ihm glücklich abgeguckt;"

die Jünglinge, die seine Jugend mitlebten, thaten, als kämen sie ohne Umweg aus Jaxthausen, Wahlheim oder Auerbachs Keller; — ja wenn's nur überhaupt ein Keller war! es war ihnen ganz genial zu Muthe, und sie ge-

dachten vor der Hand, ehe sie die Welt mit ihren Schöpfungen erbeben machen wollten, sich's recht wohl sein zu lassen.

Der Rausch ging vorüber, die Jugend alterte, — aber die Narrheit blieb, oder vielmehr wuchs; denn der Jugend vergibt man sie, dem Alter nicht. Goethe kam, mit Steinen und Antiken beladen, aus Italien, sprach wenig, und war vornehmer geworden. Nun setzten Jene die Brille auf die Nase, gaben sich das Ansehen, Kunstkenner zu sein, und ließen dann und wann ein gnädiges Orakel zu uns armen Sterblichen herniederschallen. Sie thaten, als sei ihnen eben so ruhig zu Muthe, wie ihrem Meister, als stecke hinter ihren vieldeutigen Reden eben so viel Sinn als hinter den seinen. Dieß war das abscheuliche Unheil der Goethe-Thuerei, aus dem wir, leider! noch nicht völlig erlöst sind. — Eine zweite Art der Einwirkung, jener völlig entgegengesetzt, erlitten kräftige, originelle Naturen, die entweder eine innere Diskrepanz mit Goethe's Wesen in sich fühlten, oder von vorneherein jeder Uebermacht feind, je mehr seine Würde sich entfaltete, desto mehr sich gegen sie waffneten. Diese Gegner haben dem Dichter, sobald sie nur wahr und ehrlich waren, weit weniger geschadet, als jene Nachbeter; jetzt, wo Goethe's Eigenthümlichkeit und Verhältniß zu seiner Zeit und Welt immer klarer wird, werden ihrer immer wenigere, aber manche bedeutende fahren noch fort, sich auf ihrem Sattel zu behaupten. — Die dritte Art seines Einflusses, den er zumal in nächster Nähe geübt zu haben scheint, war die erfreulichste. Sie glich der Wir-

kung, welche dieselbe Eine Sonne auf die mannigfachen Produkte der irdischen Vegetation ausübt: Jedes dieser Gewächse gedeiht nach dem Maßstabe, der ihm eingeboren ist. Und so kam durch Goethe's Anregung, aber ohne seinen Zwang, mancher treffliche Geist zum Bewußtsein seiner selbst und der Sphäre, in welcher er für sich etwas darstellen konnte, was, in demselben Kreise, keinem andern möglich war. Unterdrückung eigener Kräfte aus Verzweiflung am Gelingen, im Anblicke eines übergewaltigen Geistes, wirkte Goethe gar nicht; denn sein ganzes Sein, Dichten und Lehren war anregend, aufmunternd, fördernd, belebend. Von jeder der geschilderten Wirkungsarten geben die mannigfachen erschienenen Korrespondenzen interessante, der Menschenbeobachter darf wohl sagen, instruktive Beispiele. Uns ist es, indem wir uns von den odiosen, uns leider nur zu gegenwärtigen der ersten und zweiten Art abwenden, nur darum zu thun, an der stillen Betrachtung zweier reinen, an's Wunderbare grenzenden Verhältnisse der dritten Art, unser Denkvermögen zu üben und unsern innern Sinn aufzubauen. Nichts scheint mir unserer Zeit mehr zu gebrechen, und nichts scheint sie mir eben mehr zu bedürfen, als daß das Aechte, das Tiefe, das sich in ihr bewegt, an's Licht gezogen, und — nicht im Posaunenton wieder zu Grabe geblasen — sondern erkannt, und durch Erkenntniß der dürstenden Menschheit angeeignet werde.

1.

Schon vor mehreren Jahren bekamen wir, wenn ich nicht irre, im Morgenblatt, und darauf in den Blättern für literarische Unterhaltung, Auszüge aus den Tagebüchern und Briefen der Frau R. Fr. Varnhagen v. Ense zu lesen, die durch eine blitzartige, aphoristische Lebendigkeit die Aufmerksamkeit des Lesers anzogen, und sobald diese gefesselt war, sofort die ernsten Kräfte des Geistes und Gemüthes in Anspruch nahmen. Man war dabei mehr angeregt, als befriedigt, und wünschte eine deutlichere Vorstellung von der Bildung, Denkart und den Verhältnissen einer so merkwürdigen Frau erlangen zu können. Der Wunsch ist erfüllt. Der Gemahl der Verewigten, der als Biograph und als Literator im edelsten Sinne des Wortes rühmlichst bekannte Varnhagen von Ense, legt erst einem engern Kreise von Freunden und „Gleichgesinnten" und nun auch dem größern Publikum in drei ziemlich beleibten Bänden die Schätze eines reichen, gebildeten Lebens vor. Wenn ich diese Notizen der folgenden Darstellung vorsetze, so geschieht es, um mit wenigen Zügen die Schwierigkeiten anzudeuten, die dem Besprecher eines solchen Buches entgegentreten. Der Leser wird also nicht die Lösung eines so verwickelten lebensgeschichtlichen Problems, sondern die Darlegung desselben, wie sie sich auf wenigen Blättern geben läßt, erwarten.

Wir haben es hier mit einer Natur zu thun, und zwar mit einer eben so zarten, als grandiosen; dabei

haben wir die Verhältnisse zu betrachten, unter welchen sie sich entfaltete, und diejenigen, welche — ich weiß nicht soll ich sagen: hemmend oder bestimmend — auf sie zurückwirkten. Unter diesen letztern verstehe ich die kranken Zustände, die Raheln durch ihr ganzes Leben begleiteten, ja, so sehr in dasselbe verflochten waren, daß man wohl ihre Krankheit ihr Leben nennen dürfte. Man sieht, daß hier, wenn ein vollkommenes Verständniß bezweckt werden soll, eine pathologische Betrachtungsweise einzutreten hat; man sieht ferner, daß sich ein Naturell dieser Art in einem Jahrhunderte die innigste Theilnahme zu versprechen hat, welches, in einem ähnlichen krankhaften Prozeß begriffen, einer ähnlichen Betrachtungsweise anheimfällt.

Die Zartheit dieser Natur ist so ungemein, daß auch die winterlichsten Stürme des Lebens, und was mehr ist, die nüchternste Wahrheit und eisige Strenge der Reflexion ihr keine Rauhheit aufzudringen im Stande waren. Daher die schöne Eigenschaft, welche gewiß jeden fühlenden Leser dieses Buches auf's Freundlichste anspricht, daß bei allem tiefen Ernste ihrer Studien, bei aller Gründlichkeit und Schärfe ihrer Untersuchungen, bei aller Kraft und Freiheit ihrer Ansichten, Rahel nicht einen Augenblick das Weib verläugnet. Sie wird vielmehr, was sie im innersten Gemüthe zu sein nie aufgehört, noch in den letzten Momenten ihres von Schmerzen jeder Art zerrissenen Daseins, wieder: Kind, in der rührendsten Bedeutung des Ausdrucks. „Ich darf mich im Leiden auf eine Ecke von Gottes Mantel legen; er erlaubt es;" — ist ihr Trost

in den bittersten Prüfungen. Eine stille Redlichkeit, eine heitere Einfalt bleibt ihr Ariadnen'sfaden in dem Labyrinthe des sozialen und literarischen Wirrwarrs, und nur dadurch ward ihr die Gunst, die sie mit Dank zu rühmen weiß: „bei altersmäßiger Reife alle Springfedern wahrer Kindheit und Jugend im Gemüthe zu behalten.“

Großartig ist der Urtrieb ihres Wesens; er ging schon vor dem Erwachen der Denkkräfte außer die Schranken ihres eigenen Wohles und Wehes, wie wir mit Erstaunen aus ihren ersten, kindisch-erhabenen Briefen sehen. Er blieb in spätern und den spätesten Jahren der Richtung in's Unendliche, in's menschliche Große treu. „Ist“, frägt sie mit mahnender Würde, — „ist Bewunderung nicht die eigentlichste Rührung, und das andere nur Mitleid?“ — Griechen und Römer würden sie hierin begriffen haben. — Bei den kleinsten Objekten wendet sich ihr freier Blick auf die unendliche Verkettung, in der sie mit dem großen Ganzen leben — eine Großheit, die hin und wieder an die Selbstbetrachtungen Mark Aurel's mahnt; in allem forscht und gräbt sie nach der Wesenheit; überall frägt sie sich kühn, und antwortet sich unverzagt, wodurch alles, was sie sagt, den Charakter fester Originalität und Sicherheit erhält; welche Färbung noch dadurch erhöht wird, daß sie für jeden Zustand, jedes Aperçu, jede Phantasie, jedes Objekt des äußern wie innern Daseins in allen Winkeln der deutschen und französischen Sprache, und sei es in denen des Dialekts und Jargons, den wahrhaft kongruirenden Ausdruck sucht, so, daß denn auch ihre Terminologie ein ganz eigenes, anfangs dunkel und bunt

aussehendes Kolorit bekommt, mit dem man sich aber, dem bedeutenden Gehalt zu lieb, von dem es nicht zu trennen ist, gar bald und gern befreundet. Vielmehr erscheinen eben durch diese Eigenheit selbst gemeinere Erfahrungen, alltägliche Ergebnisse, einfache Betrachtungen in einem lebendigen Glanze selbst ausgestrahlten Lichtes, und wir erinnern uns an Goethe's „wie das Wort so wichtig dort war, weil es ein gesprochen Wort war." Diese Richtung ihres Geistes in's Große, ausgehend vom Bewußtsein eigener Kraft, verbunden mit tiefer und ausgebreiteter Bildung, macht es möglich, daß ihre Betrachtungen, wenn gleich nicht in einer abgeschlossenen, sich gegenseitig begründenden Gliederung, wie sie mehr dem männlichen Verstande zusagt, sich doch jederzeit von da, wo sie eben steht, auf die sonnenhellen Gipfel menschlichen Erkennens und Glaubens leiteten, daß sie zu Resultaten gelangte, die nur dem Gesetzgeber, dem Erzieher des Menschengeschlechtes in der Stunde der Weihe sich offenbaren, und die ihrem Detaillir-Naturell ohne jene Tendenz ihres höchsten Sinnes wohl immer fremd geblieben wären. Bleiben sie es doch ewig dem größern Theile des menschlichen, dem größten Theile zumal des weiblichen Geschlechts! — Und so gelingt es ihr, mit der Unschuld eines Kindes und dem Scharfsinn eines Sophisten Probleme zu lösen, welche nur aufzustellen die Schule Bände bedarf. Wenn sie z. B. die Verse hinschreibt:

Unser Wille ist der Gang
Nach dem Zwang;

Immerhin, es sei!
Einsicht macht uns frei —

so können wir nicht verheimlichen, daß allen Dialektikern über das grilligste Thema der Metaphysik ein solcher Blick zu wünschen wäre. Ja, man muß zugeben, daß eben die rhapsodische Art, mit der sie in den Lehren der Philosophen gleichsam die Lebenspunkte (die puncta salientia) aufzuspüren weiß, ihr wie im Spiele einen letzten harmonischen Zusammenklang vernehmbar macht, in dem sich die verschiedensten Stimmen zuletzt vereinen, ohne es zu wissen, weil jede, gewohnt nur sich zu lauschen, die Schwestertöne überhört. „Mir kommt vor", sagt sie, „als sagten alle Philosophen dasselbe, wenn sie nicht seicht sind;" den Unterschied findet sie nur darin: „daß sich Jeder bei einem andern Nichtwissen beruhigt." Die Geister der Weisen werden ihr hier lächelnd zunicken; wissen sie doch, daß sie Alle Spiegel Eines Lichtes sind, — freilich vom klarsten zum trübsten in gar vielfachen Abstufungen!

Die Verhältnisse, unter deren Aegis sich eine solche Natur entwickelte und zur Reife gedieh, waren wohl geeignet, eine schöne, vielseitige, intensive Ausbildung zu erzielen. Im Mittelstande geboren, früh dem Einfluß einer Glaubensgenossenschaft, in welcher offene Imagination, Sentimentalität, Bizarrerie und Witz heimisch sind, — so wie dem einer norddeutschen, städtischen Ueberbildung hingegeben, welcher die Wirkungen des erstern noch erhöhte, — früh als eigenkräftig und einsichtsvoll anerkannt, und diese Vorzüge praktisch im Familien- und nächsten Freund-

schaftskreise bethätigend, — früh in der strengen Schule körperlicher und geistiger Leiden durchgearbeitet, — allmählig in die Cirkel der feinern, zumal mit Literatur verflochtenen Gesellschaft hineingezogen, die Welt und ihre Interessen beim Scheine der Lampe mit ihren Büchern, wie im verworrenen Geräusche des Salons übersinnend, und nach und nach mit den Sternen des sozialen wie des literarischen Himmels vertraut gemacht, — kann Rahel uns und der Nachwelt zum Maßstab des Höchsten dienen, was einer Frau unserer Zeit und unseres Vaterlandes an Kultur erreichbar ist. Wir müssen aber den Leser auf den Briefwechsel verweisen, wenn er sehen will, wie aus den rohen Zügen, die wir entwarfen, das interessante Bild sich zusammenfügt. Goethe's mächtige Einwirkung darf hier nicht unerwähnt bleiben. Sie war weit mehr, als eine persönliche zu sein pflegt; und wenn dieser große Geist in allen edleren Gemüthern seines Volkes lebt und leben wird, so hat Rahel ganz und gar in ihm gelebt. Ein Verhältniß, welches mit dem sogenannten magnetischen Rapport die größte Aehnlichkeit hat, trat hier ein: und dieses führt uns auf das Hemmende in ihren Verhältnissen, das wir oben angedeutet, und nun genauer zu bezeichnen haben.

Rahel kann nämlich nicht verstanden werden, sobald man sie nicht als krank versteht. Eine bis zu jenem Grade, der noch Klarheit des Bewußtseins erlaubt, gesteigerte Sensibilität, mit verhältnißmäßig zurückgehaltenem vegetativen Leben, konstituirt die Eine Hälfte ihres Wesens, wenn wir die andere den freien Wirkungen ihres Geistes

zugestehen müssen. Nur einige Züge zu diesem Bilde: „Um 2 Uhr in der Kirche;“ schreibt sie im Jänner 1820 ... „hinter mir ein Mensch umgefallen. Ich erschrocken, krank davon den ganzen Tag;“ — bald darauf: „dann den Abend im größten Schnee zu Hause; mir verging dreimal die Luft gänzlich; ich glaubte zu sterben, und rang wie im Wasser.... Ich war den ganzen Tag zittrig und krank davon.“ Im Jahre 1832 wünscht sie Ernestinen Robert „Harmonie mit der Atmosphäre“ als das Erste, Unentbehrliche; „wem Hygiea den Rücken kehrt“ — fügt sie schön hinzu — „der sieht Apoll auch nur abwärts gewendet.“ Ihre Briefe zur Zeit der Cholera sind in diesem Betracht merkwürdig. So floß ihr Leben zwischen Briefschreiben, Theetrinken und Kranksein hin, ein Kampf-Terrain wechselnder Einwirkungen von Außen, und einer höchst erregbaren Stimmung von Innen. Durch diese Stimmung wird die bis zum Durchsichtigen geläuterte Empfänglichkeit für Influenzen jeder Art, von denen der Witterung bis zu denen menschlicher Geister auf sie begründet, wodurch sie gleichsam eine konduktorische Eigenschaft erhielt; durch sie das Abspringen von einem Objekte zum andern, die Geistes-Oszillation; Resultat einer krankhaften Reizbarkeit, der ein behagliches Verweilen unmöglich ist; weßhalb denn ihr bunter, zerrissener Redestyl dem an schrittweise Folgerichtigkeit, an Steigerung und Entwicklung gewohnten männlichen Leser Unbehagen verursacht, so daß man sich in ihre Briefe mit Neigung hineinlesen muß, um sie, in ihrem Sinne, zu „goutiren;“ durch sie das stete Aufmerken auf sich selbst, nicht bloß in

sittlicher, sondern auch in materieller Beziehung, wobei sie sich, so gut es gehen will, als Phänomen zu fassen und zu zergliedern sucht — ein Geschäft, welches vom Gesunden nie so sorgfältig ausgeübt wird, welches ihm auch nie in diesem Grade gelänge. Und da der Mensch doch nie aus seiner Haut heraus kann, stelle er sich wie er wolle, so mag man unsere Zeilen als Ergänzung des Bildes von fremder Hand betrachten, welches die eigene so musterhaft zu skizziren wußte.

Ich habe oben diese krankhaften Zustände nicht bloß hemmend, sondern überhaupt bestimmend genannt; und in der That, wenn es im Allgemeinen wahr ist, daß Fehler so gut wie Tugenden zum Ganzen eines Menschen gehören, so tritt hier insbesondere der Fall ein, daß wir uns eben die schönsten, merkwürdigsten und eigensten Vorzüge Rahel's nicht ohne ihre Mängel, nicht ohne ihre Krankheit denken können. Ihre penetrantesten Aussprüche, ihre, wie Blitzstrahlen sternenlose Nächte aufhellenden Seherworte, ihre tiefsten Empfindungen, welche die geheimen Saiten unseres Herzens ertönen machen, — was sind sie anders, als Divinationen einer Clairvoyante? Nicht einer eisernen Kette von Schlüssen entgliedert, sondern Blüten und Früchte, dem Wunderbaum erhöhten Gemüths- uud Nervenlebens im Zauber des Augenblicks entwachsen. Ich fürchte, für manchen meiner Leser hier seltsam und mystisch zu werden, und breche deßhalb ab. Das Gesagte reicht hin, ihre Zustände zu beleuchten; und wer die angedeuteten Wege verfolgt, wird mehr inne werden, als ich sagen konnte; wird in dem Wechselwirken einer zart organisirten Natur,

eines frühreifen Geistes und schmerzenreicher Jahre, leicht auch die Wurzelfasern jener schönen Religiosität finden, welche Rahel's eigenstes Lebensergebniß, und worin sie Virtuosin war.

Aus den, im Allgemeinen über eine so denkwürdige Erscheinung angestellten Reflexionen, wird sich sofort manche Einzelnheit, die, aus dem Ganzen gerissen, räthselhaft dasteht, erklären lassen. Ihr Verständniß, z. B. Goethe's, tief und lebendig wie es ist, ist doch kein solches, wie man es dem Philosophen, dem Naturforscher zuschreibt, wenn er ein Gegebenes aus seinen nothwendigen Bedingungen, in seinen nothwendigen Folgen, begreift; es ist eher eine Sympathie, als eine Einsicht zu nennen. Sie faßt das einzelnste, das gelegentlichste, bedingteste, flüchtigste seiner Worte auf, und weiß — man darf nicht sagen: etwas unterzulegen, sondern — das Lebendige darin dergestalt herauszufühlen, daß den, der mit ihr zu fühlen geeignet ist, ein Staunen überfällt, welche Fülle des Erlebten ein ächtes Dichterwort in sich schließt. Selbst die abgeschlossensten Philosophen, einen Spinoza, den „ehrlichen, unpersönlichen, stillen, milden Denker," von dem sie aber gerade das wunderbarste und zugleich praktischeste Kapitel de affectibus „ennuyirt," St. Martin, Fichte, „ihren Herrn und Meister," nimmt sie so bei einem Ende des Fadens auf, entwickelt mit glücklichem Takt Resultate aus dem Knäuel, und so geschieht es, daß, indem sie Jedem das Erlebte nachlebt, in ihr die separatesten Ansichten und Kredo's sich vertragen. Denn freilich liegt in jeder konsequenten philosophischen Doktrin etwas Aechtes, das zum

Höchsten führt: nämlich die Prozedur des menschlichen Denkvermögens. Rahel weiß nichts von der Unverträglichkeit jener drei erwähnten Konfessionen; sie weiß nur, daß alle der Einen Sonne zustreben, die ihren Strahl auf alle herabsendet.

Wenn wir nun diesen Gesichtspunkt festhalten, so werden wir billiger gegen ihr nicht selten befremdendes Urtheil über Schriftsteller und öffentliche Charaktere, mit dem man durchaus nicht übereinzustimmen vermag; selbst über ihren Goethe, den sie nicht immer völlig erräth: man begreift ihre eigene Verwunderung über das, was ihr an manchem ihrer Lieblinge unbegreiflich erscheint, weil sie das Woher und das Wozu vergißt. Dahin zähle ich ihre Kritiken über die Novelle vom Prokurator und der jungen Frau in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, die der Erzähler vorzugsweise „moralisch“ nennt; über Hoffmann's Fräulein von Scuderi; über Walter Scott; wohl auch über die Briefe eines Verstorbenen; und so manches andere; dahin ihr Staunen über Novalis Nichtverstehen Wilhelm Meisters u. dgl. m.

Ein dem Leser sehr zu Hilfe kommendes Beispiel von der Art, wie sie über sich selbst raisonnirt, ist die Vergleichung, die sie zwischen sich und der Frau v. Staël anstellte: „Sie war gutmüthig und haßte Affektation, oder vielmehr: die ennuyirte sie zu Tod; und Ennui war ihr Aergstes; dies ist auch mein Aergstes; sonst vergeben wir viel. Die armen Menschen! sag' ich immer; pauvre nature humaine! sagt sie; aber wir sind sehr verschieden. Sie hat Talent, ich nicht. Wenn ich auch Bücher machte,

so schrieb ich nicht.... Sie vergriff sich sonst in Schätzung der Sentiments; und das sah aus wie Affektation in ihren Büchern; so etwas that ich auch in der frühesten Jugend nicht."

Zu ihrer Selbstbeobachtung gehört es, daß sie häufig am Eingange ihrer Briefe die Witterung und andere äußere Umstände, die während des Schreibens Statt fanden, zu schildern sucht. Sie will damit ihre ganze Situation, und die durch sie erregte Stimmung dem Empfänger vor die Seele bringen; sich als einen Komplex bestimmter Wirkungen heterogener und gleichnamiger Elemente naturgeschichtlich darstellen. Aber nicht bei der unfruchtbaren Beschauung dessen, was nicht in des Menschen Willkür gegeben ist, blieb sie stehen; sondern sie hörte nicht auf, wie sie es nennt, „an sich zu zimmern", — was ihr in den Stunden bitterer Prüfung, die ihr so zahlreich beschieden waren, heilsame Labungen bereitete. So kennt sie auch die in ihren krankhaften Zuständen begründete Unmöglichkeit, ein Ganzes frisch in sich aufzunehmen, treu zu hegen, und mit stiller Ausdauer zu vollenden. Es war wohl diese Erkenntniß, die sie bewog, wiederholten dringenden Aufforderungen zur Ausarbeitung irgend eines gegliederten Werkes zu widerstehen. Zur poetischen Hervorbringung, der lyrischen zumal, war sie übrigens befähigt genug, und obendrein getrieben. Nicht aus den eingestreuten Versen und gelegenheitlichen Gedichtchen, die höchst ungelenksam sind, ist dieß zu schließen, sondern aus ihrer Individualität und einzelnen Flügen ihrer Phantasie. Statt jeder weitern Erörterung folgende Zeilen, die sie zu einem

ausgeschnittenen Bildchen schrieb: „In milder Nacht, bei hellem Mond und sanfter Sterne Licht, in Blumenmitten, die freier athmen, und zu einander flüstern, was sie bei Tag verschwiegen, oder was verhört nur werden mußte; wenn noch verspätet Schmetterlinge jagen, die Schnecke ihren Weg verfolgt, still eine Biene einholt, was sie Tags im Kelche lassen mußte der Schlaf die Welt gefangen hält und befreit, Weste nur leise sich und schmeichelnd zu den Aesten wagen, Vögelchen nicht zu wecken; Gräser und Halme Abendthau auf ihren Häuptern wiegen, das ganze Thal ein Fest der Sehnsucht und der Ruh', ein Tag für Elfen und für ihre Spiele: fehlt nichts als eines lieben Mädchens Gegenwart; ihr Aug' und ihre Brust, dieß Fest zu überschau'n und zu empfinden; und was dem schönen Kinde nun noch mangelt, wird sie im Liedeston uns nun berichten." — So denkt, so wünscht man sich weibliche Dichtungen. Dieses liebevolle Eingehen in das heilige Stillleben der Natur, mit der Fertigkeit, die Fäden dieses Lebens durch angemessenen Ausdruck mit denen des menschlichen zu einem schönen Bilde zu verweben: ist Grundbedingung zur Lyrik. Auch an Betrachtungen über das Wesen der dichterischen Produktion ließ sie es — wie man denken kann — nicht fehlen. „Wechsel zwischen Bewußtsein und Nichtbewußtsein", sagt sie, „macht den Dichter, wie er den Menschen macht;" — und: „der Dichter brauche seine Stimmung, wie der Bildhauer den Marmor;" und so ist ihr der poetische Zustand ein fruchtbares Gleichniß des menschlichen. Vortrefflich unterscheidet sie die „Beschreibung" als subjektiv von der objektiven „Darstellung",

und weiß mit Geschmack und Schärfe einzelne Schönheiten der Dichter zu deuten.

Wenn sie häufig Bücher wie Menschen überschätzt, so hat sie dieß mit allen Bessern gemein, und es hat seinen Grund in der Schönheit ihres Gemüthes, dessen Spiegel reinigt und verklärt. Und hier wäre es am Orte, über das, was Rahel eigentlich war, über die sittliche Würde ihres Charakters, den Kern und Gehalt ihres Lebens etwas beizubringen, wenn nicht alles Vorhergehende, wie Radien aus einer Peripherie, nur nach diesem Zentrum hinwiese; wenn nicht die Erzählungen und Zeugnisse ihres Gatten und Anderer ihren Wandel als würdig und segenvoll darzustellen genügten; wenn endlich nicht jedes Wort über den eigentlichen und innersten Werth eines Menschen ein überflüssiges, ungenügendes, ja entheiligendes Zeichen dessen wäre, was nicht auszusprechen, und nur durch Schweigen genugsam zu ehren ist.

Doch fehlt es in ihren Briefen auch nicht an Aussprüchen, welche in bedeutungsvoller Kürze die tiefsten Geheimnisse einer schönen Seele wie die reifsten Früchte eines langen, der Menschheit liebevoll geweihten Nachdenkens, den Gleichgesinnten erblicken lassen. „Jeder trägt sein Schicksal in sich: Wünsche nach Dingen, ohne die er nicht weiter leben kann; ..... So lange wir nicht auch das Unrecht, was uns geschieht, für Recht halten, sind wir noch ohne Dämmerung; ..... Einsicht macht uns Menschen zu Sklaven der Pflicht; ..... Handeln ist an und für sich sittlich; da hebt es an; ..... Billigkeit, Haß, Liebe wird geübt, aber keine Gerechtigkeit; ..... Man

hat sich nicht, wenn man sich nicht streng faßt; ...... Was in der Welt ist liebenswürdiger und glücklicher als eine aufgeschlossene Seele für Alles, was Menschen betreffen kann? ...... Es gilt in allen Fächern, Handlungs- und Gedankenkreisen um dieselbe Sittlichkeit. Wahrheit oder Nicht-Wahrheit; die lieben ist sittlich sein; sie zu finden wissen, Verstand haben, — der Vernunft folgen; und niemals darin ermüden: ist der höchste Bund." — In diesen Ueberzeugungen blickt sie auf ihr Leben zurück; das Hochgefühl ihres eigenen Werthes geht ihr auf, und eine tröstliche, einzige, unentreißbare Empfindung beruhigt ihr Gemüth, wenn sie die Zeilen niederschreibt: „Beim Schlimmsten, beim Tode selbst — laß uns denken, daß wir zu den Edelsten gehörten, und mit offenen Augen lebten."

Mit offenen Augen sieht sie ihre Zeit an, ihr Berlin; ihre Bücher, ihre Menschen, ihre Leiden; und, wie sie, vor und mit den Besten ihres Volkes Goethen zu würdigen weiß, so spricht sie sich gründlich und frei über alles aus; und oft genug haben Erfolg und Nachwelt das Siegel auf ihre Orakel und Prophezeihungen gedrückt. Die Urtheile über Tieck's Phantasus (zu jener Zeit), manches über Jean Paul und Schiller, über Frd. v. Schlegel, Schleiermacher (im J. 1816) über Madame Staël, über Thiers (prophetisch) und wie viele politische Reflexionen und sibyllinische Blätter wären hieher zu zählen! Durch diese Schärfe und Tiefe ihres Blickes macht sie uns, wenn er in den Kreis ihrer Freunde fällt, denn auch mit mancher anziehenden oder instruktiven Persönlich-

keit bekannt, die, wie Fr. v. F. unsere Neigung, wie Alexander von der Marwitz unsere Achtung zu erwerben verdient.

Das Bildniß der Verewigten ist dem ersten Bande mitgegeben, nebst einem Fakſimile. Jenes drückt den Kampf zwischen Krankheit und angeborner Heiterkeit und Stärke, die bedeutende Mischung von liebevollem Ernst und freiem, klarem Spott, das Mitgegebene und gesellig Erworbene, sehr wohl aus, und möchte demgemäß als ähnlich anzusprechen sein. Dieses ist ein Denkspruch aus dem Lieblings-Mystiker Rahel's, dem Dichter des „cherubinischen Wandersmannes,“ — ein Spruch, dessen Anwendbarkeit auf sie selbst alsbald in die Augen fällt. Daß ihr die Mystiker überhaupt zusagen, indem sie jedes Bedürfniß des menschlichen Gemüthes mit ahnungsvollen Klängen beschwichtigen, wird Jeder, der unsere Zeilen einiger Aufmerksamkeit werth fand, natürlich finden.

So gewährt uns denn diese merkwürdige Briefsammlung von Neuem die Ueberzeugung, daß, unabhängig vom Einflusse geschlechtlicher Verhältnisse, wenn gleich durch sie eigenthümlich gefärbt, sich die Blüte veredelter Menschheit, — so wie, unabhängig von gesellschaftlichen Einwirkungen und Doktrinen, in der Stille eines gereinigten Gemüthes, sich das Gefühl und die Einsicht der höchsten menschlichen Interessen entfalten könne. Wenn jeder Einzelne, mit strenger Beharrlichkeit, wie diese Frau, über sich wachend, diese Pfade ginge, so würden alle auf dem Gipfel zusammentreffen, und das Ganze würde den unvergänglichen Segen der schmerzlichen Bemühungen empfinden.

2.

Wenn wir, zu eigener Förderung, Rahel's originelle Lebens- und Bildungswege zu verfolgen unternahmen, so haben wir die Gelegenheit dankbar anzuerkennen, welche uns Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde gewährt: das Gefühl der Ehrfurcht öffentlich auszusprechen.

Es tritt hier etwas an's Licht des Tages, was, in geweihten Nächten aufgeblüht, dem Geheimniß angehört, aus dem es geboren, und in das es sich zu verhüllen gewohnt ist, seit es unter den Menschen sich entfaltete. Da es sich nun einmal hervorwagt, so sind wir aufgefordert, es zu begrüßen; mehr aber kann man nicht von uns verlangen. Zu beurtheilen ist da schon gar nichts. nicht einmal darzustellen, kaum zu vermitteln; zu vernehmen ist, wo möglich in sich aufzunehmen, zu genießen; wo nicht, mit Achtung und stiller Verneinung abzulehnen. Ein Rezensent, im gemeinen Sinne des Wortes, diesem Phänomene gegenüber, würde recht eigentlich den asinus ad lyram darstellen. Es wäre, als ob man Gewitter, Schmerzen, Genüsse und Blüten rezensiren wollte. „Wer mich kennt, wer mich fühlt — ruft uns Bettina im Tagebuch zu — will nicht urtheilen. Wie die Sonne freundlich mit ihren Streiflichtern auf Deinem Antlitz spielt, so spielt die Liebe, die Laune mir am Herzen; und wen ich liebe, dem bringt es Ehre; ... Du hörtest mir zu, und ließest die Andern den Verstand haben, sich meiner Narrheit zu entsetzen ... Ewiger Rausch der Liebe und Nüchternheit des Verstandes! ihr stört einander nicht: die

eine jauchzt Musik, der andere liest den Text.“ — Mit fortgerissen von den Wogen dieser Begeisterungen, setze ich, nicht ohne ein schmerzliches Widerstreben, den Kiel auf's Blatt, um da Gränzen hinzuzeichnen, wo keine sind. Wir nennen es ordnen, und müssen es einmal thun, wenn wir nach unserer Weise uns über etwas klar dünken wollen.

Weil ich aber gleich Anfangs von einer Parallele ausgegangen bin, so will ich sie weiter fort-, ja gänzlich durchführen. Vielleicht, daß sie uns weiter hilft, als die einseitige Reflexion über eine abgeschlossene Natur.

Rahel und Bettina sind weibliche Charaktere des höchsten Genre; beide wurzeln tief in dem Lebenselemente, das unser Jahrhundert bietet; beide denken und fühlen rein, eigen und groß; beide fallen in der Verehrung Goethe's zusammen; beide gelangen merkwürdig zu gleichen Resultaten, welches wir später im Einzelnen nachzuweisen gedenken; und doch sind sich beide so völlig, als es nur unter solchen Verhältnissen denkbar ist, entgegengesetzt. Rahel ist das exquisiteste Kunstprodukt, welches durch seine Vollendung in den Kreis der Natur wieder zurückkehrt; Bettina ist reines Naturprodukt, welches die Vollendung ursprünglich in sich hat, und auszusprechen strebt; Rahel ist krank, und aus dieser Krankheit setzt ihre Geisteskraft die wunderbaren Perlen ab; Bettina ist gesund, und diese Gesundheit reift überquellend duftige Blüten und saftige Früchte in ihr, die sie selbst mit liebevoller Andacht bewundert und genießt; bei Rahel überwiegt Intelligenz, angeboren, und entwickelt durch gesellschaftlichen Verkehr, in dem sie lebt und webt, und allein

Befriedigung findet; bei Bettina waltet das Gemüth vor, gehegt in stiller Einsamkeit, worin einzig das Höchste zur freien Gestaltung kommt; Rahel sucht Goethe's Geist zu fassen, aus jedem Worte zu saugen, in sich zu verwandeln; sie hat es mit dem Dichter, dem Weisen zu thun; Bettina gibt sich der Einwirkung seines Gemüthes liebend hin; sie sucht sich in ihn zu verwandeln; ihr ist er die Sonne ihres Blühens: Er, nicht seine Werke, zu denen sie eher in einem oft feindlichen Verhältnisse steht; Rahel's Ausdruck ist originell, kurz, expressiv, pointirt, zerrissen, geistreich, unschön; Bettina's Sprache fließt, ein Wohllautstrom des Gefühls, im Abendlicht der Liebe hin, und ist wahrhaft schön; Rahel's Sphäre ist breit und tief, Bettina's Richtung tief und hoch; die Philosophie Beider ist idealistisch, weil sie weiblich ist, und nähert sich der Denkart Fichte's; nur bei Rahel mit einer realistischen Hinneigung zu Spinoza, bei Bettina mit einem Verwandtschaftszug gegen Platon-Jacobi hin; und während Rahel, gewohnt, „an sich zu zimmern," nach erschütternden Wehen und herben Läuterungen uns die Schöpfung ihrer selbst darstellt, begnügt sich Bettina, dem geheimnißvollen Walten eines höhern Geistes in sich zu lauschen, als dessen geheiligtes Organ sie sich selbst, — als dessen mystisches Heraustreten und Rückkehren in sich, sie mit Religion ihr ganzes Leben betrachtet.

Wer dieser Vergleichung mit einiger Theilnahme gefolgt ist, wird nun lieber das Einzelne durchgehen und sehen, in wie fern sie uns dabei fördert, in wie fern sie sich dabei bekräftigt. Das Ganze beginnt mit einer Kor-

respondenz zwischen Bettina und Goethe's Mutter, der Frau Rath. Diese treffliche Frau, die wir hier zur Befriedigung unseres Herzens kennen lernen, bildet, historisch und dem Charakter nach, die Mittlerin zwischen dem Dichter und dem Kinde. Ihre mütterliche Liebe hält ihr den Spiegel vor, in welchem ihr Bettinens ideale Leidenschaft erkennbar wird; und wie sie ihrem Sohne an praktischem Sinne, ruhigem Behagen, kräftiger Seelengesundheit und Freude an Ordnung und Gesetztheit näher steht, so zieht sie das ächt weibliche, zarte Gemüth, der freundliche Kindersinn, „die Lust zu fabuliren," zu Bettinen hin, die ihr mit der Zeit unschätzbar und völlig unentbehrlich wird. Nichts kann sie in dem Glauben an das schöne Herz irre machen, das sich ihr aufgethan, das sich an das ihre geschmiegt; man konnte ihr nicht weißmachen, daß Bettina falsch gegen sie sei. „Der ist falsch" — sagte sie — „der mir meine Lust an ihr verderben will" (II.). Sie wünscht ihre junge Freundin, einzig um dieser willen, beruhigter, gesetzter, sich den Kreisen des täglichen Lebens bequemender, indem sie für die Harmonie ihres Innern bei steter Aufregung besorgt ist. „Das kann ich nicht von Dir leiden" — schreibt sie in diesem Sinne — „daß Du die Nächte verschreibst, und nicht verschläfst; das macht Dich melancholisch und empfindsam. Mein Sohn hat gesagt: was einen drückt, das muß man verarbeiten, und wenn er ein Leid gehabt hat, da hat er ein Gedicht d'raus gemacht. Der Mensch wird begraben in geweihter Erd'; so soll man auch große und seltene Begebenheiten begraben in einen schönen Sarg der Erinnerung, an den

ein jeder hintreten kann und dessen Andenken feiern. Das hat der Wolfgang gesagt, wie er den Werther geschrieben hat" (I.). Und wieder schreibt sie: „Ich sag' Dir noch einmal: alles in Ordnung! und schreib' ordentliche Briefe. in denen was zu lesen steht. Dummes Zeug nach Weimar schreiben! schreib', was euch begegnet; alles ordentlich hintereinander" (I.). Nichts destoweniger sucht und weiß die gemüthvolle Frau mit des Mädchens Wunderwelt nach ihrer Weise fertig zu werden; und wenn sie ihr in der sublunaren keinen Platz anzuweisen findet, so gönnt sie ihr gerne das Himmelreich: „Wenn's nur auch wahr ist, daß Du das alles gesehen hast!" antwortet sie auf die Beschreibung alterthümlicher Kunstwerke, die ihr Bettina zusendet; denn sie traut der schwärmenden Phantasie nicht recht; gleich aber verbessert sie sich: „Ja, Du hast! solche Sachen, die man im Kopf sieht, die sind auch da, und gehören in's himmlische Reich, wo nichts einen Körper hat, sondern nur alles im Geist da ist" (I.). „Gott habe gesagt: es werde!" pflegte sie zu sagen — „und habe dadurch die Welt erschaffen: eben so sei dem Menschen diese Kraft eingeboren: was er im Geiste erfinde, das werde im Himmel erschaffen. Der Mensch baue sich seinen Himmel selbst" (II.). Man sieht, die Verwandtschaft war größer, als es auf den ersten Blick scheinen mochte, und das mit dem „dummen Zeug" war so ernsthaft nicht gemeint. Die liebe Mutter läßt Jeden gelten, wenn er nur ächt und folgerichtig erscheint. „Wer der Stimme in seiner Brust folgt" — so lautet ihr Kredo — „der wird seine Bestimmung nicht verfehlen; dem

wächst ein Baum aus der Seele, aus dem jede Tugend und jede Kraft blüht, ... und Religion, die ihm nicht im Weg ist, sondern seiner Natur angemessen" (II.). Eine solche Ansicht führt herrlich über die Prosa des Werktages heraus, und lehrt eine wackere Frankfurter Bürgerin — trotz aller Basen, Muhmen, Schöppen und Räthe: „daß die Poesie dazu da sei, um das Edle, Einfache, Große aus den Krallen des Philisterthums zu retten" (II.) Gewiß ist es dieser Theil des ganzen Briefwechsels, der durch Laune, herzliche Fröhlichkeit, gemüthliche Tiefe besonders anspricht; wie er nebenbei über Goethe's Naturell manchen erhellenden Aufschluß gibt, und auf das Folgende schön vorbereitet.

Nun beginnen die Briefe an Goethe. Und hier ist es, wo wir uns bescheiden müssen, passiv zu bleiben, und Jeder, nach seinem Kreise des Denkens und Fühlens, sich diese Wunder anzueignen hat. Hier ward ein Himmlisches zur Welt geboren; das können wir nicht palpabel machen; nur wer das Verwandte, das Gleiche erlebt hat, mag es sich im Stillen, zu ewigem Labsal, wiederholen. Genug es war, es ist. Diesen Stempel hat es siegreich an der Stirne, und legt ein Zeugniß ab für die allwaltende Macht des Geistes. Das Heliotrop öffnet sein gläubiges Auge dem heiligen Gestirn, duftet und sproßt und blüht ihm entgegen; und das ist sein Leben. Und Hyperion? Er neigt sich herab zur Blume, entwickelt ihre Farbe, ihr stilles Wachsthum, ihre Düfte, erwärmt und erhellt sie wohlthätig, und erfreut sich ihres liebenden Kultus, indem er sie durchleuchtet, ohne sie zu begreifen. So

verhielt sich der sinnende Dichter zu dieser Liebe, so legte er auch dieses höchste Phänomen zu so vielen irdischen, bedeutenden, die er nach seiner Weise gelten ließ, und durch Aufschluß, Darstellung oder Liebe zu deuten suchte.

Wenn wir bei Rahel an sogenannte magnetische Wirksamkeiten uns gemahnt fühlten, so sehen wir uns hier noch magischer in eine Sphäre waltender Naturkräfte fortgezogen. Im Jahre 1807, als Bettina, damals 13 Jahre alt, zum erstenmale vor ihm stand, da erblaßte sie und zitterte; aber an seiner Brust, von seinen Armen umschlossen, kam sie zu so seliger Ruhe, daß ihr die Augenlider zufielen, und sie einschlief. (Tageb). — Von nun an war die Schale gesprungen, und der Kern ihres Lebens lag enthüllt. Immer reiner, geistiger bildete sich Bettina's Seele zum Gefäß einer mystischen Liebe, in das sich von oben das Manna kindlicher Weisheit senkte. Zum Freund, wie zur Kaaba hingewendet, verrichtete sie das Gebet ihres Daseins. „Ich gelobe es — sprach sie — dasjenige, was, von der äußern Welt unberührt, in mir vorgeht, heimlich und gewissenhaft demjenigen darzulegen, der so gern Theil an mir nimmt, und dessen umfassende Kraft den jungen Keimen meiner Brust Fülle befruchtender Nahrung verspricht.“ Und als dieß Versprechen in Erfüllung ging, als es in ihr blühte und wogte, da staunte sie selbst, und schrieb: „Es ist ein groß Geheimniß der Liebe, dieß immerwährende Umfassen Deiner Seele mit meinem Geist; und es mag wohl manches daraus entstehen, was keiner ahnt“ (Tageb.). — Nicht um Erwiederung war es ihr zu thun; ihr genügte es, eine heilige

Richtung zu ihm zu haben, ungestört, ob aufgenommen oder verläugnet (Tageb.). Ja, wenn sie zu fühlen glaubt, ihrer Begeisterung werde nicht so geantwortet, als sie es in schönen Stunden träumt, so irrt es sie nicht; „war ich denn je verstanden?" frägt sie — „warum will ich verstanden sein? Alles ist Geheimniß;.... Du mich empfinden? wer bist Du, daß ich's von Dir verlangen muß?" (Tageb.) Von ihrer Seite aber soll kein Dunkel walten; ihm soll nichts in ihr, was sie deuten kann, Räthsel bleiben; und man kann wohl kein rührenderes Bild schuldlos-reiner Hingebung malen, als sie es in diesen Zügen thut: „Ich glaube, daß es die Aufgabe der Liebe ist, zwischen Freunden das Räthsel zu lösen; so daß ein jeder seine tiefere Natur erst durch und in dem Freunde kennen lernt.... Darum möcht' ich auch nicht falsch sein; lieber möcht' ich's dulden, daß alle Fehler und Schwächen von Dir gewußt wären, als Dir einen falschen Begriff von mir geben: weil dann Deine Liebe nicht mit mir beschäftigt wäre, sondern mit einem Wahnbilde, das ich Dir untergeschoben hätte." Gewiß, hier kann weiter keine Mißdeutung, nur ein Nichtverständniß Statt finden. Sie hat in Goethe das Höchste geliebt, in dieser Liebe das Höchste gefunden. In ihrem Strahle hellt sich ihr das Dunkel des Lebens auf, vergeistigt sich ihr die Natur; diese Liebe ist ihr Talent, ihre Kunst, ihre Wissenschaft, ihre Philosophie. Um dieses Zentrum kreist ihre Betrachtung; sie kann sich's nicht klar genug machen; und wie alles Denken, das von einem lebendigen Punkte ausgeht, sich in's Unendliche steigert, und stufenweise zum Höchsten leitet, so ergeht es

auch ihr. „Natur empfindet sich selig im Geist des Menschen: Das ist meine Liebe zu Dir; der Menschengeist erkennt diese Seligkeit: Das ist Deine Liebe zu mir; geheimnißvolle Frage und unentbehrliche Antwort;“ so strebt sie das Verhältniß auszusprechen; so, und auf hundert andere Weisen, die alle Eines sagen: ihr ganzes Dichten und Reden besteht nur aus Variationen über das Thema der Liebe. Mag man solche Ergießungen immer Schwärmerei nennen: sie beruhen auf dem Glauben; sie fühlt, sie weiß es. „Wenn ich zweifle und nicht glaube, so verfliegt mir auch Dein schönes Andenken, und ich habe nichts“ (II.); — aber welches Große und Schöne beruht nicht auf dem Glauben? Das Wesentliche des Daseins ist Glaube; durch ihn allein kündet dem Sterblichen eine höhere Macht ihre Gegenwart an, wenn ihm die Liebe entgegenkommt, und so erwächst uns die Seligkeit. „Ich weiß ein Geheimniß — lispelt Bettina; wenn zwei mit einander sind, und der göttliche Genius waltet zwischen ihnen, das ist das höchste Glück“ (I.). So offenbart die Weisheit sich dem liebenden Gemüthe, die Kraft, wie die Schönheit; und wenn man sich verwundert, daß sie den sechzigjährigen Goethe schön nenne, erwidert sie: „Schönheit ist ein von der Gemeinheit abgeschlossenes Dasein; sie verwelkt nicht, sie löst sich nur vom Stamm, der ihre Blüte trug; aber ihre Blüte sinkt nicht in den Staub: sie ist beflügelt und steigt himmelan“ (Tageb.). So baut sich Platon's göttliche Ideenwelt hier von Neuem in dem jungfräulichen Gemüthe eines Mädchens auf; wir vernehmen die herrlichen Orakel und staunen. Niemand jedoch

wird sie verstehen, dem der Boden für diese Keime gebricht, dem diese Worte leerer Schall ohne Körper sind; wem sie aber lebendige Früchte bieten, die er zu genießen fähig ist, statt sich bloß an der bunten Oberfläche und dem lockenden Duft zu ergötzen, der ist gewiß glücklich zu nennen; denn ihm hat das Leben schöne und große Ergebnisse geboten: er ist kraft des Geistes, der in uns lebt, denjenigen, in und aus dem alles lebt, gewahr worden, und versteht nun fremde Offenbarung aus eigener. Es kostet ein Ringen, das Leben des Lebens zu erfassen; dann aber schwinden die Zweifel und der Mensch ist frei. Allein die Meisten wollen lieber dunkel angeweht, als lebendig ergriffen sein; unter dem Bann eines Zaubers gefallen sie sich, der ihre Kraft gefesselt hält, um nur nicht Mühe und Entschluß aufbieten zu müssen. Hier hat ein weibliches Gemüth, zum neuen Beweise, daß das Höchste keines Geschlechtes ist, so Herrliches geleistet; was man sich gewöhnt hat, als hergebrachte leer schrillende Phrase gleichgiltig zu überhören: hier wird es wieder wahr, und der Zweifel verliert sich freudig in der erneuten erquickenden Gewißheit: daß es Liebe und Leben gebe. Daß Bettinen bei solcher Liebesweisheit vor Allem der Geliebte klar ward, bis zu einem Grade, wohin der grübelnde psychologische Verstand nicht langt, wird sich denken lassen; und in der That spricht sie über Goethe Worte, wie sie Niemand sprach. „Wahrlich, Du bist Deines Glückes Schmied, der es mit kühnem, kräftigem Schlag eines Helden zurecht schmiedet; was Dir auch begegne, es muß sich fügen, die Form auszufüllen, die Dein Glück bedarf;

der Schmerz selbst ..... wird ein Stachel für Deine Begeisterung (Tageb)...... Die Dir am nächsten zu stehen behaupten, die werden am meisten Dich verläugnen; ich seh' in die Zukunft, da sie rufen werden: „steiniget ihn!" Hierüber kann ich mir, leider! den Kommentar ersparen. — Bei diesem Bewußtsein, wie ganz sie ihn hat und durchdringt, wird man eine eifersüchtige Bewegung dieses Vorrechtes wohl natürlich finden; sie will es nicht, sie gibt es nicht zu, daß Jemand Goethen näher sei als sie; daß man ihn lobe, daß man ihm schmeichle; man höre, was sie über Frau von Staël sagt, als diese in Weimar sich aufhielt. Wir haben die Parallele mitgetheilt, welche Rahel zwischen jener celebren Frau und sich zog; um so mehr wird nun Folgendes interessiren: „Die Staël mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau ist was Kurioses; keine andere kann sich mit ihr messen; sie ist wie Branntwein; mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Branntwein bitzelt auf der Zunge, und steigt in den Kopf; das thut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weizen ist mir doch lieber; den säet der Säemann in die gelockerte Erd'; die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus, und dann übergrünt er die Felder und trägt goldene Aehren; da gibt's zuletzt noch ein lustig Erntefest; ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein, als eine berühmte Frau; und will auch lieber, daß er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre." Sogar mit den Geschöpfen in ihres Freun-

des Dichtungen eifert sie; sie fühlt sich reiner, besser als jene alle — und da mag ihr denn Manches entschlüpfen, was der Dichter gewiß ihrem schönen Herzen zu vergeben gewußt hat. Im Vorbeigehen kann ich aber doch nicht umhin, des Mißfallens an Wilhelm Meister zu gedenken. Daß es doch bei so vielen Verständigen und Edelgesinnten Statt hat! Ich will von Novalis nichts sagen, der in einer zarten Traum- und Mährchenwelt mehr als billig gefangen war; aber Bettina! hat denn der Dichter den Kern in eine gar zu süße, vielblätterige Schale gewickelt, daß sich alle Zähne in sie verbeißen? sind denn die Anfänge das Werk? die Komödianten dessen Helden? und gebt Natalien auch nur ein Schmetterlingsstäubchen von Psyche's Flügel ab? Hier ist nicht der Ort, darüber breit zu werden; aber Bettina hätte die heilige Verwandtschaft fühlen sollen zwischen dem „Nie oder immer lieben" Nataliens und dem Ruf ihrer eigenen Seele! hier war nichts zu eifern, hier war einzugehen. Herrlich aber, — denn sie spricht da von ihrer Wissenschaft, der idealen Liebe, — spricht sie über die Wahlverwandtschaften, so daß Goethe ihr seine dankbare Anerkennung nicht versagen kann (II.). Sei hier auch erwähnt, daß wir Goethe's Sonette und gar manches Lied aus dem Divan Bettinen verdanken; jene nämlich hat eigentlich sie gemacht und Goethe übersetzt, diese sind unserem Verhältnisse entquollen.

Man kann sich denken, wie sich der besonnene Dichter nur allmälig in diesen Tanz jugendlicher Begeisterungen zu fügen wußte, den ihm die Priesterin des himmlischen Eros vortanzte. „Die besten Stunden", schreibt er

ihr, „benütze ich dazu, um näher mit den Schätzen Deiner Briefe vertraut zu werden, und ermuthige mich, die elektrischen Schläge Deiner Begeisterungen auszuhalten. In diesem Augenblicke habe ich kaum die Hälfte Deines Briefes gelesen, und bin zu bewegt, um fortzufahren" (I.). „Bleib' mir nur auch hübsch bei der Stange und gehe nicht zu sehr in's Blaue;.... ein bischen mehr Ordnung in Deinen Ansichten könnte uns beiden von Nutzen sein." (I. Hier glaubt man die Frau Rath sprechen zu hören.) ... „Man gibt sich so gern dem Eindruck Deiner Briefe hin, selbst wenn es Täuschung wäre; denn wer vermag bei wachen Sinnen zu glauben an den Reichthum Deiner Liebe, den man als Traum aufzunehmen am besten thut" (II.). Das ist ihr denn freilich nicht nach dem Herzen geredet; und kühn, im Gefühle, daß das Beste, was ihrem Innern entquillt, nicht Täuschung sei, scheut sie sich nicht zu antworten: „Der Mutter hab' ich gar nicht gesagt, daß Du geschrieben hattest: ich hätte mich geschämt, wenn ich ihr diesen Perrückenstyl hätte vortragen müssen" (I.). .... „Zuletzt hast Du ein Dompfaffenstückchen dran gehängt von besonderer Theilnahme; allein ich lasse mir nichts weiß machen; das war nach der alten Drehorgel gepfiffen" (II.). Aber von Tag zu Tag werther wird dem alles anerkennenden Weisen diese tiefe, mit all' ihren zarten aber ewigen Kräften ihm zugewendete Natur; er bekennt: „Mein liebes Kind! ich klage mich an, daß ich Dir nicht früher ein Zeichen gegeben, wie genußreich und erquickend es mir ist, das reiche Leben Deines Herzens überschauen zu dürfen. Wenn es auch ein Mangel in mir

ist, daß ich Dir nur wenig sagen kann, so ist es Mangel an Fassung über alles, was Du mir gibst. Ich schreibe Dir diesen Augenblick im Flug, denn ich fürchte da zu verweilen, wo so viel Ueberströmendes mich ergreift" (I.)..... „Predige Deine Natur-Evangelien nur immer in der schönen Zuversicht, daß Du einen frommen Gläubigen an mir hast" (I.)..... Ich vernehme mit beglückendem Erstaunen die Lehren Deiner Weisheit (I.). ..... „Kein gescheidtes Wort bringst Du vor, aber Deine Narrheit belehrt besser, wie ihre Weisheit" (II.). ..... „Du bist ein einzig Kind, dem ich mit Freude jede Erheiterung, jeden lichten Blick in ein geistiges Leben verdanke, dessen ich ohne Dich vielleicht nie wieder genossen hätte" (II.)..... An diesem olympischen Neigen des Hauptes genügt ihr, und sie streichelt die Locke, die mild und segnend zu ihr herniederwallt.

Sollen wir nun, da wir es einmal mit einer Diotima zu thun haben, von ihrer Philosophie Rechenschaft ablegen, so müssen wir uns wohl bei einigen großen Konturen befriedigen, wofern wir nicht sechs Bände über drei schreiben wollen. Alles, was sie sagt, gehört zu ihrer höchsten Konfession. Wir haben in der Parallele zwischen Rahel und ihr den Wendepunkt ihrer Reflexion anzudeuten versucht; sei es gestattet, auf diesem Wege fortzufahren, und zu zeigen, wie jedem Auge, das redlich späht, und seien die Medien noch so verschieden, endlich die Eine Sonne leuchtet. Bettina: „Es kommt alles auf die Frage an; je tiefer Du frägst, je gewaltiger ist die Antwort. Der Genius bleibt keine schuldig, aber wir scheuen uns

zu fragen (II.).... Rahel: „Was ist am End' der Mensch anderes als eine Frage?.... Nicht kühn fragen, und sich schmeichelhafte Antworten geben, ist der tiefe Grund alles Irrthums." ..... Bettina: „Der Unterschied zwischen göttlichem und menschlichem Willen ist nur, daß jener... wig dasselbe will, dieser immer frägt" (II.).... Rahel: „Wir sollten, was Sache an uns ist, beweglich, und was Wille ist, unbeweglich gemacht haben.".... Bettina: „Leben ist Schmerz; wir haben so viel Leben, als unser Geist verträgt".... (Tageb.). Rahel: „Schmerz ist die Bedingung der Persönlichkeit, der Grund unseres Bewußtseins." ..... Bettina: „Ob denn Gott was anderes will, als daß sich die Tugend in die reine Kunst verwandle, — daß man nach den Gesetzen einer himmlischen Harmonie die Glieder des Geistes mit leichtem Enthusiasmus rege?" (so ruft sie beim Anblick einer Tänzerin); ..... Rahel (bei derselben Gelegenheit): „Tanzkunst! die schönste Kunst! wo wir selbst Stoff werden, uns zum Ideale läutern."... Bettina: „Wo bleibt die Freiheit, wenn die Seele Bedürfnisse hat, und sie befriedigt wissen will, durch äußere Vermittlung?" ..... Rahel: „Jeder trägt sein Schicksal in sich: Wünsche, ohne deren Befriedigung er nicht leben kann."..... Bettina: „Ich glaube, daß jede Handlung ihre unendlichen Folgen hat"..... (Tageb.), Rahel: „Unsere Handlungen sind die Kinder unseres Geistes; ..... sie haben wieder Kinder, und werden zu ganzen Geschlechtern." Und so könnte man noch manche merkwürdige Aeußerung denkend zusammenhalten, und man bekäme eine erhabene Gattung einer ernsten, tiefen Frauenphilosophie.

Spürt man nun dem Fundamente nach, auf welchem der Wunderpalast dieses Idealismus ruht, so vernimmt man Folgendes: „Ich sah ein Inneres in mir, ein Höheres, dem ich mich unterworfen fühlte; dem ich alles opfern sollte; und wo ich's nicht that, da fühlte ich mich aus der Bahn der Erkenntniß herausgeworfen; und noch heute muß ich diese Macht anerkennen; sie spricht allen selbstischen Genuß ab; sie trennt von den Ansprüchen an das allgemeine Leben, und hebt über diese hinweg. Es ist sonderbar, daß das, was wir für uns selbst fordern, gewöhnlich auch das ist, das uns unserer Freiheit beraubt: wir wollen gebunden sein mit Banden, die uns süß däuchten und unserer Schwachheit eine Stütze sind; wir wollen gehoben sein durch Anerkenntniß, durch Ruhm, und ahnen nicht, daß wir dieser Forderung das Ruhmwürdige und die Nahrung des Höhern aufopfern; wir wollen geliebt sein, wo wir Anregung zur Liebe haben, und erkennen's nicht, daß wir den liebenden Genius darum in uns verdrängen.... Was ist die Forderung, die wir außer uns machen, als der Beweis eines Mangels in uns?...... Wir alle sollen Könige sein; und je widerspenstiger der Knecht in uns, je kühner und gewaltiger der Geist, der überwindet...... Nur der Geist kann von Sünden frei machen..... Geist ist göttlicher Kunststoff; in der sinnlichen Natur liegt er als unberührtes Material. Das himmlische Leben aber ist: wenn Gott ihn als Kunststoff benützt, um seinen Geist in ihm zu erzeugen.... Selbstbeherrschung ist, wenn Deinem Genius die Macht über Deinen Geist gegeben ist, die der Liebende dem Geliebten

über sich einräumt. Mancher will sich selbst beherrschen; daran scheitert jeder Witz, jede List, jede Ausdauer, — er muß sich selbst beherrschen lassen durch seinen Genius, durch seine idealische Natur..... Du saugst göttliche Freiheit aus dem Blick der Liebe (Tageb.).... Selig sein ist frei sein: ein Leben haben, dessen Höhe und Göttlichkeit nicht abhängt von seiner Gestaltung; das in sich selbst göttlich ist, weil nur reiner Entfaltungstrieb in ihm ist: ewiges Blühen an's Licht, und sonst nichts" (I.). — Solche Worte schreibe ich mit Ehrfurcht nieder, und scheue mich, ihnen etwas anderes beizufügen, als: daß sie in Bettina nicht die Ergebnisse intellektueller Bemühungen sind, sondern daß sie hinzusetzt: „So sprach der Dämon heute Nacht mit mir.... er setzte Gedanken in mir ab, ich erwog sie nicht, ich glaubte an sie..... Das Eigene hatten sie, daß ich sie nicht als Selbstgedachtes, sondern als Mitgetheiltes empfand" (Tageb.). Die Liebe weckte diese Offenbarungen in ihr, so, daß sie, selbst betroffen über die Entfaltungen, die in ihrem Innern emporrauschen, ausruft: „Ich fürchte mich vor dem Geist, den Du in mir aufstehen heißest, weil ich ihn nicht aussprechen kann" (II.). Wie sollte ihr nun solches Schauen nicht auch das Räthsel der Menschheit lösen? Sie landet aus dem Ozean des Denkens, da, wo alles Denken landen muß, wenn es menschlich ist: im Hafen der Sittlichkeit. „Gutsein begnügt die Seele, wie das Wiegenlied die Kinderseele zum Schlaf befriedigt. Gutsein ist die heilige Ruhe, die der Same des Geistes haben muß, ehe er wieder gezeitigt ist zur Saat. Der Geist aber ahnt, daß Gutsein die Vor-

bereitung zu einem tiefen, unerforschlichen Geheimniß ist" (I.). Was ihr aber ganz eigen, ja vor ihr wohl nirgends mit solcher Zuversicht und Bestimmtheit ausgesprochen worden ist, das ist die Gewißheit: daß Kunst das Element des höchsten Lebens sei, daß dieser Sonne alle Pflanzen der Menschheit zureifen müssen. Wir sind hier auf dem Gipfel; noch einen Augenblick verweilen wir, damit das Gedächtniß der errungenen Aussicht in uns raste und den Rest unseres Lebens verschönere. „Gewiß liegen in der Kunst große Geheimnisse höherer Entwicklung verborgen; ja ich glaube sogar, daß alle Neigungen, von denen die Philister sagen, daß sie keinen nützlichen Zweck haben, zu jenen mystischen gehören, die den Keim zu großen, in diesem Leben noch unverständlichen Eigenschaften in unsere Seele legen, welche dann im nächsten Leben als ein höherer Instinkt aus uns hervorbrechen, der einem geistigern Element angemessen ist" (I.)..... „Die Kunst ist Heiligung der sinnlichen Natur;.... was immer die Menschen in ihr hervorbringen, ... immer ist's ein Buchstabiren des göttlichen: Es werde!" (II.) .... Und wenn sie nun im Einzelnen über Kunst sich ergeht, wenn sie, mit schönem Sinn für jede artistische Denk- und Bildungsweise, für's Wesentliche und Anmuthige, Reiche und Einfache, die Kölner Kunst- und Prachtwerke ihrer erstaunt zuhorchenden Frau Rath beschreibt (I.), wenn ihre unwiederholbaren musikalischen Evangelien einen Genius wie Beethoven bewegen, in dieß reine Gefäß den Schatz seiner höchsten Idee niederzulegen, — so scheint es hier am Orte, der Schönheit ihres Ausdruckes zu gedenken, um die sie man-

12*

cher Dichter beneiden darf; denn was sie spricht, ist Poesie. Der reine Geist hat sich — wie sie es ausdrückt — einen reinen Leib gebildet im Worte — und die Sprache wird zum Styl. „Alles Große und Edle muß einen Grund haben, worin es edel ist; wenn dieser Grund rein, ohne Vorurtheil, ohne Pfuscherei von Nebendingen und Absichten, die einzige Basis des Kunstwerkes ist: das ist der Styl" (I.). Wenn man reine Werke der bildenden oder dichtenden Kunst in diesem Lichte betrachtet, so hat man den Schlüssel zu ihrer Wirkung. Lesen wir (um Beispiele aus der Gegenwart zu nehmen) Platen's Parsenlied, Mayrhofer's Memnon u. dgl. mit diesem Begriff, so möchte man glauben, gerade diese Gedichte seien damit gemeint; denn er bewährt sich auf's Gründlichste. Möchte man sich dann, durch diese Einsicht überzeugt, endlich einmal von jener blumen-übertünchten Lügendecke abwenden, die unter dem Namen „schöne Diktion" dem Seichten imponirt, und gepriesen wird; möchte man verstehen, daß das schöne Wort der nothwendige Körper der schönen Seele ist!

Wie nun das lebendigste Naturgefühl die Basis so schöner Bildung ist, so klingt auch kein Ton, der von Menschenherzen zu Menschenherzen zittert, in dieser harmorisch gestimmten Brust ohne begleitendes Echo vorüber; und nur das Leiden des kriegerischen Bergvolkes, dem sie sich in schmerzlicher Rührung verschwistert, und das so manchen Stachel betrogener Gefühle in ihre Seele preßt, wirft einen Schatten über das sonnige Gefild ihrer Jugend; so daß ihr Goethe schreibt: „Liebe Bettina! es ist mir ein unerläßliches Bedürfniß, Deiner patrioti-

schen Trauer ein Paar Worte der Theilnahme zuzurufen, und Dir zu bekennen, wie sehr ich mich von Deinen Gesinnungen mit ergriffen fühle. Lasse Dir nur das Leben mit seinen eigensinnigen Wendungen nicht allzusehr verleiden. Durch solche Ereignisse sich durchzukämpfen, ist freilich schwer; besonders mit einem Charakter, der so viel Ansprüche und Hoffnungen auf ein idealisches Dasein hat, wie Du" (II.). Aus solchen Läuterungen aber ging ihre Seele immer neugestählt hervor, und so bewährte sich im Schmerz die Kraft der Reinheit und des Willens. Als sie das unglückliche Ende ihrer phantastischen Jugendfreundin, deren Leben man den schwarzen Hohlspiegel ihres eigenen nennen möchte, betrauerte, da fragte sie sich, ob die Zeit sie über diesen Verlust beschwichtigen werde; und da war auch der Entschluß gefaßt, kühn sich über den Kummer hinauszuschwingen: „Denn es schien ihr unwürdig, Jammer zu äußern, den sie einstens beherrschen könne" (I.).

Wenn man zu all diesen hohen und ernsten Eigenschaften noch die heiterste, naive, unverwüstliche Laune, den kindisch lieben Humor, die Mignonartige, bewegliche, knabenhafte Abenteuerlichkeit hinzudenkt, so wird man begreiflich finden, daß Bettina mehr Proselyten machte, als ihr die prophetischen Gaben allein je gewonnen hätten. Und wirklich erblicken wir die bedeutendsten Gestalten in ihrem Feenkreise, nach denen wir uns umsehen wollen, wenn wir erst einen Zug erzählt haben, der ihren Humor charakterisirt: In langweiliger Gesellschaft, wo Räthsel aufgegeben wurden, gab sie dieses: Warum sehen die Menschen keine Geister? — Keiner konnt' es rathen. — Sie

sagte: Weil sie sich vor Gespenstern fürchten. — Wer? Die Menschen? — Nein, die Geister (I.).

Von den erwähnten Gestalten mag zuerst Wieland, der von den Charitinen Gesegnete, auftreten; zu dem, statt zu Goethe, Bettina sich verirrte. Er gab ihr dieß Billet an den Freund mit, das uns sein ganzes Wesen vor's Auge ruft: „Bettina Brentano, Sophiens Schwester, Maximilianens Tochter, Sophiens la Rochens Enkelin wünscht Dich zu sehen, lieber Bruder, und gibt vor, sie fürchte sich vor Dir, und ein Zettelchen, das ich Dir mitgebe, würde ein Talisman sein, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß sie nur ihren Spaß mit mir treibt, so muß ich doch thun, was sie haben will; und es soll mich wundern, wenn's Dir nicht eben so wie mir geht. Den 23. April 1807" (I.). — Interessant traf sie mit dem ehrwürdigen Herder zusammen, dem sie eine Ohrfeige gab, und der hieraus ihre Selbstständigkeit prognostizirte (Tageb.); gemüthlich schildert sie das Krankenlager L. Tieck's, das die kindliche Phantasie des Dichters mit trostreichen Blüten überdeckt (II.); mit achtungsvoller Neigung knüpft sie die Hoffnungen ihrer Seele an das Bild des damaligen Kronprinzen von Bayern (II.); Rumohr's Denkungsart weiß sie vielseitig, und (zumal II., S. 164) wahrhaft erbaulich darzustellen; vortrefflich malt sie Speckbacher's merkwürdigen Charakter (II.); mit dem biedern, hausbackenen Zelter weiß sie sich nicht recht abzufinden; doch schadet ihm ihre sprechend lebendige Zeichnung in unsern Augen nichts (II.); zu Jacobi freilich fühlt sie schon einen tiefern Zug; eine

zarte Begebenheit zwischen ihr und ihm überliefert sie uns (II.); Tante Lene und Lore irren sie nicht; fällt ja doch der Schatten von Platon's Lorbeer auf sie, wie auf ihn! Und so schmeichelt sie Goethen das Wort der Anerkennung ab, wie wenig er sonst mit diesem Geiste sich verwandt fühlte. „Gewiß ist Jacobi unter allen strebenden und philosophirenden Geistern der Zeit derjenige, der am wenigsten mit seiner Empfindung und ursprünglichen Natur in Widerspruch gerieth, und daher sein sittliches Gefühl unverletzt bewahrte, dem wir als Prädikat höherer Geister unsere Achtung nicht versagen möchten." — Ueber Franz Bader schreibt er ihr: „Ob ich seine Aufsätze verstehe, weiß ich selbst kaum; allein ich konnte mir Manches daraus zueignen" (II.). Mit genialer Kühnheit und Charakteristik porträtirt sie den ritterlichen Ringseis, den eleganten Schenk, den würdigen Salvotti, den kindlichen Grimm (II.); aber hoch über sie alle, wie der Zeus des Phidias über die übrigen Götter, ragt Beethoven's riesige Gestalt; und man mag sich das herrliche Bild nur immer für's Leben festhalten, wenn man das Folgende mit Andacht in sich aufgenommen hat: „Es ist Beethoven" — schreibt sie aus Wien an Goethe — „von dem ich Dir jetzt sprechen will, und bei dem ich der Welt und Deiner vergessen habe. Ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche (was jetzt vielleicht Keiner versteht und glaubt): er schreite weit der Bildung der ganzen Menschheit voran; und ob wir ihn je einholen? ich zweifle. Möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Räthsel, was in seinem Geiste liegt, zu

seiner höchsten Vollendung herangereift ist; ja möge er sein höchstes Ziel erreichen! Gewiß, dann läßt er den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntniß in unsern Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt ..... Er selber sagte: Wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen; denn was ich sehe, ist gegen meine Religion; und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist, als alle Weisheit und Philosophie. Sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert, und ich bin der Bacchus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert, und sie geistestrunken macht. Wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie allerlei gefischt, was sie mit auf's Trockene bringen. Keinen Freund hab' ich; ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist, wie den Andern in meiner Kunst. Ich gehe ohne Furcht mit ihm um; ich habe ihn jedesmal erkannt und verstanden; mir ist auch gar nicht bange um meine Musik; die kann kein bös Schicksal haben: Wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all' dem Elend, womit sich die Andern schleppen." — Nun beginnen seine Offenbarungen über Tonkunst an Bettina; er spricht von Goethe's Gedichten, als Vorwürfen der Komposition; er sagt: „Wie Tausende sich um der Liebe willen vermählen, und die Liebe in diesen Tausenden sich nicht einmal offenbart, obschon sie alle das Handwerk der Liebe treiben, so treiben Tausende einen Verkehr mit der Musik, und haben doch ihre Offenbarung nicht. Auch ihr liegen die hohen Zeichen des Moralsinnes zum Grunde, wie jeder Kunst; alle

ächte Erfindung ist ein moralischer Fortschritt. Sich selbst ihren unerforschlichen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den eigenen Geist bändigen und lenken, daß sie ihre Offenbarungen ausströme: das ist das isolirende Prinzip der Kunst.“ — „Gestern Abends — schreibt Bettina wieder an Goethe — schrieb ich noch alles auf; heute Morgen las ich's ihm vor. Er sagte: „Hab' ich das gesagt? nun, dann hab' ich einen Raptus gehabt.“ — In Goethe's Antwort heißt es: „Es hat mir großes Vergnügen gemacht, dieß Bild eines wahrhaft genialen Geistes in mich aufzunehmen;.... Ich möchte Dir für einen innern Zusammenhang meiner Natur mit dem, was sich aus diesen mannigfachen Aeußerungen erkennen läßt, einstweilen einstehen. Der gewöhnliche Menschenverstand würde vielleicht Widersprüche darin finden; was aber ein Solcher, vom Dämon Besessener ausspricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben; und es muß gleichviel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntniß spricht; denn hier walten die Götter, und streuen Samen zu künftiger Einsicht, von der nur zu wünschen ist, daß sie zu ungestörter Ausbildung gedeihen möge; bis sie indessen allgemein werde, da müssen die Nebel von dem menschlichen Geiste sich erst theilen. Sage Beethoven das Herzlichste von mir, und daß ich gern Opfer bringen würde, um seine persönliche Bekanntschaft zu haben.“...... Sie aber erwidert diesem merkwürdigen Schreiben: „Dem Beethoven hab' ich Deinen schönen Brief mitgetheilt...... Er war voll Freude, und rief: Wenn ihm Jemand Verstand über Musik beibringen kann, so bin ich's“ (II.). — Um aber diese

schöne Reihe würdig zu krönen, stehe, zur Beschämung der Kleingläubigen in unserem lieben Vaterlande, die ewig mit zweideutigem Finger die Waage zwischen Goethe und Schiller balanciren lassen, folgendes Votivbild hier: „Ich gedenke hier Deiner und Schiller's. Die Welt sieht euch an wie zwei Brüder, auf Einem Thron; er hat so viele Anhänger wie Du (sie wissen's nicht, daß sie durch den Einen vom Andern berührt werden; ich aber bin dessen gewiß); ich war auch einmal ungerecht gegen Schiller, und glaubte, weil ich Dich liebe, ich dürfe seiner nicht achten; aber nachdem ich Dich gesehen hatte, und nachdem seine Asche als letztes Heiligthum seinen Freunden als Vermächtniß hinterblieb, — da bin ich in mich gegangen; ich fühlte wohl, das Geschrei der Raben über diesem heiligen Leichnam sei gleich dem ungerechten Urtheil. Weißt Du, was Du mir gesagt hast, wie wir uns zum erstenmal sahen? Ich will Dir's hier zum Denkstein hinsetzen Deines innersten Gewissens. Du sagtest: Ich denke jetzt an Schiller. Indem sahest Du mich an und seufztest tief. Und da sprach ich drein, und wollte Dir sagen, wie ich ihm nicht anhinge; und Du sagtest abermals: Ich wollte, er wäre jetzt hier. — Sie würden anders fühlen. Kein Mensch konnte seiner Güte widerstehen. Wenn man ihn nicht so reich achtete und so ergiebig, so war's, weil sein Geist einströmte in alles Leben seiner Zeit, und weil Jeder durch ihn genährt und gepflegt war und seine Mängel ergänzte. So war er Andern, so war er mir das Meiste, und sein Verlust wird sich nicht ersetzen.... Diese Worte haben mir wohlgethan; sie haben mich be-

lehrt, und oft, wenn ich im Begriff war, über Einen den Stab zu brechen, so fiel mir's ein, wie Du damals in Deiner milden Gerechtigkeit den Stab über meinen Aberwitz gebrochen..... Man berührt nichts umsonst, — sagtest Du, — diese langjährige Verbindung, dieser ernste, tiefe Verkehr ist ein Theil meiner selbst geworden, und wenn ich jetzt in's Theater komme, und sehe nach seinem Platz, und muß es glauben, daß er in dieser Welt nicht mehr da ist, daß diese Augen mich nicht mehr suchen, dann verdrießt mich das Leben, und ich möchte auch lieber nicht mehr da sein" (I.).

Stellen, wie diese, sind Eigenthum der deutschen Nation, und verdienen in unserem Herzen fortzuleben; sie enthalten die Bürgschaft und Versiegelung unseres Werthes. — An dem Buche aber, das wir besprachen, bleibt uns nun nichts mehr zu betrachten übrig, als der reine, tiefe, unendliche Azur des Himmels, den sie am Schlusse des Tagebuches, wie zur Glorie, über das Ganze wölbt; hier wird der Gedanke Religion, und die elegische Klage des Gedächtnisses zum prophetischen Hymnus; und melodisch wälzt sie den brausenden Dithyrambus der Liebe über das Grab des Dichters, daß er den schauervollen Raum ausfülle zwischen der Erde, auf welcher der Herrliche sich ihr geoffenbart, und der olympischen Heimath, in die er zurückgekehrt ist.

Nun wird es wohl Vielen scheinen, als seien wir doch gar zu lang bei einer in's Welt- und Tagsgetriebe wenig eingreifenden Erscheinung verweilt. Es handelt sich aber hier nicht um jenes zarte persönliche Verhältniß; es

handelt sich um das Höchste, das in diesem Handbuch der idealischen Liebe wieder einmal zur Sprache kommt: und solche Zeichen müssen begrüßt werden im Gewühle des Marktes, wie man die Spuren der Götter verehrt, welche sie hie und da auf der weiten Erde zurücklassen. Achtet sie doch fast keiner „in dieser Zeit der künstlichen Vernichtung!“ Aber es wird und muß einmal anerkannt werden, daß wir nur deßhalb kommen und vergehen, damit sich das offenbare, was nie vergeht, — und daß der Geist das Leben bedinge. Quelque chose de plus qu'un grossier limon: das ist die Aufschrift auf der Stirn des Menschen. Möchte Jeder, der sie gewahr wird, sie buchstabiren helfen! und sage Niemand, daß genug geschrieben sei davon, und daß wir Maschinen bedürfen! Es kann nicht genug Erlebtes geschrieben werden, und diesen Stempel trägt Bettinens Buch. Jeder Strebende hat seine Lehrjahre; wenn er sie mittheilt, kommen sie Allen zu Gute: jeder ergänzt sich daraus, und welcher Blick in eine Segensernte thut sich vor uns auf!

Im Geiste und in der Wahrheit sind jene Blätter geschrieben, für Gläubige verständlich, für Erfahrene, die einen ernsten Blick in ihre Brust gethan; nicht für Phantasten, die „eine Geisterwelt in die irdische hereinragen“ sehen; was soll hereinragen? Eine Welt ist eben Welt, weil sie ein Ganzes, in sich geschlossen, ist; im Geiste ist die Geisterwelt, nicht oben oder unten. — Nur zwei Bemerkungen seien mir noch gegönnt; erstens: Unförderſam, zumal dem Manne, ist es, sich ununterbrochen in den Labyrinthen der innern Welt zu ergehen. Dem Gottesdienst

ist der Sonntag zugewiesen, die Woche fordert den Schweiß des Angesichtes für sich. Wir sehen auch im Buch nur die Violen der Nächte zum Kranz gereiht; der Faden der Tage dazwischen ist unsichtbar; daher der Nimbus um das schöne Bild. So geht es uns mit dem lyrischen Dichter: im Buch sind nur seine lichten Momente beisammen; die dunklen dazwischen, die sehen wir nicht! Zweitens: wir wollen nicht vergessen, daß die Liebe nur Eine Manifestation des Göttlichen ist, das auch der Wissenschaft wie der Kraft sich kund gibt. Wer das wohl bedacht hat, der gehe d'ran, sich aus dem Buche zu erbauen; dann wird er verstehen, was als Aegide gegen Medisance am Eingang geschrieben ist: Dieses Buch ist für die Guten, und nicht für die Bösen.

3.

Waren es in den beiden eben entwickelten Erscheinungen vorzugsweise die merkwürdigen Naturen der Schreibenden, die uns interessirten, so dürfen sich nun wohl Betrachtungen über jenes Buch anschließen, aus welchem uns Goethe selbst, reiner und wahrer als aus irgend einem andern Spiegel, entgegenblickt. Ich meine: Eckermann's Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens.

„In den letzten Jahren seines Lebens!" Das legte das letzte Gewicht auf die Schale contra, als ich vorurtheilend das Buch zur Hand nahm. Und wer darf sagen,

daß er ohne ein solches Vorurtheil liest? Glücklich genug, wer es sich bekennt und deutet, ohne daß es ihn beherrscht. Goethe war nie der Mann, dem es darum zu thun war, daß man in sein Inn'res schaue, — am wenigsten in den letzten Jahren seines Lebens. Wenn er noch gegen Lavater und die Genossen einer unbedingt strebenden Sturm- und Drang-Jugend sein Herz dann und wann vom Ballast der Liebe und des Zornes entleerte, so nahm er schon nach der italienischen Reise die Decke Aarons vor's Gesicht, und, nach der förmlichen Installirung in die deutsche Dichter-Diktatur, den offiziellen diplomatischen Mantel. Ob er darum Tadel verdient oder nicht, ist eine andere Frage; ob nicht aller Tadel dasjenige treffen sollte, was eine solche Vermummung nöthig machte? Aber das ist gewiß, daß Alle irren, welche sagen, Goethe habe die Produkte seines Lebensherbstes im Schlafrocke geschrieben; den ersten Theil des Faust schrieb er im Schlafrocke, — den zweiten im Galla-Frack. Eben so gewiß ist es, daß man unter solchen Umständen keine Konfessionen erwarten wird, — und diese wären doch eigentlich das Interessante; am wenigsten wird man sie von Gesprächen erwarten, von denen Goethe voraus wußte, daß die Presse auf sie harre; ging es doch so weit, daß er zu Eckermann sagte: „Merken Sie sich dieses Wort, und unterstreichen Sie es" (II. 267.). Rebus sic stantibus nahm ich mir die Freiheit, zu vermuthen, daß Goethe hierbei nichts gesagt haben würde, als was in seinen Büchern reifer und ausgearbeiteter zu finden wäre. Dieses, nebst der trübenden Subjektivität, die sich nothwendig in solche

Referate mischt, wovon Falk's bedeutendes Buch ein Beispiel gibt, motiviren das Vorurtheil, welches ich, trotz dem, daß ich hörte, Frau von Goethe erkläre dieses Buch für das authentischeste, dagegen hegte. — Warum so viel von meinem Vorurtheile? weil es wahrscheinlich das der meisten Leser ist, und die Brücke, die zur Sache führt. Ehe ich aber zur Sache komme, will ich noch ein paar flüchtige Worte meines Freundes Hippel kommentiren, die wir hier vielleicht brauchen könnten. „Der Tisch-Styl und der Brief-Styl", sagt er, „sollten Natur aus der ersten Hand sein; wer kann Natur genug predigen?" Und wieder sagt er: „Gewisse Art Leute müssen bei Tische nie anders reden, als daß es zur Noth aufgeschrieben werden könnte." Wie geht das zusammen? ich weiß nicht anders als so: das Natürliche soll so ausgebildet werden, daß man es drucken könnte, — und: das Gedruckte soll mit dem Stempel der Natur bezeichnet sein. Merket mir dieses Wort und unterstreicht es! Uebrigens mag es ein Gefühl sein, so bei Tische bepaßt und abgeschrieben zu werden, wie sezirt zu werden bei lebendigem Leibe. — Ehe ich nun vom Vorurtheile zum Nachurtheile gelange, wollen wir sehen, wie sich jenes bei Eröffnung der Bekanntschaft halten werde.

Das Buch beginnt à peu près wie Gil Blas oder der Baccalaureus von Salamanca: „Der Autor gibt Nachricht über seine Person und Herkunft und die Entstehung seines Verhältnisses zu Goethe." Mit Lächeln beginnt, mit Ueberraschung verfolgt, mit Liebe und Staunen beschließt man diese Einleitung, und mit Ehrfurcht legt man sie

aus den Händen, überzeugt, daß nur der, der sich selbst so darstellt, wie hier Eckermann, fähig sei, einen Andern darzustellen. Wenn Einer berufen war, auf ein Bild von Goethe sein Leben zu wenden, so war es Eckermann; berufen war er, und — wohl dem Leser! — auch auserwählt. Denn Goethe hatte die königliche Kunst inne, seine Leute zu kennen und nach der rechten Schätzung zu gebrauchen. Kaum hatte er Eckermann kennen gelernt, als er ihn schon in seinem Geiste zum Herausgeber seiner Werke, zu seinem geistigen Testaments-Exekutor bestimmte (I. 41) — ein Zug, der Goethen bezeichnet.

Soll ich nun aus jener Einleitung ein Bild des Verfassers entwerfen, so gestehe ich, darin sehr im Nachtheile gegen ihn selbst zu sein. Die Treue, Einfalt, Besonnenheit, Schärfe und milde Klarheit, womit er sein eigenes Werden malt, ist völlig unnachahmlich. Zu Winsen an der Luhe, in einer Hütte geboren, „wo man auf einer gleich an der Hausthüre stehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden stieg", als Knabe beschäftigt, aus Schilf Streu für die einzige Kuh anzuhäufen, welche die Haupt-Nahrungsquelle seiner Aeltern war, frühzeitig Trieb und Geschick zum Zeichnen entwickelnd, und auf diesen Anlaß zu einigem Unterrichte gezogen, war seine weitere Bildung ganz das Werk seines eigenen beharrlichen, leidenschaftlichen Strebens, das ihn trieb, noch im Alter der Majorennität das Gymnasium mit den Knaben zu besuchen, weil ihm ein paar sogenannte Freunde weiß gemacht hatten, ohne das, was sie klassische Bildung nannten, sei kein Heil zu finden. In dieser Lebensepoche waren es nun

Goethe's Lieder, die ihn mit dem Gewahrwerden der jedem Selbst inwohnenden Poesie beglückten, und die Richtung seiner Seele für's Leben entschieden. Wie er produktiv ward, wie er erst durch Uebersendung eines Manuskriptes und dann persönlich den Weg zu seinem Meister nahm und dort sein Dasein bestimmt und ausgefüllt wurde, das muß man von ihm selbst hören. Die ganze Darstellung ist ein Meisterstück, und — wie sie dem übrigen Buche erst eigentlich Fundament und individuellen Werth verleiht — nach meinem Gefühle das Beste im ganzen Buche. Er selbst empfindet, wie schwer es in einem bedeutenden Zusammenleben falle, das festzuhalten, was eben für die ganze Welt bedeutend sei; „und wo wäre" — setzt er einsichtsvoll hinzu — „derjenige, der die Gegenwart immer so zu schätzen wüßte, wie sie es verdient?" (S. IX.) — Darum begnügt er sich auch, nur in ganz bescheidenem Sinne zu sagen: „Das ist mein Goethe!" (S. X.) Er, der es noch am wenigsten zu sagen gebraucht hätte, dessen Bild von Goethe gewiß das reinste von aller Beimischung ist, das wir besitzen.

Was nun den Inhalt der Gespräche selbst betrifft, so ist er so mannigfach und wie sich's von selbst versteht, ohne äußere Verbindung, daß sich nicht wohl anders darüber sprechen läßt, als notenweise. Und so nehme ich das Buch zur Hand, und erlaube mir, während ich blättere, meine Randglossen hinzuzusetzen.

Erster Band. S. 51. „Nehmen Sie sich in Acht" — sagte Goethe zu Eckermann — „vor einer großen Arbeit. Das ist's eben, woran unsere Besten leiden. — Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geschadet hat. — — Die Gegenwart will ihre Rechte; was sich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und soll ausgesprochen sein. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, so kann nichts daneben aufkommen. — — Welche Anstrengung von Geisteskraft gehört dazu, um nur Ein großes Ganze in sich zu ordnen; welche Kräfte und welche ruhige Lage im Leben, um es dann in Einem Flusse gehörig auszusprechen. Hat man sich nun im Ganzen vergriffen, so ist alle Mühe verloren. — — Es entspringt statt Belohnung für so viele Aufopferung nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in frischer Stimmung, was sich ihm darbietet, so macht er sicher immer etwas Gutes." — Ich glaube, so manchem, zumal dem von unbestimmter Produktionskraft Getriebenen, dem Dilettanten, dem ohne Klarheit Strebenden einen Dienst erwiesen zu haben, indem ich ihm dieses Wort abschrieb und vorhalte; denn es ist ein gutes Wort, ein Wort zur rechten Stunde, und man mag nach Eckermann's Weise es sich in's Täflein schreiben und dazu setzen: „Ich merkte mir dieses, damit ich wissen möchte, was ich von dergleichen Verfahren künftig zu denken" (II. 316); oder: „ich merkte mir dieses, als von großer Bedeutung" (II. 290). Und hier sei en passant bemerkt, daß dieser Ton

durch's ganze Buch geht — ein Verhältniß, wie in des dreimal großen Hermes Büchern das des Sohnes Tat zu seinem Vater, Herrn und Meister. Was Goethe sagt, wird dem Lebenskanon einverleibt, — wird zum Frommen für des Verfassers Kultur verarbeitet und vervielfacht, manchmal paraphrasirt und verschiedenartig angewandt; selten von der Kehrseite oder überhaupt von irgend einer Seite angesehen, — nie bestritten, als etwa einmal im Gebiete der Farbenlehre (II.), wo sich denn Hermes Trismegistos bärbeißig genug erweist, aber endlich (zu seiner Ehre für alle Zeiten sei es gesagt!) seinen Irrthum doch bekennt (II. 280), wenn auch nur so taliter qualiter; aber wie viele Professoren und Nicht-Professoren werden in gleichem Falle die Hand an den Busen legen? und doch, — wer könnte einer so bescheidenen, stillen, besonnenen, zarten, wahren, — um's auf Einmal zu sagen — einer Eckermann'schen Einwendung zürnen? — Was nun von dieser passiven Stellung des Verfassers gegen „seinen Goethe" dasteht, ist nicht als Tadel gesagt, sondern als Bezeichnung. Es ist wahr, daß ein auf eigenen Wegen zu andern Ergebnissen gelangter, vielleicht an Polemik froher Geist dann und wann bedeutendere Funken aus Goethe geschlagen hätte, — ihm nicht gestattet hätte, sich immer mit dem gewohnten Gesichte zu produziren, sondern ihn gezwungen, einmal die andere, bisher verhüllte Physiognomie des Januskopfes zu zeigen, — ihn auf manches noch unbetretene Rhodus geführt hätte, um da zu tanzen, — ihn — doch wozu all das „hätte?" Das „hat" und „ist" zu beherzigen, ist Menschen- und Leserpflicht; und

Eckermann kann fordern, daß wir ihn aufnehmen, wie er sich erkennt. „Jedes lebendige vis-à-vis — sagt er — übt eine solche Gewalt über mich, daß ich mich selbst vergesse, daß es mich in sein Wesen und Interesse zieht, daß ich mich dadurch bedingt fühle, und selten zur Freiheit und zu kräftigem Hinwirken des Gedankens gelange (II. 227). Wenn jedes vis-à-vis so wirkte, wie erst das Goethe's, dessen Person, dessen bloße Nähe schon bildend war, auch wenn er kein Wort sagte (I. 57). Dieses Gefühl hat übrigens seine Richtigkeit, weil man sich in bedeutender Gegenwart zusammennimmt. Vor dem Apoll von Belvedere — meint Heinse — müßte man immer fein gescheidt sein.

S. 74. Weil ich nun schon im Verrathen bin, so sei noch ein Arkanum ausgeplaudert, welches der erprobte Poet für den Jünger aus der Hand gleiten läßt. Es ist eine Kunst-Finte. „Auffassung und Darstellung des Besondern ist das eigentliche Leben der Kunst. So lange man sich im Allgemeinen hält, kann es uns Jeder nachmachen; aber das Besondere macht uns Niemand nach: warum? weil es die Andern nicht erlebt haben." Probatum est; wer nur den Vortheil zu nützen Kraft und Talent genug hätte!

S. 78 wird von Gegenständen bildender Kunst verhandelt — eines von Goethe's Steckenpferden. Er beklagt die Maler, die sich an seinen Fischer machen, und er hat, dünkt mich, Recht. Dieß Gedicht ist musikalisch; und ich bemerke bei diesem Anlasse, daß es eben das Hinüberziehen des Musikalischen in's Bilden ist, was der neue-

ren Malerei am tiefsten schadet. Schadet vielleicht das Bilden und Malen eben so den neuen Dichtern?

S. 95 findet Goethe das Schwierige und Eigenthümliche des Ghasels darin, daß der stets wiederkehrende Reim einen großen Vorrath von Gedanken will. Aber das ist lange nicht Alles. Das Ghasel ist eine ganz bedeutende, geistdurchdrungene, man darf sagen symbolische Form, deren Tiefsinn man erst bei längerer Bekanntschaft einzusehen fähig wird. Der Endreim, oder bei den Orientalen das Endwort, ist keineswegs ein willkürlich gewählter oder gegebener Ausgang, sondern in ihm ist, wie in der Tonart eines Musikstückes, wie im Farben-Akkorde eines Gemäldes, der Geist des Gedichtes gleichsam vorgebildet, und die Gedanken haben sich nun, entweder mit bedeutenden Gegensätzen, oder in überraschender Steigerung, oder in scheinbarer Verwirrung mit wiederkehrendem Bezuge, diesem Stabe wie Ranken anzuschließen, bis der Schlußvers, als eigentliche Pointe, sie entweder alle auf Einen zurückführt, oder widerlegt, oder, wie ein verhallendes Echo, in die Unendlichkeit fragend und unaufgelöst hinweist. Ich sage nicht, daß dieß ein geschriebenes Gesetz für das Ghasel sei, nach welchem man dichten müsse, sondern es liegt im Sinne dieser Form, und wer sie beherrscht, wird es von selbst befolgen. Man lese z. B. Platen's Ghasel mit dem Ausgange „nichts", oder das mit dem Ausgange „sein", oder die Kasside mit dem Ausgange „Zeit;" oder die Ghaselen der Orientalen mit den Ausgängen: „Rose, Sonne, Perle" u. dgl. m., und, was ich nur gedrängt andeuten konnte, wird der Empfindung klar werden. Hafis,

der Großmeister des Ghasels, weiß durch jede neue Wendung den Leser zu überraschen, bis sich die Ueberraschung endlich beim Empfänglichen zum Entzücken steigert, — so daß man die Summen begreift, welche persische Sultane in der Freude ihres Herzens für solche Distichen hinwarfen.

S. 112. „Ueberall", sagt Goethe, „treibt man auf Akademien viel zu viel, und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus — bei weitem über die Bedürfnisse der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik, als zur Arzneikunde gehörig, vorgetragen, und der Mediziner hatte daran genug. Jetzt aber sind Chemie und Botanik eigene unübersehbare Wissenschaften geworden, deren jede ein ganzes Menschenleben erfordert, und man will sie dem Mediziner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden; das Eine wird über das Andere unterlassen und vergessen. Wer klug ist, lehnt daher alle zerstreuenden Anforderungen ab, und beschränkt sich auf Ein Fach, und wird tüchtig in Einem." — Sobald von der praktischen Brauchbarkeit die Rede ist, zu welcher Jeder für seine Stellung im Staate sich zu befähigen verpflichtet ist, bleibt diese Betrachtung von unschätzbarem Werthe; ja, es werden sich die auffallendsten Mängel unserer Epoche: eine gehaltlose Allwisserei, ein Vermischen Einer Wissenschaft mit der andern, z. B. eine physiologische Therapie, eine botanische Nosologie, ja eine poetische Medizin leicht daher ableiten lassen; wem es aber, auch außer dem, was er für den praktischen Haushalt bedarf, um tiefere Erkenntniß, um Mitwirkung am großen Werke einer allgemeinen Förderung des Wis-

sens zu thun ist, der wird, auch ohne äußere Nöthigung, dem Uebergange aus Einem Zweige der Doktrinen in den andern sich nicht entziehen können; ihn wird die ewige Verkettung mit verschlingen, in der alle Erkenntnisse der Menschheit sich auf einander und auf ein Letztes beziehen, welches, wie es scheint, dem vorschreitenden Geschlechte sich immer sichtbarer offenbart. Konnte Goethe selbst den Faden aller Naturwissenschaften aus den Händen lassen, dessen Anfang er in der Kunstforschung ergriffen, und der ihn immer tiefer in's Labyrinth der Unendlichkeit verlockte? — Jene praktische Ansicht übrigens, zumal in Betreff der medizinischen Lehrkurse, hat man in Oesterreich stets festgehalten, und darum dürfen wir uns auch noch immer eines schönen Vorzuges technischer und eigentlich nutzbarer Ausbildung der großen Mehrzahl unserer ärztlichen Praktiker rühmen.

S. 117. „Sie haben Recht,“ sagte Goethe; „es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byron's Don Juan übertrüge, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen.“ — Woran ich sehr zweifle. Sache bleibt Sache, Form bleibt Form; ein blaues Kleid macht keinen Derwisch, ein grüner Turban keinen Emir. Aber weil wir zuerst den Derwisch im blauen Gewande kennen gelernt haben, vermuthen wir nun, sobald wir ein blaues Gewand sehen, den Derwisch dahinter. Ich denke, es ist Gewohnheit und weiter nichts.

S. 118. „Könnte man die Menschheit vollkom-

men machen", meinte wieder Goethe, „so wäre auch
vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es e
(— ewig?) herüber und hinüber schwanken; der e
Theil wird leiden, während der andere sich wohl befin
Egoismus und Neid werden als böse Dämonen im
(— immer?) ihr Spiel treiben, und der Kampf der P
teien wird kein Ende haben." — Keines? wir werde
nicht erleben, das ist gewiß; unsere Kinder auch nicht,
und auch ihre Kinder nicht; aber so wahr es einen F
ger der Vorsehung in der Führung der menschlichen
schlechter gibt, und ein Auge des Geistes, diesen Fin
zu erblicken, so gewiß wird reine Menschlichkeit in
Welt erscheinen, Ehre werden Gott in der Höhe, Fri
auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen. W
wäre das Leben ohne diesen Glauben? Ihn je aufgeb
„Lästerung!" sag' ich mit Lessing — „Lästerung!"

Ganz gewiß gibt es eine solche Antizipation
Welt im dichterischen Gemüthe, als Goethe sich (S. 1
zuschreibt, da er den Berlichingen, noch ohne Kenn
wirklicher Zustände, gedichtet. Wer hätte nicht etwas A
liches in der schönsten Zeit des Lebens empfunden?
das Leben, wenn es nun wirklich uns seine eiserne B
eröffnet, — vermag nicht jenes Bild des Lebens zu
setzen! es war schön und doch wahr dabei; wahr in je
poetischen Sinne, wo der Schlamm und Kehricht au
schlossen bleibt. Wer dieses Bild in sich verloren
sollte nicht mehr dichten; wer klug und klar gewo
ist, soll wirken, leben, kaufen und verkaufen — aber
mehr dichten!

S. 145 klassifizirt Goethe seine Gegner. Er unterscheidet Gegner aus Dummheit, aus Neid, aus Mangel an eigenem Sukzeß (möchten mit der vorigen Gruppe zusammenfallen), aus Gründen und aus abweichender Denkungsweise (gehören wohl wieder zusammen). Soll aber die Literaturgeschichte und Weltkenntniß hier ergänzend dem Dichter zu Hilfe kommen, so wird sie mit einem freundlich-kühnen Strich diese sämmtlichen Klassen auf die erste reduziren, wenn nämlich unter dem Begriffe „Gegner" diejenigen verstanden werden, welche das ganze Wesen eines Menschen verneinen. Goethe's Wesen aber, das heißt sein Streben und seine Bildung, verneinen, setzt voraus, daß man ihn nicht begreife. Ein anderes sind Meinungen; wer wäre mit Goethe so gut wie mit irgend wem in allen Dingen einerlei Meinung?

S. 153. Für Jene, welche dem Dichter einen menschenwürdigen Begriff von der Ewigkeit des Geistes — ich weiß nicht, aus welcher Präokkupation — abzusprechen gewohnt sind, stehe zum Ueberflusse folgende Stelle hier: „Wir waren indeß um's Gehölz gefahren, und hatten die untergehende Sonne im Anblick. „Wenn Einer", sagte Goethe mit großer Heiterkeit, „fünf und siebenzig Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

Eine große Ansicht, in Glauben und Selbstverläugnung wurzelnd, liegt in dem einfachen Worte: „Jene großen Vorgänger, die einst so nothwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört Mittel zu sein" (S. 165). Hat auch Goethe schon aufgehört Mittel zu sein? Wenn uns die östlichen Lichtstreifen keinen Wüstendunst bedeuten, so fängt er an — aufzuhören. Jene Aussicht vom Berge hatt' ich im Auge, als ich, zur Schlichtung des Streites über Schiller und Goethe, die Brückeninschrift kommentirte: Alles ist nur Uebergang.

Auch S. 169 finde ich mich in meiner Ueberzeugung bestätigt, und ich habe nur gewagt, entschiedener hinzustellen, was Goethe andeutet, wenn ich den Lyrikern der neuern Epoche nur von der Ausbildung ihres subjektiven Gehaltes Heil versprach. Auch Goethe sah das Uebel der Vorkämpfer dieser Poesie darin, „daß ihre Subjektivität nicht bedeutend ist, und daß sie im Objektiven den Stoff nicht zu finden wissen." Dieses letztere nun lasse ich dahin gestellt sein. Der Stoff hat noch keinen Dichter gemacht, — und hätte er je dem Talente Anlaß gegeben, sich zu entwickeln, so ist es doch am Ende nur das Entwickelte, das der Menschheit zu Gute kommt: das ausgebildete Subjekt. Wir aber wollen uns, jenem schönen obigen Worte gemäß, immer nur als Mittel zu großen, heiligen Zwecken betrachten, und dafür sorgen, daß wir tüchtige Mittel sind.

Hierher bezieht sich, was S. 189 von den Motiven in Gedichten gesagt wird, als auf welchen aller Werth, alle Wirkung derselben beruhe. Frauenzimmer und Dilet-

tanten verkennen das besonders. „Dieß Gedicht ist schön,“ sagen sie, und denken dabei bloß an die Empfindungen, die Worte, die Verse. So werden denn auch Tausende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null ist, und die bloß durch Empfindungen und klingende Verse eine Art Existenz vorspiegeln.“ — Ganz gut; aber mit den Motiven wird's auch nicht gethan sein. Unter Motiven werden hier die Situationen, das Historische, das eigentlich Stoffartige des Gedichtes verstanden. Mir aber kommt es auf den Gehalt an, auf das Stück Leben, welches in jedem Gedichte begraben sein soll, damit es dereinst wieder auferstehen könne, und Mittel sei im Werke des Geistes. Da sind nun Motive eben Motive, — Körper, in denen jene Seele herbergt, nicht Seelen selbst. Vers und Reim sind dann freilich nur Körper am Körper, — etwa wie Haare und Nägel.

S. 201 werden die drei Einheiten: „bewundert viel und viel gescholten,“ zu Nutz und Freude der ästhetischen Peripatetiker, mit klarer Leichtigkeit auf ihren Grund zurückgeführt. „Das Faßliche ist der Grund; und die drei Einheiten sind nur insofern gut, als dieses durch sie erreicht wird.“ — Mir scheint, an das Drama macht man billig, mehr als an jede andere poetische Form, die Forderung der poetischen Gegenwart; und in dem Gesetze des Gegenwärtigen wurzelt schon das der Einheiten.

Ich las irgendwo: Die Hoffnung der Welt beruht weder auf den Destruktiven, noch auf den Konservativen, sondern auf den Produktiven. Zu dieser kleinen Gemeinde hat Goethe gehört. Man mochte um ihn herum erhalten

oder zerstören, — er produzirte. Macht es doch so auch Mutter Natur! Sprach er dieß Verfahren je als ächtes Brokardikum aus, so geschah dieß in den Worten (Seite 204): „Alles Opponiren geht auf's Negative hinaus; und das Negative ist Nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um's Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde.“ — Daß es nichts einzureißen gäbe, bleibt nun freilich ein votum pium auf dieser höckerigen Kugel; bis es so gut ist, laßt uns versuchen, ob wir mit dem Hall der poetischen und literarischen Posaunen das Jericho des Bösen zu stürzen vermögen!

S. 224. An die Grübler und Zweifler: „Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucrezia, eines Scävola, und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt kommt die Kritik und sagt, daß das Fabeln sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.“ — Groß war es unbestritten, das gesagt zu haben. Uebrigens gibt es meines Bedünkens eine zweifache Art, Geschichte zu kultiviren: eine esoterische, zu welcher sich der Forscher, und eine exoterische, zu welcher sich der gebildete und strebende Mensch überhaupt bekennt. Die Er-

gebnisse, welche jener zu Tage fördert, sollen diesem zu Gute kommen; jener gräbt nach dem Faktum, diesen interessirt der Charakter. Es ist das allgemeine Schema menschlicher Ansichten: das Wissen und das Thun. Mögen beide neben einander leben und einander leben lassen!

Schlingt sich doch ein solches Verhältniß bis in die höchsten Angelegenheiten des Menschen fort! auch hier gibt es ein Inn'res und ein Aeuß'res, ein Glauben (denn wer möchte das Höchste dem Wissen anheimstellen?), und ein Handeln. Jenes bleibt ewig unaussprechlich, und dieses ist die eigentliche Sprache des ächten Geistes. — „Wir sollen höhere Maximen nur aussprechen, insofern sie der Welt zu Gute kommen. Andere sollen wir bei uns behalten; aber sie mögen und werden auf das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten" (S. 227).

S. 233 kommt wieder, wie in diesem Buche besonders häufig, Lord Byron auf's Tapet. „Hätte dieser," meint Goethe, „Gelegenheit gehabt, sich Alles dessen, was von Opposition in ihm war, durch wiederholte derbe Aeußerungen im Parlamente zu entledigen, so würde er als Poet weit reiner dastehen. Einen großen Theil seiner negativen Wirkungen möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen." Gewiß liegt hierin viel Wahres; nur daß der größere Theil von Byron's Klage- und Hader-Element in jenem innern Zwiespalt, in jenem Geist- und Körper-Dualismus wurzelte, der vor keinem irdischen Parlamente verhandelt und ausgeglichen wird.

S. 240 legt Goethe den Finger an den Mund und

sagt: „Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es vielfach bestätigt finden. Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv; dagegen haben alle vorschreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjektive." — Ich kann dieser geistreichen Bemerkung nicht beistimmen. Für's Erste glaube ich an kein Rückschreiten, sondern sehe in jedem Aschewerden den Phönix, der sich daraus entschwingen wird. Dann aber scheint mir jene Bemerkung, insoweit sie geschichtliche Wahrnehmung ist, nur auf die erste Kultur vom sinnlichen zum intellektuellen Leben überhaupt zu passen; von letzterem aber beginnt eigentlich erst das Fortschreiten des großen Ganzen. So hat sich die antike Welt objektiv gebildet, — man möchte sagen: von der Kindheit zum geistigen Dasein herangearbeitet; wer aber wird sagen, daß unsere jetzige Welt-Kultur, deren Wurzel subjektiv ist, einen Rückschritt darstelle? Die äußere Welt hat nun einmal den höchsten und eigentlichen Zauber ihrer Schönheit, den sie nur Kindesaugen fröhlich offenbart, unserem vergeistigten Blicke entzogen, — sollen wir darum die Pflichten verachten, welche die Natur dem Mannesalter auflegt? Die Kindheit ist ewig objektiv, die Reife subjektiv; lasset uns das heitere Glück, das uns nun einmal nicht mehr beschieden ist, preisen, — aber thun, wozu wir in unserem jetzigen Zustande geschaffen sind, überzeugt, daß kein Schritt, den die ewige Vorsehung veranstaltet hat, ein Rückschritt sein kann!

S. 263 fühlt sich wohl manches Auge bestätigt, wel-

ches der Komposition von Overbeck: Christus mit den Kleinen, nichts Bedeutendes abzugewinnen vermochte. Was hier als Grund angegeben ist, möchte eben sowohl auch von dessen: Einzug Christi in Jerusalem, gelten.

Ueber Musik hört man Goethe am seltensten reden. Es bleibt auch das Reden, welches überhaupt mehr das Wissen als die Kunst zu fördern geeignet ist, bei dieser Kunst am allerunzulänglichsten. Seite 282 aber finde ich eine treffende Ansicht: „Es ist wunderlich, wohin die auf's Höchste gesteigerte Technik und Mechanik die neuesten Komponisten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Musik mehr, sie gehen über das Niveau der menschlichen Empfindungen hinaus, und man kann solchen Sachen aus eigenem Herzen und Geiste nichts mehr unterlegen. Wie ist es Ihnen? mir bleibt Alles in den Ohren hängen." — Wem ist es nicht auch so, der überhaupt gewohnt ist, Unterlagen aus Geist und Herz zu suchen? Es ist eben auch hier wieder der alte Kapitalfehler der Zeit: das Vergessen der Zwecke über die Kultur der Mittel.

S. 302 wird über Goethe's „Novelle" verhandelt, die dann oft genug wieder zur Sprache kommt. Wenn der Dichter hier die Blume des Ideellen, welches er in diese Novelle eingepflanzt haben will, als das Wesentliche, und das Reale in der objektiven Darstellung nur als das grüne Blätterwerk betrachtet, so scheint er, wie sehr diese Ansicht mit der unsern auch zusammentrifft, seinen eigenen früher erwähnten Behauptungen damit zu widersprechen. Dem sei wie ihm wolle, darin wird uns wohl der größere Theil der Leser beipflichten: daß diese Novelle von

ihm und von seiner Umgebung zu hoch angeschlagen wird. Der Gehalt erscheint zu einfach gegen den Aufwand von kleinen Mitteln und Dekorationen, der Inhalt ist fast Null, das eigentlich menschlich Bedeutende, das Charakteristische wird vermißt, der Stoff ist bloß seltsam und arm und reicht eben für eine Anekdote hin, die Behandlung ist gekünstelt, und man merkt zwischen mancher Schönheit das Machen zu sehr. „Wie das Unbändige oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde“ — wird darin nicht, wie Goethe angibt, gezeigt, sondern bloß erzählt. Mag sich übrigens Jeder erfreuen, woran er kann! Urtheil und Behagen sollen einander nicht stören. Man muß sich aber auch kein Wohlgefallen aufdogmatisiren lassen, wie es hier Eckermann sich gefallen ließ, dessen richtiges Gefühl ihm Anfangs das Wahre sagte, bis Goethe's Erklärung, die doch nur das aussprach, was der aufmerksame Leser bald wahrnimmt, ihm so imponirte, „daß es wie Schuppen ihm vom Auge fiel,“ und „daß er sich endlich freute, daß diese in ihrer Art einzige Produktion doch nun existire!“ — Es ist wahr, daß die ächte Trefflichkeit, so in Menschen wie in Büchern, erst allmälig verstanden werde, aber bei einem schönen Werke der Dichtkunst geht dem Verständnisse auch schon ein erfreuender erster Eindruck voran, der sich später nur gründlicher bestätigt. Ich habe mich hier etwas aufgehalten, weil dieser Fall symbolisch ist, und zur Erklärung vieler ähnlicher dient.

Schiller schrieb einmal in einem Briefe: „Ich sehe nun ein, daß das Vortreffliche eine Macht ist, der gegen-

über es keine Freiheit gibt, als die Liebe.“ Dieser schöne Satz darf als das Resultat seines innern Lebens gelten. Vom Unbedingten ging er kämpfend aus, und eroberte sich nach manchen Wunden und Schmerzen das herrliche Reich der Selbstbeschränkung. In gleichem Sinne entfaltet hier der Freund seine Laufbahn, und spricht dabei das Ergebniß aus: „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es anerkennen, legen wir an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen, und werth sind, seines Gleichen zu sein.“ (S. 307).

S. 316. „Ein versiegeltes Paket lag auf dem Tische. Goethe legte seine Hand auf dasselbe.“ — „Was ist das?“ sagte er. „Es ist Helena, die an Cotta zum Drucke abgeht.“ Ich empfand bei diesen Worten mehr, als ich sagen konnte; ich fühlte die Bedeutung des Augenblicks. Denn wie bei einem neuerbauten Schiffe u. s. w.“ — Nun ist die Helena eine sehr schöne Dichtung, aber eine solche Art, sich auszudrücken, muß man nicht billigen. Dieser Fall gehört zu dem obigen, den ich symbolisch nannte. Wir haben eben gehört, daß Ehrfurcht befreie, Anbetung aber beschränkt. — Wenn man nun vollends S. 317 vernimmt, daß der Dichter und sein Freund sich goldene Berge von der Aufführung dieses Drama's versprechen, — da muß man wohl lächeln!

Ich weiß nicht, ob die Definition, welche Goethe S. 319 von der Novelle gibt, nämlich: „sie sei eine unerhörte sich ereignete Begebenheit,“ — nicht bloß jener

Lieblings-Novelle zu Liebe gegeben ist. Wenn ich die Novellen der Italiener ansehe, so erscheinen sie mir als heitere Darstellungen interessanter Kombinationen von Lebensverhältnissen. Das ist nun freilich die Goethe'sche nicht.

Ein gutes Wort an die aufblühende Dichterjugend steht S. 322: „Um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, der kann doch Verse und Reime machen, wo dann ein Wort das andere gibt, und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es was." — Das wäre nun vortrefflich, aber wir haben's inzwischen weiter gebracht, und auch in Prosa etwas sagen gelernt, „das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es was."

Ob sich das chinesische Reich, wie S. 324 angegeben wird, durch jene strenge Mäßigung in Allem, welche sich unter der Form des Sittlichen und Schicklichen in all seinen Legenden und Werken ausspricht, seit Jahrtausenden erhalten habe und dadurch ferner bestehen werde, — ist wenigstens eine interessante Frage. Ob auch hier Natur und Geschichte gleiche Gesetze bethätigen?

Darin löst sich der Knoten, den der Streit um das Antike und Romantische geschlungen: daß das Griechenthum deßhalb ein ewiges Vorbild bleibt, weil es ein Menschenthum war, mehr als irgend sonst ein „thum" in der Welt. Was dabei griechisch blieb, ist eben um nichts besser, als was am Modernen französisch, spanisch, altdeutsch oder serbisch ist. Diese Ansicht führt zu Goethe's Begriff von einer Weltliteratur, wie er sich Seite 325 daraus entfaltet.

S. 340 finde ich Goethe unbillig, wenn er, wiewohl um Lessing zu vertheidigen, im Nathan „polemische Piquen" zugibt. Wer wird läugnen, daß Lessing's ganzes Leben und Streben Polemik war, — jene Polemik, welche einer seiner Brudergeister die läuternde Verwesung genannt hat, aus welcher Licht und Unsterblichkeit sich entbinden? Nun ist aber Nathan gerade das Werk, in welchem diese Polemik, überwunden vom durchbrechenden Geiste der Liebe und des tiefsten Menschengefühls, verklärt von dem milden Lichte duldender Weisheit, sich selbst aufhebt. Es ist nie etwas Reineres als dieses Buch aus eines Menschen Hand und Seele gekommen.

„Ich sage immer," begann Goethe (S. 342), „die Welt könnte nicht bestehen, wenn sie nicht so einfach wäre. Dieser elende Boden wird nun schon tausend Jahre bebaut, und seine Kräfte sind immer dieselbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und sofort." — Ich fand auf diese Worte nichts zu erwidern und hinzuzusetzen, — fügt Eckermann bei. — Was wäre auch auf solche hörbar gewordene Gedanken zu erwidern? Höchstens ein Echo, dort, wo sie lang entschlummerte Brüder wecken. Und so ergeht es mir. Die Vergänglichkeit menschlicher Geisteswerke, die aus den reichsten Verzweigungen von Fähigkeiten und Stoffen aufgeblüht sind, — gegenüber der ewig treuen Gegenwart der Natur, — wem hat sie nicht im innersten Gemüthe schmerzliche Fragen angeregt? Saaten, der Erde anvertraut, gibt sie zwanzigfach wieder, und lohnt dem Menschen das Werk, das er ihr zuwendet, durch dauern-

des Gedeihen; wechselnde Geschlechter werden durch diese Thätigkeit an einander geknüpft, und die späte Zukunft genießt und erkennt in der Gestalt des mütterlichen Bodens das unvergängliche Leben der Vergangenheit. Die flüchtigen Werke des Wortes aber, die der sinnende Geist des Ahnherrn schuf, werden schon vom Enkel kaum mehr begriffen; die rauhe Hand der Zeit fährt durch die zarten Blätter, die eingehauchte Seele entflieht, und der trauernde Denker müßte sich einer vernichtenden Wehmuth hingeben, wenn nicht der Glaube versöhnend einträte, — der Glaube, der allein die Wunden heilt, welche klügelnder Verstand und irdische Bande der Menschheit schlagen.

So lockt uns ein ernstes, bedeutendes Wort in die gewohnte Tiefe verschlungener Betrachtungen; und wir werden zu ähnlichen gereizt, wenn Goethe S. 343 meint, sein Verhältniß zu Jakobi, weil es sich nicht auf Gleichheit der Bestrebungen gründete, habe der Freundschaft bedurft, um sich zu erhalten, während das zu Schiller derselben entbehren konnte, da es ein herrliches Bindungsmittel in gemeinsamen Bestrebungen fand. — Nun ist es aber eben dieses letztere Verhältniß, welches allein Freundschaft genannt werden sollte. Jede andere Verbindung zwischen Männern ist nur geselliger Verkehr in mannigfachen Formen. Nur ein hohes Ziel, in welchem sich die Edelsten begegnen, bindet ewig; nur die, welche in diesem Sinne verbunden sind, bilden eine wahre Gemeinde; die Trennung ist nicht im Stande, sie zu trennen, und sie finden sich wieder, auch wenn alle Bedingungen des irdischen Daseins gelöst sind.

Die Vorstellung, welche Goethe vom Pulsiren der Erde hatte, ist in seinen Werken kaum je so rein ausgedrückt als hier (S. 345): „Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunstkreise gleichnißweise als ein großes, lebendiges Wesen, das im ewigen Ein- und Ausathmen begriffen ist. Athmet sie ein, so zieht sie den Dunstkreis an sich, so daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt, und sich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Diesen Zustand nenne ich die Wasser-Bejahung; dauerte er aber über alle Ordnung fort, so würde er die Erde ersäufen. Dieß aber gibt sie nicht zu; sie athmet wieder aus, und entläßt die Wasserdünste nach oben, wo sie sich in den ganzen Raum der hohen Atmosphäre ausbreiten, und sich dergestalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, sondern auch sogar die ewige Finsterniß des unendlichen Raumes als frisches Blau hindurchgesehen wird. Diesen Zustand der Atmosphäre nenne ich die Wasser-Verneinung. Denn wie beim entgegengesetzten nicht nur häufiges Wasser von oben kommt, sondern auch die Feuchtigkeit nicht verdunsten und trocknen will, so kommt bei diesem nicht nur keine Feuchtigkeit von oben, sondern die Nässe der Erde selbst verfliegt, so daß bei einer Dauer über alle Ordnung die Erde auch ohne Sonnenschein zu verdorren Gefahr liefe. Am Einfachen, Durchgreifenden halt' ich mich, ohne mich durch einzelne Abweichungen irre leiten zu lassen. Hoher Barometer: Trockenheit, Ostwind; tiefer Barometer: Nässe, Westwind. Wehet aber einmal bei hohem ein nasser Nebel her, so sehe ich daraus bloß, daß manches Mitwirkende existirt, dem man nicht sogleich bei-

kommen kann.“ — Nun ist es gut, daß Goethe gleich Anfangs das „gleichnißweise“ beigesetzt hatte; denn Alles, was der Mensch anthropomorphistisch von dem Leben der Natur aussagt, ist nur ein Gleichniß. Jede ächte Naturforschung ist Hylozoismus, — aber sie kann es nie über die symbolische Anschauung bringen; und eben darin wurzeln die meisten Irrthümer und Phantastereien der sogenannten Natur-Philosophen, daß sie, Bild und Sache verwechselnd, die zarte Welt der Beziehungen mit der rohen Hand realer Anwendung zerstörten.

Ich will vom ersten Bande mit Aushebung einer bedeutenden Bemerkung Goethe's scheiden, welche sich der Geschichtsforscher zurecht legen wird.

S. 349. „Es ist merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Ueberzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer Alles leitenden Gottheit längst bestimmt worden; und so sind sie denn für ihr Leben ausgerüstet und beruhigt. Sodann ihren Unterricht in der Philosophie beginnen sie mit der Lehre: daß nichts existire, wovon sich nicht das Gegentheil sagen lasse. Nun aber, nachdem von jedem aufgestellten Satze das Gegentheil behauptet worden, entsteht der Zweifel, welches denn von beiden das eigentlich Wahre sei. Im Zweifel aber ist kein Beharren; er treibt den Geist zur Prüfung, woraus denn endlich die Gewißheit hervorgeht.“

Zweiter Band. S. 6 fühlt man sich in den Zustand versetzt, welchem das Gedicht „Dornburg, September 1828“ entquoll, das ich für eines der schönsten halte, die Goethe gemacht hat; wobei ich bemerke, daß in der Duodez-Ausgabe (Bd. 47, S. 68) ein unnöthiges Abtheilungszeichen dieses Eine edle Gedicht zu zweien macht. Alle Kommentare, wie sie Goethe in den letzten Jahren seines Lebens den Sangeslerchen, die er am Morgen in den Aether gesandt hatte, an den Hals zu binden pflegte, sind nichts und helfen nichts. Der einzige und rechte Kommentar ist, wie hier, ein anderer Gesang aus derselben Atmosphäre. Da ich aber selber gern und pflichtschuldig kommentire, so erkläre ich „die geistige Zwiesprache,“ welche hier Goethe „mit den Ranken der Weinrebe“ gehalten haben will (S. 7). Diese Ranken verriethen ihm damals eine seiner schönsten Naturbetrachtungen; die Betrachtung einer vertikalen und einer spiralen Tendenz in den Pflanzen, deren Beharren in jener, deren Bildung und Verwandlung in dieser repräsentirt ist. Es ist eine weit ein- und ausgreifende Wahrnehmung, die uns das liebliche Spiel des Alls in einem netten, faßlichen Bilde vor's Auge bringt.

S. 10 wird es doch zu arg, wie gründlich es nachgewiesen wird, warum Goethe beim Diner verstimmt war.

S. 13 erhalten wir Nachricht, wie Goethe bei der Naturforschung zu Werke gegangen sei. Das halte ich nun für sehr wichtig, und glaube, ein solches Bekenntniß von Seite Aller, die in den Naturwissenschaften berühmt geworden sind, würde uns mit einem Male gar viele

Binden von den Augen reißen. Die Geschichte einer Theorie wäre, dünkt mich, wichtiger als die Theorie; nicht die Geschichte der Theorie seit ihrer Geburt, in der Welt, sondern vor ihrer Geburt im Gehirne des Zeus, dessen Pallas sie ward. „Wenn ich", erzählt Goethe, „zu einer Meinung gekommen war, so verlangte ich nicht, daß die Natur mir sogleich Recht geben sollte; vielmehr ging ich ihr in Versuchen prüfend nach, und war zufrieden, wenn sie sich so gefällig erweisen wollte, gelegentlich meine Meinung zu bestätigen. That sie es nicht, so brachte sie mich wohl auf ein anderes Aperçü, welchem ich nachging, und welches zu bewahrheiten sie sich vielleicht williger fand." — Das ist nun noch ein leidliches Verfahren, und wäre sehr zu wünschen, daß alle Isis-Freier so sponsirten; aber wie wäre es, wenn wir lieber der ernsthaften und (sub rosa!) etwas eigenwilligen Dame gar nie zumutheten, unsere „Meinungen zu bestätigen?" Wenn wir sie reden ließen, und uns bloß auf's Sehen und Hören beschränkten? Die Damen haben einen solchen Trieb, sich mitzutheilen, daß, je weniger man ihnen Neugierde sehen läßt, sie desto mehr und Wichtigeres von selbst verrathen.

Warum man sich so gerne in's räthselhafte Düster unwiederbringlicher Epochen zurückdichtet, ist ein Problem. Wenn jede Zeit eine Sphinx ist, und sich in den Abgrund stürzt, nachdem ihr Räthsel gelöst ward, — wozu diesen Abgrund aufwühlen und das Vermoderte an's Licht reißen, statt ihn mit jener Lösung, die unser Tagewerk sein sollte, auszufüllen, daß es einmal glatt und eben werde auf den ewigen Bahnen der Geschichte? Das sage

lich in Bezug auf die altdeutsche Poetenschule, die uns einen dunklen Traum für unser helles Leben hintäuschen will; und bin mit Goethe des Glaubens, daß der Mensch der Klarheit und Aufheiterung bedürfe; „und daß es ihm Noth thue, sich zu solchen Kunst- und Literatur-Epochen zu wenden, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten; so daß es ihnen selber wohl war, und sie die Seligkeit ihrer Kultur wieder auf Andere auszugießen im Stande waren“ (S. 14).

Was S. 15 u. w. über Walter Scott gesagt wird, ist sehr erfreulich. Möchte doch ein im Aburtheilen allezeit fertiges Publikum sich hier ein Beispiel nehmen, mit welcher Intention, mit welchem Studium ein großer Dichter die Werke eines andern liest! Der tiefe Gehalt jener Werke entgeht ihm nicht, wenn gleich sein Auge vorzugsweise — vielleicht allzusehr! — an der Behandlung sich weidet. So kann ich es nicht billigen, daß er (S. 18) auch die lesenden Frauen von der Betrachtung der Charaktere ablenken und in jene ästhetischen Mysterien einweihen will. Der Dichter genieße den Dichter, wie nur Er ihn genießen kann; das eigentlich Wirksame aber gehe in die Herzen der Menschen auch ohne Aesthetik über! — Daß keiner jener Romane mit Waverley den Vergleich aushalten könne, ist sehr zu bezweifeln. In Robin dem Rothen ist ein richtiger abgestuftes Verhältniß der einzelnen Partien gegen einander zu bewundern, während in Waverley die Exposition gegen die Katastrophe zu viel Umfang hat; abgesehen von dem eben so poetischen als mit Lebenseinsicht durchgeführten Ineinanderwirken von Le-

ben und Poesie, wodurch Osbaldistone's Bildung erzweckt und der Zwiespalt in seinen Anlagen und Wünschen geschlichtet wird — ein Triumph des dichterischen Genie's, welcher den Robin zu einem Romane macht, der seines Gleichen sucht. Das Romantische, das Ideale hat hier einen Körper, einen Boden, wozu dem Dichter sein geschichtlich-ethnographisches Element verhalf, — dergleichen selbst dem Wilhelm Meister mehr zu wünschen wäre; und am Ende bleibt es doch die Hauptfrage und die schwierigste Aufgabe der modernen Dichtkunst: auf welche Weise das Ideale in unser nüchternes Leben einzuführen sei, ohne Zwang und Unwahrheit, lebendig und versöhnend?

Sollte es wahr sein, was Goethe, begeistert vom Zusammenwirken der Mitarbeiter am Globe, ausruft: „In Deutschland wäre ein solches Blatt rein unmöglich. Wir sind lauter Partikuliers; an Uebereinstimmung ist nicht zu denken; Jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines Individuums; und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen“ (S. 18). Laßt uns dieses Wort Goethe's Lügen strafen! — Wenn nicht Alles täuscht, so schimmern überall verbindende Lichtstreifen hervor.

S. 33 vertraut wieder Goethe, der unnöthiger Weise gar zu oft den Zeigefinger an die Lippen hält, seinem Freunde, indem er ihn an ein Fenster zieht: „daß seine Sachen nicht populär werden können;“ und sagt noch viel Schönes von solchen Dingen. Aber sollten wir die Welt so wenig zu überblicken verstehen? bloß Goethe's Werke hätten diese Eigenschaft? Welches Große und Tiefe ist je

populär geworden? welches Aechte ist „für die Masse geschrieben?“ welches nicht „für Jene, die etwas Aehnliches wollen, und die in gleichen Richtungen begriffen sind?“ Auch Eckermann verliert sich in diese Erkenntnisse, so naiv er Seite 35 die Worte des Orakels wiederholt: „Ja, Goethe hat Recht! Er kann nicht populär werden; und seine Werke sind nur für Jene, die etwas Aehnliches wollen, und die in gleichen Richtungen begriffen sind.“

Des Cartes nahm sich klüglich vor, bei seinem Philosophiren vom Standpunkte Adam's auszugehen. Es ist indeß mit dem Abthun alles dessen, was man Vorurtheil nennt, so eine Sache. Liebe und Haß, älter als das Ich, das sie aus sich zu gebären wähnt, lassen sich eben nicht ausziehen wie Beinkleider; und warum sollten wir auch dann Vorurtheile weglegen, wenn sie in Urtheilen wurzeln? „Ich war einst auf Wolff böse“, erzählt Goethe S. 37; „er hatte Abends zu spielen; ich saß in meiner Loge. Jetzt, dachte ich, sollst du ihm doch einmal recht aufpassen; es ist doch heute nicht die Spur einer Neigung in dir, die für ihn sprechen könnte. Wolff spielte, — und ich konnte nicht umhin, ich mußte ihm wieder gut sein.“ — Darf ich hier als Psycholog hinzufügen, daß Goethe nie so sehr vom Verdienste Wolff's überzeugt war, als in dem Momente, da er sich vornahm, es in Zweifel zu ziehen?

Darf ich ihn für S. 41 gegen ihn selbst in Schutz nehmen? „Meine dargestellten Frauen-Charaktere sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind.“ — So? Philine? die Melina? Adelheid? und es gäbe keine

Ottilien, Theresen, Natalien? Gewiß, wenn nicht Leidenschaften und Angewöhnungen, sondern die tiefste Meinung des Herzens den Menschen machen, — so gibt es selbst Iphigenien. — Laßt uns von der schöneren Hälfte der Menschheit nicht so denken, als ob wir Körbe bekommen hätten.

S. 41. Goethe spricht vom Edinburgh Review: „Sie finden da folgende Aeußerung: Es gibt Leute unter den Poeten, deren Neigung es ist, immer in solchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer sich gern aus dem Sinne schlägt. — Nun, was sagen Sie? da wissen wir mit einem Male, woran wir sind, wissen, wohin wir viele neueste Literatoren zu klassifiziren haben." — Wirklich? wissen wir das? und wissen's aus dieser Bemerkung? ich weiß daraus nichts, als was ich lange gewußt: daß es mancherlei Narren gibt. Wir kennen das an Goethe, daß er alle Gedankenglieder, die sich in ihm an einen Ring knüpfen, den er irgendwo liegen sieht, diesem Ringe zuschreibt. So fand er sich durch Heinroth's sehr simple Wahrnehmung von seinem gegenständlichen Denken, ich weiß nicht wie, getroffen und geschmeichelt; so durch Schubarth's halbwahre Vergleichung zwischen ihm und Shakespeare, und was dergleichen mehr ist.

Ein kompetenterer Richtspruch, mit billigerer, gnädigerer Anerkennung, ist wohl kaum je über den armen Schelm Voltaire ergangen, als den er S. 49 mittheilt. „Ich kann wohl die Kaiserin von Oesterreich anführen, die sehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaire's Gedichten an fürstliche Personen keine Spur sei, daß er je

die Linie der Konvenienz überschritten habe." — Und doch war der Schalk verwegen genug!

Im vollen Ernste: die Schälke sind nicht zu verachten. „Wir müssen uns hüten", steht Seite 52, „das Bildende stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden." — Mich dünkt, zu lernen gibt es von Pugatschew mehr als von Howard; dieser ließ nur den Geist in sich gewähren, und legte der Liebe keine Fesseln an; welchen Aufwand von Verstand, Willen und Energie mußte jener entwickeln, um sich in der gesetzlichen Welt zu erhalten! Nicht umsonst schrieb ich zu meinen Resultaten:

Gebet Acht, wie Räuber schalten
Bei dem mörd'rischen Geschäfte:
Merket staunend, welche Kräfte
Sie bethätigend entfalten!

Ich nehme, wie Jarno beim Lehrbriefe Wilhelm Meisters, meine Rolle wieder zur Hand, und sehe, was es weiter zu erklären gibt. „Für das Theater zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß" (Seite 59). Nun ist Goethe im Tempeldienste Thaliens ergraut, und sollten sein Wort Alle beherzigen, die da glauben, mit der Poesie des Herzens lasse sich ein Stück für die Bühne erzeugen, — oder: der Dichter müsse mit Theater-Piecen anfangen und lyrisch enden! Der Schauspieler und der Schauspiel-Dichter haben das mit einander gemein, daß sie mit der Poesie so ziemlich fertig sein müssen. Es ist bei die-

sen Dingen mehr vom Handwerk, als die Unerfahrenen glauben und wünschen.

S. 63 stehe ich wieder für Goethe gegen Goethe auf. „Ich habe", sagt er, „das Gedicht: „Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen", als Widerspruch der Verse: „denn Alles muß zu Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will", geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde bei Gelegenheit der naturforschenden Versammlung zu meinem Aerger in goldenen Buchstaben ausgestellt haben." — Hier spuckt wieder der selbstbespöttelnde Tic, den man vom Triumphe der Empfindsamkeit aus kennt, der aber, so lange es reine Kritik und wohlunterscheidende Anerkennung gibt, keine gute Seele irre machen soll. Deutsche Naturforscher wissen, Gottlob! für welche Worte goldene Lettern passen. So viel ist klar, daß jene dummen Verse genau dasselbe sagen, was die andern besser wissen wollen: eine rein gezogene Summe aller Goethe'schen Naturforschung. Es ist nur die Grammatik, der tödtende Buchstabe, was den Eris-Apfel zwischen diese Gedichte warf. Lesen wir: Alles müßte in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren wollte, — und bedenken wir, daß das Sein des zweiten Gedichtes nichts anderes ist, als das Werden des ersten, so erkennen wir das Gemeinsame beider: „das Ewige regt sich fort in Allem."

Es ist die Lehre von der Metamorphose, die in jenen Worten, wie in einer Knospe verhüllt, ruht, und sich S. 65 in einer Blumenkette durch die Welt des Lebendigen schlingt. „Die Pflanze geht von Knoten zu Kno-

ten und schließt zuletzt ab mit Blüte und Samen. In der Thierwelt ist's nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher stehenden Thieren und Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen und anfügen, und mit dem Haupte abschließen, in dem sich die Kräfte konzentriren. Was so bei Einzelnen geschieht, geschieht bei Korporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die sich an einander schließen, bringen etwas hervor, das als Kopf des Ganzen anzusehen ist; den Bienen-König. Wie dieß geschieht, ist geheimnißvoll, schwer auszusprechen. So bringt ein Volk seine Helden hervor, eine Epoche ihre Häupter." — Nun ist hier an das zu denken, was ich früher von den Natur-Philosophen gesagt habe. Man muß das zarte, mystische Gewebe mit sinnendem Auge beschauen, aber die Hände fein davon lassen, die den goldenen Faden gern hinausspinnen möchten in's verworrene Netz der Analogien. Sonst möchte Einer fragen: bringt der Kopf Samen hervor? erzeugt sich nie der Mann die Epoche?

S. 70. So wissen wir denn, daß die Verse vom Blocksberg:

> In dem Klaren mag ich gern
> Und auch im Trüben fischen;
> Darum seht ihr den frommen Herrn
> Sich auch mit Teufeln mischen;

Lavatern bedeuten. „Des Propheten Wort, oft ist's nur Charade." — Wissen, daß, was in des letzteren Physiognomik über Thierschädel vorkommt, von Goethe ist, was

unserer Ahnung so wenig entging, als wir seine Hand in Herder's „Ideen" verkannten (S. Falk S. 36).

S. 71. „In der indischen Philosophie wiederholen sich die Epochen, die wir Alle durchmachen. Wir sind Sensualisten, so lange wir Kinder sind; Idealisten, wenn wir lieben. Die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue, und sind Skeptiker, ehe wir's glaubten. Der Rest des Lebens ist gleichgiltig, und wir endigen mit dem Quietismus, wie die indischen Philosophen auch." — Nur weiß ich, daß aus der Raupe der Gleichgiltigkeit sich ein Schmetterling des Friedens entflügelt, der, in schönerer Apathie, über den Furchen der braunen, höckerigen Erde schwebt; die Keime seiner Schwingen sind in der Sehnsucht nach Ruhe angedeutet, die uns Alle hat, und die Pascal für eine Reliquie des verlorenen göttlichen Ebenbildes hält. — Omnia placata posse mente tueri.

Wie steht's aber dann mit S. 72, woselbst geschrieben ist: „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen; und wenn ihn das Ur-Phänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden, und ein Weiteres dahinter soll er nicht suchen." Setzen wir die Ehrfurcht an die Stelle des mirari, so behalten wir Alle Recht: Goethe, Lukrez, die Stoiker, die Inder, Pascal, und wir selber. Das Staunen ist blind, die Ehrfurcht aber siehet.

S. 75 drückt sich Goethe nur zu zart über Schiller's Amputation am Egmont aus, die mit einigem Verständnisse des Gedichtes gar nicht zu reimen ist.

Bei allem Respekt, den ich vor der Farbenlehre und vor Shakespeare's Blick in Natur und Welt habe, glaube

ich doch, daß Eckermann zu viel sieht, wenn er S. 80 das Bleich-Erscheinen Romeo's und Julia's dem Gewahrwerden eines chromatischen Phänomens zuschreibt. Der scharf sehende Britte war mehr ein Herzens- als ein Naturkundiger, und mag wohl das Phänomen innerer Vorgefühle hier im Herzen gesehen haben.

S. 90 beginnt das Dämonische, welches von nun an eine große Rolle spielt, und sich rechts und links wenden und analysiren lassen muß. Freilich, wenn man so auf seine Pilgerschaft von einem Hügel zurückschaut, wird man da die leise Spur vom Tritte eines begleitenden Genius übersehen können? und sollte sie nicht sichtbarer sein, je bedeutender der Wanderer? Ich blicke hier in die Rolle meines eigenen Lehrbriefes, und finde die Worte: Es schauert Einem, wenn man die zarten Fäden gewahr wird, an denen unsere innere Kultur, und also auch das eigentliche Heil unseres Lebens hängt. Was wärst Du, wenn es an jenem Tage nicht geregnet hätte, so daß Du, statt jenen Cirkel zu besuchen, Dich einschlossest, und den Gedanken gebarst, den Tags darauf der herrliche Freund zur Reife brachte? — Aber es ist Pflicht, dieses Geheimniß nicht weiter zu verfolgen, sobald man es erblickt hat, und fortzuschmieden, — als wäre man selbst der Schmied seines Glückes. So war denn auch Eckermann's Frage (S. 303): wie sich das Dämonische zur Idee des Göttlichen verhalte, Wagnerisch genug, und wenn ihm sein Faust nur ausweichend darauf antwortet, so sagen wir ohne Rückhalt: Dämonisch nennen wir Sterbliche in unserer Blindheit das Göttliche selbst, wo wir es nicht begreifen;

und wo wir es zu begreifen glauben, da nennen wir es gut; in der Einfalt unseres Herzens, vergessend des Wortes: „Wo warst Du, da ich die Erde gründete? sage mir's, bist Du so klug?“ (Hiob 38, 4.) — Erst S. 317 athmet man wieder freier, wo es heißt, man müsse auch wiederum gegen das Dämonische Recht zu behalten suchen, und seine Arbeit so gut machen, als es gehen will. Es ist ein Ringen Jakob's mit dem Herrn, welches der Herr gnädig anschauen wird. Es ist — sagt Goethe — wie mit dem Spiele Codille, wobei die Würfel viel entscheiden, die Klugheit aber dann auch die Steine im Bret zu setzen hat. Hier thut nun Eckermann wohl, nach seiner Weise an die Brust zu klopfen und zu sagen: Ich verehrte dieses gute Wort, und nahm es als eine treffliche Lehre an mein Herz, um darnach zu handeln (S. 318).

Die Bezeichnung des Klassischen als des Gesunden, und des Romantischen als des Kranken, worauf sich Goethe S. 92 etwas zu Gute thut, hält keineswegs Stich. Wie? es gäbe keine gesunde Romantik? Nach meiner Ansicht existirt gar kein ächter Gegensatz zwischen Beiden. Kein geschichtlicher, denn es gab von jeher eine Romantik, und es wird — wir hoffen's — in alle Zukunft klassische Werke geben; kein formeller, wie S. 157 den Franzosen zugegeben wird, denn in allen Formen kann man romantisch dichten, in allen hat man Klassisches erlebt. Mir ist romantisch dasjenige, es sei nun klassisch oder nicht klassisch in der Ausführung, was jene mystische Tiefe aufruft, die, auch im gesundesten Zustande, wie ein stiller Lebenstraum in jedem menschlichen Gemüthe schlum-

wert; mir ist klassisch alles Vortreffliche, tiefen Gehalt in vollendeter Form darlegend, — sei es nun zugleich romantisch oder nicht.

S. 101 heißt es von Buch: „Er weiß nichts, aber niemand weiß mehr, und da ist's denn am Ende einerlei, was gelehrt wird." Diesen Ausspruch erkläre ich für den Gipfel alles Symbolischen, wo es als Ironie erscheint. Es ist hier nur von Geologie die Rede, aber all unser menschliches Lehren und Lernen ist in kein besseres Bild gebracht worden (sagt der Prediger; „sobald es über den Menschen hinaus-, ja in den Schöpfungsprozeß hineinreichen will" — setzt Tristram hinzu).

Was Goethe S. 103 von Böhmen rühmt: „daß die Bildung der Literatoren da noch etwas Reines habe, welches im nördlichen Deutschland anfängt, selten zu werden, indem hier jeder Lump schreibt, bei dem an ein sittliches Fundament, an eine höhere Absicht nicht zu denken ist" — dürfen wir wohl auf ganz Oesterreich beziehen, und die schönste Ernte daraus erhoffen.

Was oben bei Gelegenheit des Berlichingen von einer dichterischen Vorempfindung der Welt, vor ihrer Erkenntniß, gesagt worden, das ist es auch, was, in Verbindung mit Geistesgegenwart, jene Wunder des Heldenthums begründet, welche S. 113 bestaunt werden. Durch jenes Vorbewußtsein macht sich der Held der Zukunft Meister, durch die Geistesgegenwart des Augenblicks, und da ihm die Lehren der Vergangenheit unverloren sind, — muß ihm nicht das Leben gehorchen?

S. 119 erbaut sich Eckermann an der Claudine von

Villa Bella. Es ist ein lustiges, liebes Ding, man mag es leiden, ja lieben, aber mit dem Erbauen geht's beim besten Willen doch nicht.

„Nicht nur bei den Farben, wie Seite 124 steht, überall muß man sich hüten, zu zarte Unterscheidungen und Bestimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgesetzt wird, vom Wesentlichen in's Unwesentliche, vom Wahren in die Irre, vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden." — Hat sich die kürzlich vergangene Epoche der Synthese zu sehr hingegeben, so war dieß ein Merkmal jugendlichen Aufstrebens; die kritliche Feinheit und Aengstlichkeit im Distinguiren beweist, daß wir gealtert sind. Kunstrichter und vor Allen die Schüler Aeskulaps mögen sich das zu Herzen nehmen.

War es Goethen, wie billig, ärgerlich, daß man sich auszuklügeln bemühte, wer das Eine oder das Andere der Xenien gemacht habe, so bleibt es eben so philisterhaft, ihn zu katechisiren, wo er die Hexenszenen geschrieben, — ob im Farnesischen, ob im Garten Borghese (S. 134)? Sie sind nun eben da, und so laßt uns nicht toller sein als sie!

S. 170 hört ihr's einmal von Goethe selbst: „daß der erste Theil des Faust aus einem etwas dunklen Zustande des Individuums hervorgegangen;" — ihr, die ihr mit deutschem Tiefsinne der Himmel weiß welches philosophische Bekenntniß und System „in diesen Kolben verlutirt, und ihn gehörig kohobirt" — und es heraus destillirt habt! — Nun werdet ihr aber, ihr Wagner's aller Regionen, die Ohren spitzen, zu vernehmen, was denn

das für eine Stelle im Plutarch ist, von der S. 171 geredet wird. Ich habe längst die Fiction im zweiten Theile Faust's darauf bezogen, und will euch die Freude machen. Sie steht im Marcellus, und heißt: Der Dienst geheimnißvoller Gottheiten, welche sie „die Mütter" nennen, wird zu Engyon in Sicilien an gewissen Jahrestagen feierlich begangen. Nun frage ich mit der Voluspa: was wisset ihr mehr?

Die Reise-Notizen, die uns Eckermann mittheilt, sind ganz im Style seiner treuen Seele; immer wieder diese reine, klare, liebevolle Auffassung, welcher das Kleinste nicht zu klein ist; wie am Meister die flüchtigste Laune, so an Frankfurt die guten Beefsteaks und das Weißbrot (S. 207). Ich sage das nicht mit Spott; ein jedes Gemüth will geduldet sein in seiner Weise, das kindliche aber hat auf Liebe Anspruch und auf eine innige Verehrung.

S. 267. Nun kommt das Wort, welches (s. oben) Eckermann unterstreichen sollte. Von dem, was den Bildern der Neueren fehlt, ist die Rede: das Männliche, sagte Goethe; und ich unterstreiche auch. Bloß den Bildern? frag ich weiter, sehe in meine Rolle mit Resultaten, und erlaube mir, auszuschreiben: Was denn eigentlich unseres Säkulums hemmend Prinzip sei? Krankheit ist's, Asthenie; kräftige sichs! es gedeiht. Und doch wollen sie Dir, wackerer Euripides, das Erhabene absprechen, — die armen Häringe! (S. 269.)

Ganz vortrefflich betrachtet Eckermann (S. 291) die Beschäftigung mit der Poesie, die dem Menschen schmei-

chelt und ihn meist läßt, wie er ist, im Gegensatze zu der mit der Natur, die unsere Schwächen ausmerzt und uns erhebt. Es ist das Sittliche, welches eigentlich sein Charakter ist, und hier in Schönheit durchbricht.

Mit einem solchen Herzen schloß er sich an Goethe, ward empfangen und befriedigt, und so ist es rührend, daß, wie das Buch von seiner Geburt beginnt, und die Gespräche mit Goethe gleichsam nur den Kern seiner Selbstbiographie ausmachen, mit dem Tode Goethe's auch sein Leben wie das Buch abgeschlossen erscheint. Eine solche Erscheinung im sittlichen Leben bewegt uns im Innersten zu Theilnahme und Achtung; wir unterdrücken, was uns, von den frechen Dämonen des Weltverstandes eingegeben, noch auf unheiligen Lippen schwebt, und bewahren das treueste Bild, das uns von unserem größten Dichter aufbehalten wurde, nebst der Erinnerung an den, dessen Liebe es gezeichnet, für immer in dankbarem Herzen.

Goethe und Schiller *).

Alles ist nur Uebergang.
Brückeninschrift.

In einer Zeit, wo so häufig die Namen, welche den Titel dieser Zeilen ausmachen, als Fahnen zum Streit ausgesteckt werden, — wo das Heil für alles Dichten und Trachten bald von der Nachfolge des Einen, bald von der des Andern prophezeit und erwartet wird, — mag es auch dem Einzelnen gestattet sein, von seiner Seite die Zulässigkeit dieses ganzen Streites zu negiren, das Heil anderswoher zu prophezeien, und die Gründe, die ihn hierzu bewegen, anzugeben.

Für's Erste muß der eigentliche Fragepunkt festgesetzt werden, damit wir nicht, nach der Mode neuester Genialität, in den Tag hinein phantasiren. Also: daß von Nachbildung der Formen, deren sich beide Dichter bedient, die ihnen eigen waren, nicht die Rede sein kann, leuchtet wohl gleich ein. Wer möchte noch daher irgend ein Heil er-

*) „Da streiten sie sich lange herum, ob Schiller oder ich den Vorzug verdiene; sie sollten lieber Gott danken, daß ein paar Kerls da sind, über die sie streiten können.“ — Goethe zu Eckermann. I.

warten? Jeder lebendige Gedanke wird mit seiner nothwendigen Form zugleich geboren, jede selbstständige Bildung schafft sich die ihrige selbst. Und was Goethen und Schillern eigen war, werden wir ihnen wohl lassen müssen, eben weil es ihnen eigen war, — weil wir nie Schiller und Goethe sein können, und weil Derjenige weniger wird, als er sein kann, ja als er ist, der mehr oder etwas Anderes sein will, als er selbst. Was man Reminiszenzen nennt, kann und soll bei einer so reichen Bildung, wie die moderne, zumal die deutsche ist, nicht vermieden werden. Die ganze Literatur ist Reminiszenz; und die Bemühungen der größten Geister wären verloren, wenn sie es nicht wäre, wenn das Schöne, das Große keine Spuren in uns zurückließe. Frägt es sich aber um ein Vorbild reinen Styls, wobei die Eigenheit des Persönlichen gemäßigt, veredelt werde, so schlage ich hierzu die Alten vor, die, wenn ich nicht irre, den angeführten großen Dichtern selbst zum eigentlichen Muster dienten. Wir dürfen dabei nicht fürchten, monoton zu werden; denn das Nachahmenswerthe im antiken Style besteht in der Einfachheit, Präzision und Anmuth — Eigenschaften, welche mit der eigenthümlichen Farbe jedes originellen Schriftstellers recht gut vereinbar sind. Oder waren die Großen unter den Alten nicht auch originell? geht Ein Ton durch Herodot, Thukydides, Platon, Cicero, Tacitus? Wenigstens haben wir dabei nicht mehr Eintönigkeit zu besorgen, als wenn wir Alle Goethe oder Schiller kopiren. Die Nachahmung von Goethe's früherem Style würde zu einer gewissen Nachlässigkeit, welche nur dem Genie, — die Nachahmung des spätern zu einem

Vornehmthun, welches kaum dem Genie erlaubt ist, verführen; die Nachahmung Schillers zu leerem Phrasenschwall bei Solchen, die den Pomp seines Ausdrucks ohne sein Gefühl besäßen, — zu einer Subjektivität, die nur einem so von Grund aus liebenswürdigen Subjekte, als er war, gestattet werden kann.

Doch schon zu viel hiervon! Um Kopie handelt es sich also nicht. Welcher von Beiden überhaupt den Vorzug verdiene, möchte wohl auch nicht gefragt werden können. Schiller wenigstens war der Antwort darauf gewiß, er, der, je weiter er vorschritt, desto mehr sich der realen Fülle und idealen Vollendung Goethe's zu nähern strebte; auch möchte es wohl von allen Gebildeten jetzt anerkannt sein, daß die höchsten Hervorbringungen Goethe's nicht nur das Höchste sind, was Deutschland, sondern was die neuere Zeit überhaupt aufzuweisen hat. Ich sage: die höchsten, weil es sich von selbst verstehen sollte, daß man nur diese zum Maßstabe eines graduellen Vergleiches machen darf; wer „Epimenides Erwachen" mit „Wilhelm Tell" zusammenhielte, würde so gut fahren, wie, wer „Cabale und Liebe" zum ewigen Vorbilde der Poesie machen wollte.

„Noch immer nicht die eigentliche Frage!" unterbricht mich der Leser; — „nicht um Manier, nicht um Vorzug handelt es sich, sondern um den Weg, den der deutsche Schriftsteller in Zukunft einzuschlagen habe, wenn er seinem Volke das werden will, was ihm zu ihrer Zeit jene Dioskuren gewesen sind; ob den Weg Schiller's oder Goethe's? Denn auf diese Doppelbahn ließe sich zuletzt alles literarische, zumal poetische Streben zurückführen." — Ich ge-

stehe, diese Voraussetzung nicht zu begreifen. Warum gerade Schiller's oder Goethe's Weg? warum nicht Lessing's, Herder's, Wieland's? kommt es überhaupt auf den Weg an? führen nicht alle Wege nach Rom? haben es nicht jene angeführten Dichter — ich möchte sagen — wundersam bewiesen? ist nicht Schiller, wie ich oben bemerkte, in der zweiten Hälfte seiner Bahn so ziemlich Goethe's Weg gegangen? Aber zugegeben, daß es sei, wie jene sagen — so muß ich mich weiter fragen: welches war denn Goethe's Weg? welches der Schiller's? Wenn ich hierüber nachsinne, so finde ich Folgendes: Goethe ist bei seinem Dichten und Denken vom Leben ausgegangen, und hat das große Glück gehabt, sich nie davon entfernen zu dürfen, wenn ihm gleich nach so manchen Pilgerfahrten das Land der Idee nichts weniger als fremd blieb; vielmehr das Reale und Ideelle, in seinen schönsten Produktionen, wie im Tasso, sich zu einer Einheit verband, wie man sie seit den Tagen Sophokles nicht mehr bewundert hatte. Schiller's produktive Kraft ward im Anbeginn durch den schmerzlich gefühlten Kontrast der äußern und innern Welt zur Opposition gegen die erstere geweckt, bis die Reife und Erfahrung des männlichen Alters allmälig die Forderungen des edelsten Herzens abspannten, und einen ruhigern Sinn für's Leben in demselben erschufen, — daß es, seinen ewigen Idealen nie untreu, in der Poesie endlich die gleiche Versöhnung zwischen Ideal und Leben suchte und fand, — wie sie aus Goethe's Dichtungen weht. Dieser Unterschied ist also, wie man sieht, durch Naturell und Verhältnisse bedingt, und es frägt sich demnach nicht: welchen von

beiden Wegen soll man gehen? sondern: welchen kann man gehen? So bliebe uns denn vor der Hand nichts übrig, als diese Frage an uns zu richten, und — nach erhaltener Antwort — zu gehen. Denn ein Schelm thut mehr als er kann. Wer dann am weitesten kommen wird? Hierauf scheint die Geschichte zu erwiedern: daß eine glückliche Organisation bei beharrlichem Weiterstreben, unter Begünstigung der Verhältnisse, das Höchste leistet. So war es bei den Griechen, so bei Goethe. Glaube ja Niemand, daß Goethe oder Schiller ihre Zeit gemacht haben; zu der Zeit, als diese Geister emporstrebten, strebte die Welt mit ihnen; eine Unzahl Opferflammen loderten auf einmal hinan, von einem gemeinschaftlichen Strahl von oben her entzündet, — nur daß Goethe's Flamme am höchsten emporschlug. Nur wenn eine Zeit Anlaß gibt, daß eigene Naturen sich rein und frei entwickeln, entstehen Vorbilder. „Man kann selten unterscheiden," sagt ein Stimmführer neuester Kritik, „wie fern ein Mann mehr auf seine Zeit, oder diese mehr auf ihn gewirkt. Große Geister sind nur die Spiegel der Zeit, durch die sie eben geschliffen werden." — In einem dieser Geister erreicht dann wohl die Zeit die man immerhin nach ihm nennen mag, das Letzte, was sie als solche erreichen kann, — aber nicht das Letzte überhaupt. Darum sind die größten, wirksamsten Geister als Durch- und Uebergangs-Medien zu betrachten, — als Triumphpforten, durch welche die Zeiten ziehen; die Formen, in denen sie sich bewegten, als Schlangenhäute, die bei der Wiedergeburt abgeworfen werden müssen. Umgehen kann, soll man diese Pforten nicht, — aber bei ihnen stehen

bleiben auch nicht. Schiller hat so ziemlich unter uns ausgewirkt, wie Lessing; Goethe's Geist wirkt noch fort, oder vielmehr, wirkt erst jetzt; aus ihm entsprang der Quell der Gegenwart, die uns umrauscht; die Söhne des gewaltigen Stromes erkennen ihn bereits selbst als Vater an: ihn, der die ursprüngliche Welle frischen Lebens entfesselte, und sich selbst keinen ächtern Namen weiß, als den des Befreiers (Goethe Bd. 45, S. 429); und in so fern könnte man sagen, daß seine Richtung für uns gemacht sei; aber auch diese Haut wird die ewig lebendige Bildung einst von sich abstreifen, und neuen Formen entgegenblühen.

Richtung sagte ich? hier habe ich die Saite berührt, die bei unsern Zeitgenossen am schnellsten und lautesten nachklingt. „In der Richtung, in der Tendenz ihrer Ansichten" — höre ich diese rufen — „waren sich doch jene beiden entgegengesetzt?" — Entgegengesetzt? warum nicht gar! von differenten Naturen habe ich einen Begriff, weil der Mensch das Holz, woraus er sich schnitzelt, von oben erhält; aber davon habe ich keinen, wie zwei reine, wohlwollende, denkende Geister über die heiligsten, höchsten Interessen entgegengesetzter Ansicht sein sollten. Die Bildungsgeschichte unseres Geschlechtes sollte uns hinlänglich belehrt haben, — wohin alle Geister, die sich ihrer und des Ganzen bewußt werden, tendiren. Hier gibt es keinen Eigenwillen, und die Neigung verliert ihr Stimmrecht; der gebildete Mensch kann sich die höchsten Bedürfnisse nicht verhehlen, — kann dem hörbaren Schritte der Menschheit das Ohr nicht verschließen; nicht das Auge dem sichtbar deutenden Finger der Vorsehung; — und der Gebildetste

aus uns, Goethe, hätte es gekonnt? Nimmermehr! Wenn man an ihm je diese Richtung, der er gerade sein ganzes Leben geweiht, verkannt hat, so war es Mißverständniß, das die Gesetze der Kunst mit denen der Moral verwechselte; oder Kurzsichtigkeit, die den lichten Punkt in der Ferne nicht gewahrt, wo beide zusammentreffen; oder Oberflächlichkeit, die sich die Mühe nicht gibt, in den Kern seiner Werke einzudringen; oder gar Bosheit und Absicht, der es um die höchsten Interessen der Menschheit nicht so sehr zu thun ist, als sie uns glauben machen will; was wir aber, zur Ehre unserer Nation, lieber nicht annehmen wollen. S e i n Wollen und Denken ist den Tieferschauenden nicht fremd geblieben; auf einsamen Höhen erwarten diese Keime himmlische Befruchtung, mit jenen, welche der prophetische Herder gelegt, den man weit öfter zitirt als begriffen hat, und dessen Wirkung weit über unser Jahrhundert hinaus reicht. S c h i l l e r's Lebensathem drang in den Busen seines Volkes und seiner Zeit, und belebte unser Herz zu feurigen Pulsen; wir schreiben ihm allein die Richtung zu, die wir an ihm allein verstehen. Herrlicher hat Niemand seinen Werth ausgedrückt, als Goethe an Bettina *).

Nun ist nur noch eine Seite übrig, von der aus wir allerdings dem eifrigen Studium Schiller's vor dem Goethe's den Vorzug zugestehen möchten. Ich meine den Dichter, dessen Absicht es ist, von der Bühne herab, und zwar

*) Man sehe Goethe's Einwirkungen.

durch die Tragödie, auf uns und unser Vaterland zu wi ken. Ihm hat Schiller den Weg vorgezeichnet, auf de allein er sein Publikum zu einer Stufe emporheben kan von der aus es einer reinen, höhern Wirkung empfängl wird. Das scheinen die besten der neuern Dramatiker, d scheint Grillparzer vor Andern zu empfinden.

Was folgt nun aus diesem allem? was haben r zu thun? Alles in uns aufzunehmen, und u fern Weg dabei fortzugehen. Unsere Bildung ein Strom aus ursprünglichem Born, von mündenden B chen und Flüssen geschwellt, aber nicht gehemmt. So, n nur so werden wir die Ahnungen unserer Väter über geln; man wird nicht länger müßige Elegien anstimm daß kein Griechenland, kein Goethe mehr wiederkom es wird etwas in die Welt treten, was auch Griechenla auch Goethe ist, nur anders. Denn die Menschheit ist u endlicher Entwicklungen fähig. Aber auf dem Wege, we chen die Himmelsstürmer der neuern Kritik zu bahne wähnten, wird es nicht gehen; durch Verläugnung d Größten, was unter uns gedieh, werden wir nicht grö werden; wir müssen es erst in uns aufnehmen, bevor w es verdauen, bevor wir es überwachsen. „Ich begrei nun,“ — schrieb einst Schiller — „daß das Vortreffli eine Macht ist, der gegenüber es keine Freiheit gibt, a die Liebe.“

Lasset uns ein so großes Wort durch Thaten t Ehrfurcht bekräftigen, — aber auch nicht vergessen, d Jedem von uns Kräfte gegeben sind, mit denen er w ter reicht als mit allen fremden, — und daß nur von l

Entwicklung und Thätigkeit aller dieser Kräfte das zu erwarten ist, dem wir Alle sehnlichst entgegendürsten, und das kein Einzelner je darzustellen hoffen darf. Das hat Goethe mit seiner Weltliteratur gemeint; den Gewinn hat er berechnet, der der Menschheit fiele, wenn alles Monopol aufhörte, und alle einzelnen Interessen dem großen Kapitale zugeschlagen würden. Und wahrlich! wenn wir das ein goldnes Zeitalter nennen, in welchem eine Versammlung großer Charaktere und Köpfe auf eine Nation bildend einwirkt, — von welchem Metall wird jenes sein, das uns bevorsteht, wenn eine solche Bildung allgemein wird? Die Trägheit schiebt Alles auf's Genie; aber man beginne nur, — und man wird erfahren, was wir Alle können! wie man denn auch, wenn man Goethe's Leben prüft, gar bald bemerkt, daß es nicht so geistig schlaraffenmäßig war, als man fabelt, — daß ihm auch nicht Alles nur so eingefallen ist, wie der Blitz einschlägt, — sondern daß auch Er sich sein mißgönntes Theil Lorbeer sauer genug verdient hat, — saurer, als ihr eurer Bravo vom literarischen Parterre. — Lassen wir diesen seinen Schweiß nicht vergebens sein! kehren wir mit den von ihm erkämpften Trophäen in die Heimath zurück — in uns selbst; denn hier nur blüht unser Lorbeer. Dadurch, daß die Größten sie selbst gewesen sind, — gewesen sind, was nur sie sein konnten, dadurch sind sie die Größten gewesen; diese Pforte steht auch uns offen. Nicht uns geben, wie wir sind, — uns bilden zu dem, was wir, nur wir, sein können, das ist unsere Aufgabe. Ohne eigenes Leben kein Heil. Träumen müssen wir, um zu schaffen, eine eigene Größe träu-

men. Ewig zurückschauen, raubt uns die Gegenwart den Boden des heiligsten Samens. Anerkennung jeder Kraft, und Ausbildung der eigenen! Folgen wir diesem Wahlspruch, durch den Hellas groß ward, dann wird des Dichters Wort wahr werden:

Sind diese Thatenquellen wieder unser eigen,
— Das Dunkel ringt noch zweifelhaft mit Licht —
Dann wird gewiß sich eine neue Größe zeigen,
Dieß hofft, ihr Guten, und verzaget nicht!



III.

Kunst.

Ein schwierig Thema ist das Leben,
Die Wissenschaft ein mühvoll Streben;
Nur selten lächelt Göttergunst
Den Sterblichen. Sie nennen's: Kunst.

Elemente der künstlerischen Komposition.

> In der bildenden Kunst steht der Gegenstand fest, wie der Glaube; der Geist des Menschen umwandelt ihn wie der Begriff.
>
> Bettina.

Das Wort Komposition drückt den Begriff eines aus Einzelnheiten erschaffenen Ganzen aus. In diesem Begriffe ist eigentlich schon das höchste Gesetz der Komposition enthalten; aus ihm lassen sich alle Forderungen, die man an ein Ganzes zu machen berechtigt ist, ableiten. In einem Ganzen muß nirgends zu viel noch zu wenig sein, — alle Theile müssen nothwendig sein, und sich wechselseitig auf einander beziehen. Jeder Theil muß nur mit Rücksicht auf den andern da sein und verstanden werden. Nur ist dieß nicht so gemeint, daß alle Theile sich koordinirt seien; vielmehr müssen einige herrschen, andere dienen, und alle sich einem Mittelpunkte unterordnen, der sie hebt, indem er von ihnen gehoben wird. Diese Erscheinung bemerken wir in den Gebilden der Schöpfung, und nennen sie Organismus; wir wünschen sie in den Gebilden der Kunst gleichfalls ausgesprochen, und verlangen demgemäß, daß diese organisch seien. Das gilt von der einfachen Komposition so wie von der zusammengesetzten, welche, als eine Komposition aus Kompositionen, zwar

mehrere Ganze darstellt, die aber wieder nur erst im Bezug auf einander ihren völligen Werth behaupten. — Alles dieß wird. wenn auch von Jenen, die sich Künstler nennen, nicht immer befolgt, doch mindestens so ziemlich eingestanden. Weniger anerkannt, aber nicht weniger fruchtbar, dürfte das Folgende sein.

Jede Komposition besteht aus drei Elementen, deren einseitiges Vorwalten, bei Malern und Kunstrichtern, drei Schulen des Irrthums bedingt; deren einiges Zusammenwirken allein das Werk zu einem lebendigen Ganzen macht, und ihm das verleiht, was das lateinische Wort als Nebenbegriff enthält: Die Wirkung zu beruhigen, zu befriedigen.

Das erste dieser Elemente liefert der Gegenstand, den der Künstler zu seiner Aufgabe gemacht hat. Jeder Gegenstand nämlich, sobald er Vorwurf bildender Kunst wird, trägt das Gesetz seiner Darstellung in sich; der Künstler, wenn er das treue Bild desselben auf die Leinwand zaubern will, muß ihn vor allem rein auffassen; dieß wird nur dadurch möglich, daß er sich, wenigstens für diese Periode des Schaffens, selbst vergißt, sich dem Objekte unterordnet. Das Vermögen, die Geübtheit, dieß zu leisten, ist es, was man in der dichtenden Kunst unter der Benennung Objektivität mit Recht so hoch schätzt, und an den Alten, an Goethe, so sehr bewundert. Denn die höchsten Gesetze gelten gleich in allen Künsten. So wird in der bildenden das wahr, was, paradox klingend, von der Musik gesagt ward: daß nicht der Tonkünstler den Satz, sondern eigentlich der Satz den Musikus durchführe. Durch

diese allseitige, ungetrübte Aufnahme des Gegenstandes wird der Künstler zum herrlichen Organe, durch das die Natur wie die Geschichte zu dem genießenden, fühlenden Menschen spricht; durch sie festgebannt, stellt Roms Majestät in Rubens, die zauberische Heiterkeit der lächelnden Natur in Claude's Gemälden sich einer späten Nachwelt dar. Der Künstler wird also trachten, den ganzen Gegenstand, sei er Natur oder Geschichte, nach all' seinen Motiven zu erschöpfen, damit der Beschauer durch die Klarheit, womit er ihn übersehen kann, eines freien Urtheils, eines tiefen Eindrucks fähig werde. Doch wird er nicht außer Acht lassen, daß Vollständigkeit und Breite zweierlei sind; und daß ein Gegenstand erschöpft ist, sobald sein Wesen klar wird. Das Wesentliche aber einer Begebenheit, eines Gedichtes u. s. w. zu finden und in Eine pittoreske Handlung zu konzentriren, hat freilich seine Schwierigkeiten, die hier zu erörtern nicht der Ort ist. Diejenigen, bei denen dieß Element des Gegenstands vorwaltet, verkennen die Grenze ihrer Kunst; sie wollen auf der Leinwand den Dichter oder die Geschichte ganz ersetzen, oder, wenn sie Kunstkritiker sind, ganz ersetzt sehen. Ein Beispiel dieser Einseitigkeit ist die alterthümliche Weise, zwei auf einander folgende Handlungen in Einem Raume darzustellen — ein Verfahren, welches, indem es schreibt, statt zu malen, doch das Bedürfniß nach vollständiger Uebertragung des Gegenstandes unverkennbar andeutet.

Das zweite Element der Komposition bestimmt der gegebene Raum, der, nach den Gesetzen der Kunst, vom Künstler mit einer anmuthigen Harmonie von Formen, Far-

ben und Beleuchtung auszuschmücken ist. Denn dadurch, daß eine Geschichte Schmuck eines Raumes werden soll, wird sie erst Eigenthum der Kunst. Die Alten beweisen in allem, was sie hinterließen, daß sie diese Maxime erkannt und geübt haben; und Goethe, dem sie als Triumph der Kunst besonders zusagte, war sogar bemüht, im Laokoon ihr Walten nachzuweisen, und diese schmerzlich ergreifende Gruppe als herrlichen Zierrath darzustellen. Gewiß bleibt es, daß die bedeutendste, gefühlteste, klarste Handlung von der Leinwand nicht zu uns spricht, so lange sie nicht malerisch verarbeitet, so lange sie nicht Bild geworden ist; gewiß bleibt es andererseits, daß auch beim Element des Raumes ein Extrem möglich, ja wirklich ist; nämlich: zu Gunsten einer dem Auge (zumal dem durch akademische Phantome verwöhnten) schmeichelnden Symmetrie oder Farbenharmonie das Wesentliche des Gegenstandes aufzuopfern, und Charaktere zu Arabesken zu erniedrigen.

Das dritte Element endlich liegt in der Brust des Künstlers. Wie, nach Lenau's schönem Ausdrucke, das Weib etwas von ihrer Liebe in das Gericht mischt, das sie dem Manne vorsetzt, — so wird jener Maler die Tafel nur beklecksen, nicht beleben, der nicht einen Theil seines Selbst abzulösen und auf sie überzutragen vermag. Denn wenn auch jedes ächte Künstlerthema das Gesetz seiner Darstellung diktirt und sich in diesem Sinne selbst komponirt, so sieht doch jeder gebildete Mensch jedes Objekt auf seine eigene Weise; und keiner darf sagen, daß Er allein es recht sehe. Was von der gesetzgebenden Macht einfach ausgeht, vermannigfacht sich unter den Händen der vollzie-

henden. Tausend Dichter haben die Linde besungen, unter deren sanft bewegten Schatten sie glücklich waren; jeder hat sie anders besungen; wollt ihr es nun dem Künstler verdenken, der das stille, heilige Gedächtniß seiner besten Stunden über die Gestalten hinhaucht, die sein warmer Pinsel schuf? der den Farbenton seines Herzens über das Werk seiner Hände zieht? Nur wer gerührt ist, rührt; und was nicht vom Leben kommt, wie soll es Leben erzeugen? Wer seinen Bildern dieses Etwas nicht zu geben weiß, wodurch sie, nicht der Manier, sondern dem Gehalte nach, seine Bilder werden, der nenne sich nicht Künstler; er bleibt Kopist, und wenn er im Stande wäre, Phidias und Skopas bis zur Täuschung zu kopiren. Das Uebermaß dieses Elements des Individuellen ist es, wenn der Komponist sich statt des Objekts hinstellt, wenn er das Wesentliche des letztern einer geliebten Grille opfert, wenn er eigene Träume und Erlebnisse, zur Verwirrung der Handlung wie des Beschauers, in sein Bild hinein allegorisirt.

Hat aber ein Künstler eine Handlung allseitig dargestellt, zu malerischer Wirkung verarbeitet, und mit dem Namenszug seiner Liebe bezeichnet, so hat er komponirt. Sein Werk ist abgeschlossen, und genügt den Forderungen, die am Eingange dieser Zeilen gemacht wurden. —

In einer zweiten Skizze werde ich zu erörtern versuchen, daß der einzelne Künstler, so wie ganze Kunstschulen nur dann auf dem rechten Wege sind, wenn sie von der Natur, von der häuslichen Sphäre des sie umgebenden Lebens ausgehen, und sich durch Ausbildung zur Freihei

und Allgemeinheit steigern, — nicht aber, wenn sie, ohne eigenes Leben, sprungweise durch Nachahmung des Vollkommenen die Vollendung ertrotzen wollen. Wenn wir die Antike erreichen, ja überbieten wollen, so müssen wir nicht nachahmen, was die Griechen gemacht haben, sondern fragen, wie sie dazu gekommen sind, es zu machen. Fragen wir aber: wie sie dazu gekommen? so erhalten wir zur Antwort: Dadurch, daß sie von der Natur ausgingen, und sie nie aus den Augen verloren. Auf diesem Wege wird dem menschlichen Geiste die Summe seiner Verhältnisse klar: daß er ein Ebenbild des göttlichen ist, und die Ahnung jener höchsten Einheit in sich trägt, in welche Kunst und Natur zuletzt verschmelzen.

Natur und Styl in der Malerei.

Man kann die Natur nicht abschreiben; sie muß empfunden, und von dem ganzen Menschen wieder neu geboren werden.

Heinse.

Es gibt, wie in allen menschlichen Angelegenheiten, so auch in der bildenden Kunst, Traditionen, die, gleich einem erblichen Grundbesitze, vom Ahn auf den Enkel übergehen; jeder fühlt sich behaglich im Hause der Vaters, und bedient sich des alten Geräthes, ohne viel nach dem Woher? oder Warum? zu fragen, als müsse es eben sein. Dann findet sich einmal ein baulustiger Erbe; er will in einer ihm lieb gewordenen Gegend eine Wohnung aufschlagen, wie die seiner Väter ist. Da untersucht er diese bis auf den Grund, — das alte Gerüst baut sich neu wieder in ihm auf, der Geist der Väter kommt über ihn, lehrt ihn, was sie wollten und wie sie's schufen, und er schafft seinen Nachgebornen das Erbe, das sie bedürfen.

Braucht das Gleichniß eine Erklärung? Dem Künstler, dem Liebhaber summen, wo er sich hinwendet, um sich Weisheit zu erhorchen, die schönen Worte: „Styl, Ideal, Antike," in die Ohren. Diesen Kompaß gibt ihm die Theorie mit auf die Fahrt: er segelt damit — in's Blaue. Verzweifelnd nach manchen trostlosen Irren, strebt er in

den Hafen der Natur zurück, — glücklich genug, wenn er nicht an den Sandbänken der Gemeinheit scheiterte! Nun wirft er den Maßstab der Schule weg, und betrachtet noch einmal die Werke der Meister. Da öffnet sich sein Auge, und, von den Thränen eigenen Ringens gereinigt, gewahrt es Lebensspuren, wo es einst nur Pinselstriche gesehen. Das Leben, und was es in ihm entwickelte, ist nun sein Maßstab; und da liest er aus jenen Werken ganz was anderes heraus als Kompositionsregeln, Licht- und Regenbogeneffekte. Er erlebt die Bilder seiner Vorgänger, weil sie erlebt worden sind; er erfährt, daß alle Meister von der Natur angefangen, und mit der Darstellung ihres Gemüthes geendet haben. Und kann der Mensch am Ende etwas Anders, etwas Höheres darstellen, als sich?

Alle ältesten Kunstschulen, so wie der beginnende Künstler, — was streben sie, als: die liebe Welt um sie herum auf ihre Tafel zu bringen? so wahr, so treu, als es gehen will. Das war und bleibt die erste Stufe der Kunst, — von da steigt sie empor. Hier zieht der Mensch das Höhere herab; denn die Natur ist höher als der noch ungebildete Mensch, weil sie gesetzlich, er aber willkürlich wirkt; es ist ein gemeines Bestreben, aber der Künstler muß es mitmachen; denn wie will er den Dingen das Siegel seiner Herrschaft aufdrücken, ehe sie sein sind? Das Antike, das ihr thöricht der Natur entgegenstellt, hat keine andere Wurzel; niemand blieb, auch noch in der Periode des freiesten Schaffens, dem schönen Kreise der Natur und Heimath so treu als der Grieche. Das Altgriechische, das Altdeutsche, das Altitalienische, das Altniederländische, die

rsten Produktionen des einzelnen Künstlers, haben etwas, as Wesentliche, mit einander gemein. Nun wird der künstler in den Formen, Farben und Beleuchtungen der Gegenstände immer heimischer, die Signaturen der Dinge erden ihm geläufig, und während so sein Auge und seine and sich bilden, dringt das Leben seinem Innern Resulate auf. Sein Verstand reift, seine Phantasie füllen Bilr, sein Herz liebt; die Fülle gährt und treibt in seinem Gemüthe, er schaut auf die Außenwelt, und auf das Werk iner Hände, und siehe da! er gewahrt, daß die Natur n Echo des Geistes ist, und daß er, indem er ihre Letm verbindet, zu sprechen vermag. Und dann, und nur nn, wenn er das erlebt hat, nenne er sich Künstler. en es nicht von innen heraus treibt, in Linien und rben, Lichtern und Schatten zu lallen, dem frommen esetz und Antike nichts. Seine Werke werden, wie die n Mengs, nicht bis zu unserem Herzen gelangen. Dieses n ist die zweite Stufe der Kunst. Den Uebergang von : ersten zu ihr stellt uns die Schule der spätern Nieländer dar; die neuesten Künstler scheinen gleichfalls s höchste Bedürfniß zu fühlen, und, bereichert mit den hätzen der Vorwelt, ein frisches Leben beginnen zu wollen. if dieser Stufe beginnt das Regiment des Menschen. is Leben seines Geschlechtes wird ihm zum Spiegel seiner edanken, ächte Gestalten werden Typen, — ja die Thiere s Waldes und die Blumen der Flur weiß die Kunst ner Hände zu nöthigen, daß sie, zum Bilde verbunden, unde von seinem Wollen geben. Er hebt die Natur zu h empor, denn der gebildete Mensch ist höher als sie,

weil er sein Gesetz erkennt. Diese Stufe der Kunstübung aber setzt eine bestimmte Anlage voraus; nur dem spricht die Natur, der sie zu hören weiß. Viele Maler lernen nie sehen; ihre Werke sprechen also auch nicht zu den Sehenden, und es ist besser, daß sie durch erlernbare mechanische Technik dem gemeinen Auge zu Nutz und Frommen arbeiten, als daß sie die Antike travestiren, was sie dann für Styl verkaufen.

Frägt man mich nun nach der dritten Kunststufe, in der Hoffnung, endlich das Rechte vom Styl zu vernehmen, so antworte ich: es gibt keine als die Vollendung; und diese ist der Styl: die Uebereinstimmung einer ausgebildeten schönen Individualität mit den Gesetzen der Natur. Hat der Künstler sein Inneres so kultivirt, daß in ihm kein Widerspruch mehr ist, und die Außenwelt harmonisch im Spiegel seiner Seele sich verklärt, hat sein Meißel, sein Pinsel gelernt, mit lebendigen Formen wie mit Chiffern zu handthieren und äußeres Leben zum Ausdruck des innern zu erhöhen, so wird seine Schöpfung die Einheit des Menschengeistes mit der Natur, das seligste Gefühl, die höchste Erkenntniß offenbaren, und das ist Styl, das ist Raphael, das sind die Griechen. Die Kunst wird hier Sinnbild des Lebens; sie lehrt, daß das höchste Ideal der Menschenbrust Eins ist mit der tiefsten Seele der Wirklichkeit; die Liebe, welche die Leinwand beseelte, wird zum Glauben, das Tagwerk des Künstlers ist geheiligt. Nach solchen Werken machen dann die Andern ihre Regeln, damit sie was zu schwätzen haben, und die Nacktheit ihres Herzens mit antiken Lappen bedecken können. Es gibt

keinen andern Weg in den Künsten, für Völker wie für Einzelne, als den ich da gezeichnet habe. Er enthält die Geschichte der Kunst und erklärt sie.

Es handelt sich also darum: erst der Handgriffe Herr zu werden, durch die man der Natur ihren Schein abgewinnt, dann sich zu bilden, damit man etwas auszusprechen habe, was jenes Scheines würdig ist. Wer am wahrsten, und in dem Wahren das Tiefste darstellt, der ist Künstler, der hat Styl. Er braucht sich auch um keinen Effekt weiter zu kümmern; die Wirkung folgt ihm so gewiß, als sie ewig der Ursache folgt. Wer aber malen will, was er nicht gelebt, nicht geliebt hat, wird tadellose Kompositionen zusammenstylisiren, bei denen unser Herz in sich zusammenschrumpft. Wenn Goethe einmal zu verlangen scheint, der Landschafter solle fleißig seine Metamorphose der Pflanzen studiren, oder gar die Theorie von den Spiralgefäßen, um sie in seinen Blumen und Bäumen den Kenner merken zu lassen, so gönne man dem Philosophen seine Freude! Die Kunst will den ganzen Menschen, die Wissenschaft kultivirt nur den halben; den ganzen aber erweckt die Begeisterung; sie ist das Element der Wirkung: denn nur was vom Herzen kommt, geht zum Herzen.

Raphael's ganze Bildungsgeschichte stellt uns wie in einem Symbole die Bildung des Talentes, so wie der Kunst überhaupt, dar. Von einer treuen Ergebung an Natur und praktische Lehre geht sie aus. Der glücklich begabte Schüler übt sein Auge und seine Hand, und folgt dabei einstweilen gänzlich dem Meister. Er läßt in dieser Periode seinem Talente Zeit, sich zu entfalten, und greift ihm nicht vor,

ehe er die Mittel in seiner Gewalt hat, ihm zu genügen. Hier scheitern die meisten jetzigen Künstler; sie wollen singen, ehe sie lallen können. Glücklich, wer, wie Raphael, mit dem menschlichsten Sinne begabt, in eine Zeit und Schule fällt, wo noch nichts verdorben, nichts verkünstelt ist! Dieß ist die erste Periode, wo Raphael's Bilder von denen Perugino's oft nicht zu unterscheiden sind. Seine Arbeiten in Perugia, zumal die Krönung Mariens für das Kloster San Francesco, werden das Gepräge dieses Zeitraumes tragen. Nun aber, wenn der Stoff besiegt ist, wird die Seele sich ihrer eignen Schönheit bewußt, und wirft das stille Licht ihrer innern Anmuth auf alles, was die Hand vollendet. Dieß ist die zweite Periode Raphael's, wo seine Bilder alle der Abdruck seines Gemüthes sind, und wie in Seele getaucht erscheinen. Wir freuen uns in Wien des Vorzugs, in der Madonna im Grünen ein herrliches Werk aus dieser Epoche zu besitzen. Es ist die Blütezeit jedes wahren Künstlers, wo jeder am meisten er selbst ist. Da kommt es denn auf die angeborne Natur eines Jeden an, was sich in seinen Gebilden aussprechen wird, und zweimal glücklich ist nun Raphael zu preisen, dem die schönste inwohnte! Kommt nun noch die Gunst des Schicksals hinzu, die dem Künstler, wie unserem an Papst Julius dem Zweiten, einen edlen Gönner und Kenner zuführt, so rühmen wir ihn dreifach beglückt; er aber lernt, während sein Geist sich klärt, nun andere Forderungen an sich machen, als die, welche bisher sein eigen Herz in ihm erweckte; er will dem objektiven Begriff einer großen, von den Weisesten und Besten anerkannten Kunst

genügen, und dieß ist Raphael's dritte Epoche. Die Schule von Athen darf wohl zur Erläuterung des Begriffs von dieser Periode als Beispiel dienen. — Dieser Gang ist jedem Talente angewiesen, und der Kunst im Großen selbst. Nachahmung, Manier (im besten Sinne), Styl. In der ersten Epoche wird oft noch eine gewisse naive, trockene, herzliche Einfalt sichtbar werden, wie sie der Beschränkung, dem Unvermögen eigen ist, und man kann hieraus diejenigen beurtheilen, welche diese Epoche allen übrigen vorziehen, und ewig darin verweilen möchten. In der zweiten bemerkt man häufig die Mängel und Einseitigkeit des Individuums; und in der dritten wird manchmal eine theoretische Satzung überschätzt, und als Kunstgesetz in Ausübung gebracht. Von den beiden ersten Mängeln ist Raphael frei geblieben, — ob er dem letzten nie verfallen, wird schwer zu entscheiden sein, so lange nicht entschieden wird, was in der Kunst für Satzung, und was für Gesetz zu gelten habe. Auf jeden Fall wird deutlich, was Raphael dem Glücke zu danken hatte; und ist es nicht das Glück, welches jede himmlische Pflanze auf Erden reift und zur Blüte bringt? Dann wird auch klar, in welchen Zeitraum Raphael's Vollendung zu setzen sei: in den Uebergang nämlich vom zweiten zum dritten, wo die herrlichste Natur in den Schranken der Schönheit waltete. Um auch diesen Moment durch ein Beispiel zu fixiren, wähle ich aus vielen das unvergleichliche Bild lo spasimo di Sicilia. — So schwebt uns billig Raphael für immer als die schönste Erscheinung, als das bedeutendste Sinnbild vor!

Diese Zeilen sind allgemein, denn es ist hier der Ort nicht, das Thema zu variiren. Wer es gefaßt hat, wird es leicht auf Formen, Farben, Licht und Schatten, Köpfe, Landschaften, Genre's, Stillleben und Historie anwenden, denn aus allem läßt der Geist seine Stimme ertönen. Man erinnere sich jenes Malers, der, nach dem Tode seiner Geliebten, die hinterlassenen Kleinigkeiten ihres Zimmers, die Werkzeuge ihrer zarten Arbeiten u. s. w. zu hundert lieblichen, symbolischen Stillleben rührend zu verbinden wußte. Was aber im Großen von der Kunst aus jenen Sätzen zu folgern ist, wird sein: daß wir eine Kunst haben werden wie die Griechen, sobald wir ein Leben haben, wie sie. Laßt uns bis dahin aus der Welt, die wir die unsere nennen, seit wir am Mutterbusen schliefen, ein Elysium schaffen, und ihr das Leben unseres Geistes zur Freude der Mit- und Nachgebornen, in seelenvollen Werken aufprägen!

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1836.

Prüfet Alles, und das Gute behaltet.

Man erinnert sich kaum aus den verflossenen Jahren einer so allgemeinen Theilnahme an der hiesigen Kunstausstellung, als sie dieses Jahr erfahren zu haben sich rühmen darf. Es ist gewiß, daß die vielen Anzeigen, Beurtheilungen und andere Aufsätze, die wir darüber zu lesen das Glück hatten, der vorzüglichste Grund eines solchen Antheils waren. Möglichste Ausbreitung und Diskussion fördert jegliche Art von Leistungen; das Gute wird doch hier und da erkannt, — und, wo es verkannt wird, von einer andern Seite vertheidigt; das Mittelmäßige lernt sich vielleicht, durch so manches Hin- und Widerreden, auf seinem Standpunkte begreifen, und nach und nach verstehen, wo es gebricht und wo Keime des Schönen treiben, und das Schlechte darf denn doch, da es einigen Widerspruch erfährt, seine gewohnte Tyrannei über den Geschmack der Menge nicht gar zu arrogant ausüben. Diese Vortheile sind einleuchtend, und die Künstler sollten sich selbst über manchen allzulauten Tadel und manches allzugrobe Mißverstehen hinaussetzen; das Reden ladet zum Sehen ein, und was verstanden werden soll, muß besprochen werden. Für mich aber haben diese vielen Kritiken, die

zum Theile an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, noch einen Vorzug, den ich mit dankbarem Egoismus anerkenne. Sie ersparen mir gar viele Worte; und wie bei der kurzen historischen Uebersicht, die ich nun in's Reine bringen will, mir jeder Leser danken wird, daß ich ihm das sat superque! Gesehene und Gelesene nicht noch einmal auftische, — so darf sich kein Künstler beklagen, der hier seinen Namen vermißt, weil es mir nun einmal gar nicht um Vollständigkeit der Namen, sondern um Resultate zu thun ist. Sind wir im Ganzen vorgeschritten? oder zurück? oder stehen geblieben? und wie im Verhältnisse einzelner Fächer? welche Richtungen, im Guten oder Gegentheile, thun sich hervor? wer macht sich bemerkbar? und wodurch? was bleibt zu wünschen? was zu thun? — das sind so ungefähr die Fragen, die unser ernsteres, an historische Fragen gewohntes Publikum uns vorlegt. Es soll dabei das vaterländische Interesse im Auge behalten werden. Solchen Forderungen wissen wir nun durch katalogmäßige Herzählung so wenig wie durch kunstkennerische Gourmandise in Detaillirung technischer Mängel und Vorzüge zu genügen. Wir glauben ihnen besser dadurch nachzukommen, daß wir das Auffallendste hervorziehen, das Meiste, Vielbesprochene ganz übergehen. Zu unserem Zwecke werden wir, wo es thunlich ist, aus einem Kunstzweige immer nur Ein Werk, als Spezimen des Besten, was in dieser Gattung bei uns geleistet ward, ausdrücklicher beschreiben, und uns bei dem, was wir betrachten, an das Wesentliche halten, was allein wir zu erörtern befugt, und woraus allein die obigen Fragen zu beantworten sind.

Das Wesentliche aber an Kunstwerken ist der Geist, in dem sie gemacht sind. Das Verdienst solcher, die in gar keinem Geiste gemacht sind, spricht ohnehin an's Auge selbst, und braucht keiner Worte, die nur Formeln sein sollen, jene Geister zu beschwören.

Es würde freilich sowohl dem Beschauer als jetzt uns, den Besprechern, gar sehr zur Erleichterung dienen, wenn sämmtliche Produkte in einer gewissen Folge, nach den Kunstfächern: Historie, Genre, Landschaft u. s. w., wenigstens innerhalb der Rubriken: Zeichnungen, Aquarell, Oelgemälde u. s. w. geordnet wären; der Liebhaber und Künstler könnte dann, ohne sich umzusehen, mit hastigen Schritten auf sein Fach zueilen; der Beschreiber wüßte, wo er anfinge und endete, und würde nicht zum Cicerone degradirt, der den Schaulustigen durch die Zimmer begleiten muß. Da es uns aber auch heuer so gut nicht geworden ist, so brechen wir uns selber Bahn, und beginnen mit unserer Geschichte bei der obersten Region.

Historie.

Hier würden wir uns nun gleich bei L. Schulz's Karton aufhalten, der uns die romantischen Helden des ersten Kreuzzuges in einer Situation sehen ließ, wo ihr Heldenthum andern Empfindungen, ihre Erscheinung fast der Wichtigkeit und Schönheit anderer Gruppen weichen muß, — wenn die Rücksicht auf den Lokalzustand vaterländischer Kunst uns nicht einem Bilde entzöge, welches als ein Abkömmling der edelsten neuern Malerschule und durch eigene, große

Verdienste, doch wenigstens auf Erwähnung Anspruch macht, da eine rechte Würdigung einer so reichen Komposition ohnehin die Gränzen, die uns angewiesen sind, überschreiten müßte. Im nächsten Jahre werden wir wohl das Bild selbst zu sehen bekommen; dann wird eine aufmerksame Detaillirung am Orte sein.

Rahl's Oelgemälde aus dem Nibelungenliede galt mit Recht als dasjenige historische Bild, welches bei respektabler Behandlung den Vorzug der gründlichsten Konzeption und eines ernsten Adels geltend machte. Es war zu bedauern, daß ein so anziehendes Gemälde so ungünstig gehangen war, daß ein gewöhnliches Auge, geschweige denn ein myopisches, von dessen Genuß ausgeschlossen blieb. Es war eben so zu bedauern, daß der Künstler den ihm so ganz gemäßen Gegenstand, nachdem er sein einmal Herr worden war, nicht lieber gleich in Lebensgröße ausgeführt hat, welches wiederum sowohl dem Gegenstande als der Manier des Künstlers gemäß gewesen wäre. Dem ersten „zu bedauern" ist nun wohl in der k. k. Galerie im Belvedere abgeholfen, — das zweite bewegt vielleicht, wenn die Theilnahme des Publikums sich steigert, den regsamen, energisch strebenden Künstler, sich in große, in kolossale Räume zu wagen. Beide Uebelstände aber haben nicht gehindert, daß einerseits das Bild durch Gehalt, Einfachheit der Anordnung, und Grandiosität der Formen in seiner Umgebung doch groß erschien; andererseits, daß die Verdienste der Farbe und besonders des Helldunkels doch nicht verkannt wurden. Die Komposition selbst ist zwar sowohl von Andern als von mir andern Ortes beschrieben wor-

den, — allein, wie man ein gutes Buch zweimal lesen, und, so lange man lernt, von einer Addition die Probe umgekehrt machen muß, — so schadet es auch weder einem guten Bilde noch einem guten Kunstfreunde, wenn jenes von diesem auf mancherlei Weise wiederholt in Betrachtung gezogen wird. In dieser Absicht will ich den Begriff dieses Werkes in uns zu erneuern suchen. Wir sehen, bei düsterer Beleuchtung, in der Mitte einer gothischen Kirche den aufgebahrten Leichnam eines Helden. Die Waffen zu seinen Füßen, der Schild, den berühmten Kampf mit dem Lindwurme darstellend, sagen uns, daß dies Siegfried war, — die Wunde, in der noch das tückische Eisen steckt, berichtet, daß er ermordet ward, — und die rothe Welle, die sich aus ihr hervordrängt, — dem alten Volksglauben nach, — daß der Mörder gegenwärtig sei. Und gewiß! es bedurfte weder der Rache und Schuld deutenden Hand der unglücklichen Heldenwitwe, noch der wilden, schmerzlichen Frage im Hinaufblick des greisen Vaters, der die schauerliche Wunde enthüllt hat, noch der nichtigen Entschuldigung des schwachen Günther, — um uns den Mörder kenntlich zu machen. Kühn und trotzend stellt er sich uns und einer Welt entgegen; alle Blicke hält er mit fürchterlicher Ruhe aus, sie gleiten an seiner Schroffheit hernieder; den seinen vertrüge Keiner. Gerecht und unantastbar fühlt er sich, so lange seine Rechte noch auf dem Schwerte ruht, auf das allein in der Welt er glaubt und vertraut; mit gelassenem Hohn stemmt er den rechten Fuß dem Widersacher entgegen, kein Blut tritt in die gelben, wie vom Wetter durchgearbeiteten Wangen, kein Schmerz

durchbebt, kein Sturm erschüttert den fühllosen Busen, den dieser Panzer deckt. Die alte Königin wird von frommem Schauder beim Anblicke eines solchen Mannes wie zum Gebet bewegt, Gernot sammelt seine Kraft gegen ihn, die entsetzte Menge scheut sich nicht, ihn unwillig zu bezeichnen, selbst sein Bruder wendet alle seine Theilnahme dem herrlichen Gefallenen zu, — nur die gesättigte Rache eines Weibes kann es hier noch an Trotz und Behagen mit ihm aufnehmen, und so freut sich Brunhilde im Stillen ihres Werkes. — Es bleibt, wir mögen sie betrachten, wie wir wollen, eine große bedeutungsvolle Szene, klar, ergreifend, kunstreich dargestellt, und wir wiederholen, was wir anderwärts geäußert: hätte der Künstler nichts als Hagens Kopf hervorgebracht, — dieser Kopf allein würde sein Talent verbürgen. — So hätten wir denn heuer, wenigstens an Einem Bilde, was wir im vorigen Jahre, mit einer Art von Beschämung, vermißten: eine gut gedachte, dem Individuum des Künstlers im Gegenstande, und seinen Fähigkeiten in der Ausführung schön entsprechende, historische Komposition. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß die andern historischen Gemälde verdienstlos waren. Nur das Zusammentreffen günstiger Verhältnisse war bei keinem in diesem Grade zu bemerken, und dieses Zusammentreffen ist es, welches von jeher die besten Werke irgend einer Gattung entstehen gemacht hat, — und welches mich bewog, da meinem Vorsatze gemäß Eines auszuwählen war, im Historienfache bei diesem zu verweilen. Sonst war, der Quantität nach, dieses Fach besser besetzt, als im vorigen Jahre. Auch das ist ein gutes Zeichen. Wenn diejenigen

Felder nur einmal angebaut werden, wo die rechten Aehren gedeihen, so wird das Volk nicht mehr vor Hunger nach der Spreu verlangen. Von Führich konnte man sich mit dem tröstlichsten Gefühle sagen, daß er auf den frischen Spuren der Natur und Menschheit schrittweise vorwärts gegangen war. Seine Ruth, wie sie vor dem weidlichen Boas sich in Ergebung neigt: „womit habe ich die Gnade gefunden vor deinen Augen, daß du mich erkennest, die ich doch fremd bin?“ war zum Mittelpunkt eines patriarchalischen Idylls geworden, bei dem man in der Freude an der naivsten, menschlichsten Auffassung so manches Unzulängliche der Behandlung gern übersah. Zumal wußte sich „der Knabe, der über die Schnitter gestellt war,“ wie er mit dem innersten Wohlbehagen des Herzens hinter dem Herrn auf die liebliche Magd herüberblickt, in die Herzen der Beschauenden zu schmeicheln. Von Kuppelwieser war nicht das Gleiche zu rühmen. Hielten wir uns im vorigen Jahre noch an der rein gefühlten und kunstgerechten Darstellung einer durch Wohlthaten Heiligen fest, so hat uns der Künstler dießmal keinen solchen Anhaltspunkt gegönnt. Was damals von der Richtung dieses Kunstvermögens überhaupt zu sagen war, galt dießmal nur noch mehr, und weder das bekannte Blendwerk des Fiesolischen Kolorits, noch der Mangel an Haltung, noch die hölzerne Starrheit und Schwere einer großen Drapperie konnten uns für das Abstruse einer Darstellung entschädigen, die einer durch Geschmack geregelten Phantasie und dem prüfenden Gedanken doch gar keinen Boden gewährte. Das Aeußerliche dieser Uebel war auch an der, dem Gegenstand

nach so fruchtbaren Darstellung „Christus am Oelberge" zu bemerken. Es ist Schade, daß die schönsten Talente dadurch leiden, daß sie sich theils durch die unbedingte, wohlgemeinte Zustimmung eines freundschaftlichen Kreises, der Vermögen und Leistung verwechselt, im Fortschreiten hemmen lassen, theils Zwecke verfolgen, deren völlige Realisirung nun einmal eine Don-Quixotiade bleibt, und, wenn sie möglich wäre, den wahren, einzigen Zwecken der Kunst widerspräche. Das Alterthum wird schon einst, wenn sie es werth sind, auch unsere Werke ehrwürdig machen; herbeiraffen läßt es sich nicht, so wenig der Grünspan eines modernen Groschens ihn zu einer Münze Hadrians stempelt, und die Kunst ist an und für sich Gottesdienst, wenn sie sich göttlicher Weihe würdig bewährt, — am meisten, — wenn sie heilige Gegenstände auf eine, des reinsten Menschensinnes würdige Weise, die den Verstand befriedigt, und das Gemüth erbaut, den Sinnen erfreulich vorzuführen weiß. Was ist dabei gewonnen, wenn eine späte Nachwelt, wenn z. B. Steinle's Fegfeuer, oder selbst dessen sehr gemüthlicher, niedlicher Hausaltar, an sie gelangen, in Verlegenheit gesetzt ist, zu bestimmen, ob diese Werke aus der unsern, oder der altflorentinischen, oder gar byzantinischen Epoche herrühren? Man kann kaum sagen, wobei man mehr leidet: wenn man das Heilige unter träumerischen Grillen entmenschlicht, oder wie z. B. im vorigen Jahre bei Schiavoni durch modischen Leichtsinn entgeistigt sieht. Eine in Gruppirungen und Charakteristik erfreuliche biblische Komposition war Ign. Dullingers Darstellung der dem Maler sehr günstigen Parabel vom

Scherflein der Witwe, die ich anführe, um ein Beispiel von der Vermeidung beider erwähnten Irrwege aufzustellen; obgleich nicht zu übersehen ist, daß die Befolgung einer kalten, akademischen Norm auch nicht zum lebendigen Ziele führt. Wenn wir nun in diesem Bezirke uns nicht innerlich reicher sahen, als im vorigen Jahre, so sahen wir in unserer Lieblingswelt, im lieben Alterthum, der ewig jungen Heimath des Schönen, uns desto ärmer. Eine Art Wehmuth ergreift mich, die werthesten Gegenstände meines Herzens von rohen Händen, nur zu oft, gemißhandelt zu sehen, und ich will schnell vorübereilen, — weil ich denn doch auch das Verfehlte bemerkbar machen muß. Das alberne Erschrecken eines römischen Konsuls vor zwei Nymphchen, auf welche sein unbarmherziger Freund gar einhauen will, wäre es auch in Farbe und Helldunkel mit der gefälligsten Praxis dargestellt, — mit Waschen beschäftigte Frauenzimmer, welchen der Waldmann seine Aufwartung macht, was für Nausikaa und Odysseus gelten wollte, — Gewölk und ungreifbare Schattengestalten, welche sich Luna und Endymion zu sein dünkten, — würden uns an der Möglichkeit des Wiedererwachens griechischer Gedanken und Formen haben verzweifeln lassen, wenn uns nicht Ramelmayers Psyche getröstet hätte, zu der wir, ihren Orts, wiederkehren werden. Schon zu viel von der höchsten Kunstregion, in welche zu dringen uns noch bisher einseitige Richtung Einzelner, Mangel an höherer Seelen-Kultur bei Künstlern und Publikum, Beschränktheit akademischen Formelwesens hauptsächlich gehindert haben!

Genre.

Das ist unser Rhodus, auf dem wir tanzen. In diesen Zimmern hält sich die Menge der Sehenden auf; hier wird gelacht, gepriesen, gedeutet, bestritten, vertheidigt. Leider, daß heuer auch in diesem Kreise, besonders in der Wahl der Objekte, eine Lust am Niedrigen, am Gemeinen sichtbar war, die das Publikum verdirbt, und dem Künstler den Weg verrammelt.

Danhauser's oft genug beschriebener „Prasser" hatte sich hier des größten Beifalls zu freuen, und verdiente allerdings den ersten Platz. Die glückliche, einfach-symbolische Erfindung, die verständliche Darstellung, die gefällige Anordnung, die sprechende Charakteristik, die harmonische Färbung, der Geschmack und die Routine, womit alles bis auf's kleinste Beiwerk durchgeführt war, — deuteten an, was wir in diesem Felde leisten können, wenn wir die uns eigene treue Hingebung an die Wirklichkeit mit einem gebildeten Sinne für künstlerische Bedürfnisse verbinden wollten. Der Beispiele von einer entgegengesetzten Huldigung, welche Viele unserer Maler, selbst begabtere, den faden, niedrigen, auch wohl schlechten Neigungen eines frivolen oder entsittlichten Haufens bringen, gab es leider manche. Ritter's Gemüsehändlerin, ein Bild, dessen Gegenstand man nicht einmal mit anständigen Worten bezeichnen kann, stand an deren Spitze. Darstellungen, wie: ein slovakisches Bauernweib, eine Prozession betrachtend; ungarische Bauern im Heu; ein Taglöhner, der sein Mittagsessen kriegt; ein Rauchfangkehrer, der mit einer

Köchin dahlt; ein Bauer, der die Zustellung erhält, als Militärpflichtiger zu erscheinen; eine Schneider-Werkstätte, und noch mancherlei Bauern, Dirnen, Handwerksbursche, Schulkinder, alte Weiber u. s. f. schlossen sich würdig an. Diese Darstellungen fanden im Durchschnitte große Theilnahme; wobei jedoch zur Ehre unserer Landsleute nicht verhehlt werden darf, daß die eigentliche Bosheit und Schadenfreude, wie sie bei den Karrikaturen der Engländer und Franzosen mitwirkt, hier weder von den Künstlern noch von den Zuschauern mitgebracht wurde. Die ächte Karrikatur setzt mehr Verstand und weniger Herz voraus, und hat jene Folgen, die Hogarth so rührend bezeichnete. Die Kinder haben sich heuer vermindert. Das zarte, innige Motiv der Volkssage, daß den sterbenden Kindern Engel zuwinken, hat K. v. Vesque benützt.

Naturleben.

Ich weiß im Augenblick keinen bessern Ausdruck für die Gattung, zu welcher Gauermann's Bilder, und was ihnen nachstrebt, gehören. Da wir bei dem französischen Worte Genre unwillkürlich an das Treiben der städtischen Gesellschaft erinnert werden, so dachte ich mir nach der Analogie von „Stillleben" unter obigem Titel jene Darstellungen, die uns einen bedeutenden Moment der äußern Natur, durch irgend eine Handlung dergestalt belebt vor's Auge bringen, daß wir mit Einer Empfindung die Szene wie das Ereigniß umfassen. Landschaft mit Staffage sagt hier doch zu wenig, wenn nämlich, wie

gewöhnlich die Staffage der Landschaft, — sagt zu viel, wenn die Landschaft einer fast historischen Staffage dient. Genug, wie überall Wort und Theorie weit hinter der Praxis zurückbleiben, so brauche ich wohl auch hier nur an die genannten Bilder zu erinnern, und Jedermann, der sie gesehen hat, wird sofort verstehen, was ich meine. Der Bethätigung des geübtesten Kunstvermögens nach waren sie ohne Zweifel das Schätzbarste der dießjährigen Ausstellung.

Das Eine versetzte uns an einem schwülen Mittag, wo schwere Wolkenschichten von Zeit zu Zeit bedenkliche Schatten auf die Felder werfen, und die Vögel, wie gedrückt von der bangen Atmosphäre, näher an der Erde schweben, auf eine reiche, vom Golde der Aehren beglänzte Höhe, die nur rechts hinab, im blauen Dufte der Hitze einen Theil der weiten, beglückten Ebene ahnen läßt. Der bereits üppig bespeicherte Wagen des gesegneten Landmannes hält mitten auf der Höhe; von den Zugochsen, steyermärkischer Race, hat sich der eine behaglich gestreckt, und beugt so das Joch des andern herunter, bei welchem ein Knecht beschäftigt ist. Im Vorgrunde graset ein geschirrtes Pferd, und ein Füllen blickt kindlich zu demselben auf. Ein junger Bauer auf dem Wagen ist bemüht, den Bund Getreide heraufzuschaffen, den ihm ein zweiter von unten auf zureicht, während ein dritter schon wieder einen neuen zusammenbindet; so, daß das Mädchen müßig dabeistehen, und einstweilen „in die andere Woche“ schauen kann. Unterm Schatten aufgehäufter Gebünde aber ruht der brave Landmann nach dem Kruge langend, den ihm sein Weib

hinreicht; auch das kleine Mädchen daneben schaut bittend zur Mutter hinan, und der Hund beschnüffelt verlangend den schweren Korb. Um das ökonomisch Behagliche einer so hoffnungsvollen Szene durch das uneigennützige Spiel glücklicher Jugend zu veredeln, küßt ein älteres Mädchen im linken Vordergrund, mit mühevoller Innigkeit über einen Bund Getreide gebückt, sein jüngeres Geschwister. — Eine solche Komposition, ein Diebstahl an dem Zarten und Innigen, was die Natur im Vertrauen dem Maler preis gibt, spricht für sich selbst, wo in jedem Pinselstrich eben so viel Treue als Freiheit waltet.

Fast widrig wirkte die Virtuosität auf uns, als sie uns das peinigende Schauspiel eines rettungslos verendenden edlen Thieres zu empfinden gab. In der einsamsten Uferwildniß liegt blutig und lechzend der Hirsch, der mit dem letzten Kraftaufwande nur die Todesgefahr anschauen kann, die unabwendbar über ihm schwebt. Auf erhöhtem Felsenvorsprung steht ein Adler, der Füße, Flügel und Schnabel aufgespreizt, mit gräßlicher Feinschmeckerei die Beute anglotzt, die ihm der zweite nicht gönnen will, der ihm neidisch von der Seite zukrächzt, während unten am dunkeln Strande der dritte, den scharfen Blick in die Wolken sendend, den vierten herbeiruft, der schon still zum Fraße herniederschwebt. Eintöniges Grau umhüllt die traurige Szene. — Unfühlend wie die Natur erscheint Gauermann, wenn sein Pinsel sich mit gleichem Genügen jetzt in Saatengold und Himmelsbläue, jetzt in Blut tauchen kann. Ist aber die Natur unfühlend, oder nennen wir sie so, weil ihre Gefühle über die menschlichen hinausgehen, —

so wolle es die Kunst nicht sein, die das eigentlichste Palladium der Menschlichkeit ist! Die Charakteristik der Vögel erschien mir übrigens eben so erstaunlich, als die Färbung des Ganzen mein Auge nicht als wahr ansprach.

Wenn ich für Gauermann's Arbeiten, die mir sehr merkwürdig erschienen, eine eigene Rubrik erfand, so habe ich nur beizufügen, daß ich sonst Niemanden auf ähnlichem Wege traf, wenn man nicht etwa K. Gruber dahin zählen will, der das berühmte antike Motiv von Adler und Schlange (vergl. Goethe: Reizmittel in der bildenden Kunst. Bd. 44, S. 214) in Anwendung brachte.

Porträt.

Hier sind wir im Bereich einer Produktion, die von jeher etwas besonders Verfängliches hatte. Das Publikum hat dafür ein auffallendes Interesse; aber leider! meist ein bloß stoffartiges; der Maler sieht sich in der Verlegenheit, den widersprechendsten Forderungen genügen zu sollen; ein wahres Kunstwerk dieser Art ist von zu vielen Zufälligkeiten bedingt, als daß es oft zu Stande kommen sollte. Es geht fast wie beim Bau eines Hauses, zumal in nordischen Ländern, wo ökonomische Rücksichten die Aeußerung der Kunst fast unmöglich machen. Wir werden, unter solchen Umständen, den Künstler loben, der uns eine bestimmte Individualität, im abgelauschten Momente ihrer völligen Selbst-Offenbarung, in allen Theilen und Einzelnheiten folgerichtig, begreiflich und wo möglich gefällig zu machen weiß.

Einem solchen billigen Begriffe entsprach nun dießmal vor allen das Porträt eines Offiziers von H. Schlesinger. Ein Mann im Kulminationspunkte des Lebens, mit einem gesunden, kräftigen Naturell, vom Leben ausgearbeitet, aber nicht der Heiterkeit beraubt, auf sich selbst ruhend, die Rechte auf den Griff des Degens gestützt, die Linke bequem über die Rechte gelegt, in einer hechtblauen, die Fülle gerundeter Muskeln umschließenden, auf der gewölbten Brust rothausgeschlagenen Uniform, sah uns durch die beschattende Brille an, die einen gewissen praktischen Scharfblick nicht zu verbergen im Stande war. Die Modellirung der Züge, die Wärme des Incarnats, das Relief, die Ausführung des Einzelnen, der Gesammteindruck des Ganzen, — alles machte uns an diesem Bilde das größte Vergnügen.

Es war übrigens in diesem Bezirk, wie immer, des Gelungenen Mancherlei zu sehen. Amerling's Mädchen mit dem Buche und Israelit fanden, wie die Verwaisten von derselben Hand, den gebührenden Beifall, wogegen Waldmüller's Familienbild drei Figuren zur Schau bot, die in steifem Egoismus einander nichts anzugehen schienen, und den Verdacht erregten, als seien sie des Atlasses wegen da. Joh. Enders in Farbenschmuck prangendes Porträt Sr. Durchlaucht des Fürsten v. Metternich darf so wenig übergangen werden, als Waldmüller's kleinere Porträts, gegen deren Wahrheit und Technik uns das gerügte größere nicht ungerecht macht. An H. Hollpein's Bildniß des Hrn. Baron v. Hammer-Purgstall konnten wir die frappante Aehnlichkeit bewundern, die

in Betreff unseres Grillparzer weder diesem Künstler, noch einem andern, A. Hähnisch, gelingen wollte.

Mehr noch von einzelnen Porträten zu erzählen, wäre Unhöflichkeit und Mißbrauch der Geduld der Leser; genug, wenn die Freunde der Abgebildeten, und die Freunde dieser Freunde, daran ihre Genüge hatten und noch haben!

Landschaft.

Der Ausdruck „ideale Landschaft," dem wir auch heuer wieder begegneten, sagt eigentlich gar nichts. Er soll wohl im Grunde nur so viel als „imaginirte Landschaft" bedeuten, und diese thäte besser nicht zu existiren. Die Landschaft so gut wie alles andere, was in der Welt vorkommt, wird nur dann zum Kunstwerke, wenn der Mensch durch Verknüpfung, Ausscheidung, Anordnung, Hinzudichtung die bildende Kraft seines Geistes daran bethätigt. Insofern er dabei von einer Idee, nämlich von der des Kunstzweckes ausgeht, wird seine Schöpfung ideal zu nennen sein. Mehr war es dieß Jahr wohl keine, im Gebiete der Landschaften, als L. Schnorrs Dichtung, die so unglücklich geblieben ist, sich keine allgemeinere und entschiedene Zustimmung erwerben zu können. Von einer wohnlichen Höhe sieht man über ein schattiges Mittelgebirg, wo eine ritterliche Burg mit Mauern und Thürmen uns den Begriff von kriegerischer Abgeschlossenheit erweckt, in eine sich immer höher und höher thürmende Alpenferne. Friedliche Hütten und schattendes Laub beleben den Vorgrund, Burg und Wald umdämmern die Mitte, öder, rauher und felsiger

wird es im Hintergrunde; ein riesiges Gebirg erhebt über alle Vegetation hinaus die grauen Zinnen, und in dessen Rücken noch schließt ein Kreis ewig schneebedeckter Gipfel erhaben die einsame Weite. Eine Straße lenkt und deutet in diese Region hinaus, ein Gewässer ergießt sich rechtsher mit stillem Laufe, ein anderes links in stufenweisen Fällen aus ihr herunter. Links steht noch ein dunkles Gewölk über den Bergen; es scheint, das Wetter hat sich verzogen; wie sollte es auch anders, da auch das des Krieges wich, und der edle Herzog, der sich zum erstenmal wieder bloß Mensch fühlen darf, mit leichtem Schritte den Hügel heranstrebt. Er hat sein Roß den Knappen übergeben, frei und froh blickt er herauf, seine Arme öffnen sich schon von weitem herzlich zum Empfang, wie ihm von oben der freudige Gruß der lieben entgegeneilenden Gattin winkt. Der eine Knabe hält sich an die Mutter, fröhlich ruft ein anderer der kleinen Schwester, und mit hastiger Unbehilflichkeit arbeitet sich der dritte von einem erkletterten Felsblock herab. Auch den Kriegern unten lacht nun häusliches Glück und Ruhe wieder, nachdem sie jene rauhen Fernen hinter sich haben, — und der Segen des Friedens kehrt in diese stillen Gebirge zurück. — Das nennt man nun ein empfundenes Bild, und läßt sich durch eine gewisse Trockenheit und ein kleinliches Detail, welches wie bei unsern guten Altvordern aus Liebe entspringt, in der Freude nicht stören. Den Beisatz „nach einer Ballade," der im Katalog dieß Bild begleitete, fanden wir eher störend, als zum Verständnisse nöthig.

Daß sonst an Landschaften aller Art, Veduten, See-

stücken, Alpenpartien u. s. w., und zwar auch an guten, nicht eben Mangel war, brauche ich kaum zu erwähnen. Man weiß, daß hier unsere starke Seite ist. Auch die Unmöglichkeit, das, was uns in der Natur an der brausenden Herrlichkeit der Wasserfälle entzückt, auf der Leinwand festzuhalten, schreckt unsere gefühlvollen Künstler noch immer nicht ab, sich an dieses Problem zu wagen. Noch immer übt auch der Hallstädtersee seine zur Reproduktion nöthigende Herrschaft über sie aus; F. K. Geylings Auffassung war besonders glücklich, und es gelang ihm, das, was man eine wässerige Sonne nennt, auf's wärmste wiederzugeben. Thomas Enders Ansichten, zumal die italienischen, verfehlten nicht, den gewohnten glänzenden Effekt zu machen. Jos. Schwemminger machte keine so günstigen Gegenstände ausfindig, als im vorigen Jahre. Ueberhaupt ist eine gewisse Einförmigkeit in unsern Landschafts-Charakteren bemerkbar, die vielleicht in unseren Gegenden ihren Grund hat. Aber selbst die ungünstigsten Flachlandpartien hat J. Waltmann auf eine Weise zu verarbeiten gesucht, welche praktisches Bewußtsein der Kunstmittel verräth. — Es ist oft räthlich, ja Pflicht, auf das, bei geringerer Fertigkeit, schön Gewollte und Gedachte hinzuweisen, wo das virtuos Geleistete ohnehin durch augenfällige Wirkung Aufmunterung genug gefunden hat.

Blumen.

Wenn wir Waldmüllers Familien-Porträt in Verdacht hatten, des Atlasses wegen da zu sein, so sahen wir

auf einem andern Bilde desselben Malers zwei Menschengestalten zur Folie eines Rosen-Bouquets verbraucht, und wenn wir bei Schnorrs Landschaft die Technik gern über der Empfindung vergaßen, so ward uns hier zugemuthet, einigen Blumen zu lieb den Gedanken aufzugeben. Einigen Blumen, — denn kaum konnte man die ganze Masse als rund und vollendet ansprechen, wenn gleich die einzelnen Rosen unbestreitbar die schönsten in der Ausstellung waren.

Die meisten der übrigen Blumenstücke litten an den Uebelständen, die in der letzten Ausstellung zu tadeln waren: Ueberladung, Flachheit, Aengstlichkeit, rohe Farbengrellheit. Blaschecks Fleiß in Beobachtung der Abstufungen und einer geschmackvollen Anordnung, und Grubers Frische und Detail gaben Augenweide genug in einem Bezirke, dem vorzugsweise die Damen ihre Gunst und Aufmerksamkeit schenkten.

Uns aber erlaube man, uns zu sammeln, — dasjenige, was noch an Federwild, Früchten u. dgl. Dessertkost übrig wäre, geschweige denn die nachgeahmten Marmorarten und Aehnliches der Liebhaberei zu überlassen, — selbst manches Gute mit Schweigen zu ehren, da wir ohnehin schon breiter geworden sind, als wir Anfangs wollten, und den ausgesprochenen Zwecken gemäß sollten. Kupferstiche, Lithographien, Zeichnungen übergehen wir, um nur noch bei einer der dießmal zahlreichern und mitunter sehr netten

Bildhauerarbeiten

schließlich zu verweilen, die einen sehr freundlichen, zarten Eindruck zurück ließ. Es war: Ramelmayers Psyche. Das Piedestal dieser Alabastergypsstatue stellte ein Oktogon dar, auf dessen acht Seitenflächen die lieblichste Fabel des Alterthums, die Geschichte Psyche's, in Basreliefs vorgestellt war. Auf dem ersten erblickt sie Eros zum erstenmale; auf dem zweiten trägt sie Zephyr durch den Aether in den Palast des mächtigsten Gebieters; auf dem dritten sah man die Unglückliche den Schwestern ihre Schätze zeigen, und den ahnenden Gott ernst danebenstehen; auf dem vierten war der schreckliche Moment festgehalten, wo sie zugleich ihr Glück erkennt und ihre Thorheit bereut, da der Geliebte zürnend erwacht: der Flußgott nimmt sie auf dem fünften in seinen Schutz und Pan freut sich ihrer Anmuth. Nun folgte die traurigste Epoche ihres jungen Lebens, und wie danken wir dem Künstler, der uns still hinüberträgt, und uns auf dem sechsten nur noch die Zeichen der überdauerten Gefahren sehen läßt, bis auf dem siebenten Aphrodite selbst die Liebenden vereint, die dann, geläutert und verklärt, auf dem achten in die Versammlung der unsterblichen Götter einzutreten würdig sind, wo ewige Jugend Kränze für unwandelbare Liebe windet. Ueber diesen bedeutungsreichen Szenen ihres Daseins, als ob sie sie in göttlicher Ruhe übersänne, sitzt die entfesselte Psyche in der anmuthigsten Stellung auf dem Globus, — das liebliche Köpfchen abwärts gegen die linke Seite geneigt, die eine Hand nachläßig in den Schooß gelegt, mit der an-

dern, über deren Arm die leichte Draperie geworfen ist, das zarte Kinn unterstützend, so daß der Zeigefinger nachdenklich die schwellende Wange berührt.

Man sieht aus der ganzen Darstellung, daß der Künstler, im Geiste des Apulejus, wie es unstreitig für unsere jetzige Art zu fühlen und zu denken am passendsten ist, halb der altgriechischen, naiven Auffassung, halb einer später beliebt gewordenen allegorischen Deutung sich bequemte, so daß im Einzelnen keine Ansicht der andern Eintrag thut, im Ganzen aber doch der Haupteindruck durch die letztere bestimmt wird. Der Charakter der Psyche selbst ist ihm, nach meinem Gefühle, so gelungen, daß ich die seine den beiden mir bekannten Canovas unbedingt vorziehe: sie ist lieblich, ohne frivol, denkend, ohne kalt zu sein; ein anmuthiges Mittelding zwischen Kind und Jungfrau. Auf den Basreliefs sind die körperlichen Allegorien, wie sie der unschätzbare mythische Kunstgebrauch gestattet, auf's Gewandteste benützt, und eine erstaunlich reinliche und zarte Technik zum zierlichsten Erfolge in's Werk gesetzt. Mir sagte die gefällige Anordnung des zweiten, die originale Auffassung des vierten, und die gefühlvolle Heiterkeit des siebenten, besonders zu; das erste und das dritte haben einen modernen Beigeschmack, den unsere reinsten Künstler kaum ganz werden abthun können, weil er uns mit der Mutterbrust eingeflößt wird; das achte hat wohl der Raum in etwas beeinträchtigt. Der Eindruck aber, zu dem dieses Kunstwerk unsere Seele gestimmt hat, soll der letzte bleiben, den wir von dieser Kunstausstellung mitnehmen wollen. Möchte doch das Reine, — das Seelenhafte, wel-

ches darin vorwaltet, seine schöne, stille Wirkung nach und nach immer weiter und weiter auf empfängliche Gemüther verbreiten, daß die häßliche Lust am Rohen, Schlechten, Gemeinen mehr und mehr verschwinde, und die heilige Blume des Schönen einen heimatlichen Boden gewinne!

Ist es nun noch nothwendig, die oben gesetzten Fragen zu beantworten? oder geht die Antwort aus der, in treuen Umrissen summirenden Darstellung hervor? Ich hoffe das letztere. Wir stehen im Ganzen, wie im vorigen Jahre; im Verhältnisse der Fächer hat die Historie zugenommen, an Zahl und an Bedeutung; die schädlichste Richtung im höhern Kunstbezirke scheint in zwei Talenten sich dem Rechten zuzunähern; wer sich hervorthat, haben wir angemerkt; wodurch, gleichfalls; was zu wünschen bleibt, — reduzirt sich auf Weniges: ernsteres Studium von Seite der Künstler, edlerer Sinn von Seite des Publikums; was zu thun bleibt? ist eine müßige Frage; emsig fortfahren in unverdrossenem Streben — die einzige und ewige Antwort. Wozu wir denn unsererseits Alles, was Kräfte in sich spürt, unablässig aufzumuntern nicht ermüden; — Schaffende und Richtende auf den heiligen Spruch hinweisend, der an der Spitze dieser Zeilen steht.



IV.

Aphorismen.

Dies Erdenleben ist ein Tagen,
Ein Kämpfen zwischen Nacht und Licht;
Was einzeln durch die Nebel bricht,
Läßt sich nur aphoristisch sagen.

So Manches, zögst du Konsequenzen,
Es würde Manchem nicht behagen;
Du mußt es aphoristisch sagen —
Der Leser mag es selbst ergänzen.



Zum Verständnisse.

Aphorismen schreibt entweder Jemand, der auf vereinzelte piquante Einfälle sich was zu gute thut; und das zeigt von Beschränktheit. Oder Jemand, der seine Aussprüche für Orakel hält oder gehalten wissen will; und das zeigt von noch größerer Beschränktheit. Und doch — indem man dieses weiß und ausspricht — schreibt man Aphorismen. In der That, es sollte doch dem Denkenden so schwer nicht fallen, neben jenen zwei Fällen viele und verzeihlichere zu erkennen; ja, auf den wundersamen Wegen menschlichen Denkens, die so schnell von Extrem zu Extrem führen, dahin zu gelangen, daß am Ende das beste Wissen doch nur aphoristisch zu Tage gefördert werden kann; und etwa: daß Ergebnisse irdischen Erkennens nicht mehr wahr sind, wenn sie nicht mehr aphoristisch sind. — Dem sei nun wie ihm wolle; der Verständigbillige wird nicht verkennen, daß die Geburten des Momentes — bald Ahnung, bald Wissen, aber immer bedeutend — nicht stets in die Register der Systeme können eingetragen werden; daß die Ruhepunkte der philosophischen Geschichte eines Individuums meist mit Wenigem anzudeuten sind, zu eigener Erinnerung und fremder Belehrung; — daß — doch

wozu? Ob etwas nothwendig oder willkührlich existire, zeigt sich bald, ohne Für- und Widerrede, an seiner Wirkung. — Daß der Schriftsteller das Publikum nicht nöthigen soll, seine Lehrjahre mitzumachen, ist eine thörichte Forderung. Wann enden seine Lehrjahre? —

Wenn sich Jene glücklich preisen dürfen, die, wohl organisirt, weise erzogen, ihre Ausbildung rein und ungetrübt zu Stande gebracht sehen, wie eine Kristallbildung vor sich geht, — so werden Jene, deren Entwickelung durch leise-kräftiges Untergraben in die Bahn geworfner Hindernisse, oder durch einen großen Impuls von Außen, wie durch ein befruchtendes Gewitter, gereift ward, mit einer wunderbaren Empfindung auf die denkwürdige Epoche ihres Lebens zurückblicken, da ihr Inneres aus dem Raupen- in den Schmetterlingszustand überging. Jene Periode der Wiedergeburt, jener Orient des Menschentages, da das Bewußtsein erst eigentlich praktisch wird; die Erfüllung des *γνωθι σεαυτον*; denn dieses Wortes ächte Deutung heißt: Erkenne Art und Maaß deiner Kraft, um sie für die Menschheit zu verwenden! — Einzelne Lichtstrahlen aus jener Zeit werden Manchem, der eben in jenen Krisen verweilt, erfreulich und förderlich sein. So seien sie denn ausgestreut!

Wissenschaft.

Es ist allerdings merkwürdig, daß in keinem Be-
iche menschlicher Bestrebungen die Grundsätze des Wahren
d Nothwendigen so allgemein geworden sind, als in der
olitik. Man erstaunt, wenn man periodische und sonstige
chriften der Zeitgenossen liest, welche die höchsten Staats-
tereffen behandeln, — wie anerkannt und überall geltend
m die letzten Ergebnisse des Denkens, die Früchte bitt'rer
torischer Erfahrungen findet. Eine andere Frage bleibt:
diese Erkenntnisse auch allenthalben innig verarbeitet,
t dem Leben verwachsen sind? ob es nicht etwa bei
orten bleibt, während ganz andere Interessen das Han-
n bestimmen? Traurig, wenn man fände, daß gerade in
sem Bezirke mit der Sprache der Weisheit, mit dem
im und Thumim, die schauerlichsten Leidenschaften und
r tiefste Egoismus sich beschilden, — so daß man sich
kümmert fragen müßte: wann, ja ob je dieser tödtende
viespalt geschlichtet werden solle?

Fichte nannte Glauben: Den Entschluß des Willens,
is Wissen gelten zu lassen. Das ist mir kein Glaube,

ndern eine feige Resignation, die schlimmer ist, als eine rzhafte Verzweiflung. Mir ist Glaube jene heiligende nerkennung des Höchsten, deren sich der reifende gute Mensch gar nicht erwehren kann. Zum Glauben bedarf er keines Entschlusses. Im Glauben ist die Wurzel seines geistigen Daseins, also auch seines Willens. Glauben ist Seligkeit und Gnade.

Was ist das für eine Welt gewesen, an deren Erbe die unsrige sich nährt und aufrecht hält, die unserm nüchternen Leben Würde, Bedeutung und edle Form verleibt! Wir übersehen, aus Gewohnheit, daß fast Alles, was uns bildend, erhebend, sprechend umgibt, nichts als der Schatten ist, der jener entschwundenen Prachtgestalt durch Jahrhunderte nachschwebt. Die Embleme und Randschriften unserer Münzen, die Monumente und Epitaphien unserer Großen, die in unsre Tempel und Palläste hineingeflickten Säulen, der Gebrauch der römischen Sprache in juridischen und medizinischen Wissenschaften, die Technicismen aus der griechischen entlehnt, womit jeder seine Gedanken, Erfindungen, Worte, zu schmücken glaubt, — was ist alles das, als Sehnsucht nach jenem unwiederbringlichen, einzigen Zustande, in welchem sich die Menschheit, wie ein gesunder Jüngling, in der Fülle ihrer Vermögen empfand? Wenn irgend eine Emphase zu verzeihen ist, so ist es die, womit der fühlende Archäolog jeden Scherben, jeden überkrusteten Buchstaben, jeden verwitterten Torso aus jenen ewigen Tagen betrachtet und verehrt.

Rochefoucault hat weit mehr sittliche Zartheit, als man gemeinhin glaubt, und man darf das absprechende Urtheil über ihn Verläumdung nennen.

Seine zweideutigen Sätze sind ehrlich gemeint; man muß sie nur bis an's Ende ausdenken, oder nicht mißverstehen.

Er zeigt das Egoistische, er lehrt es nicht.

Für Freundschaft hat er Sinn.

Oft muß man für seine herkömmlichen Ausdrücke andere setzen: z. B. für „Größe" — „Berühmtheit;" für „Liebe" — „Leidenschaft" u. dgl.

Er hat es überall auf das konventionelle Leben der Franzosen, zumal das Hofleben, abgesehen, was man berücksichtigen muß.

Durch Tiefblick in die Irrgänge des Herzens wird der gerade Weg nicht abgesperrt, sondern erleuchtet.

Gefährlich bleibt er, wie alle Lektüre, Solchen, die nicht würdig fühlen und nicht weiter, als das Buch sagt, denken.

Die physiognomischen Fragmente bleiben ein denkwürdiges Phänomen. Sie beruhen auf der Erkenntniß des tiefsten und universellsten Naturgesetzes; daß Wesen und Form, Ursache und Wirkung, sich ewig entsprechen, und berühren Kunst und Schöpfung mit unzähligen Lebensfunken, aus denen allenthalben Strahlenkreise schießen.

Lavater selbst ist der studiumswürdigste Mensch: Ahnung, Empfindung, Ertappung der bildenden Natur, fruchtbare Fingerzeige, große, scharfe Blicke mit seltsamen Ge=

sichtstäuschungen und einseitiger Schwärmerei. — Als Autor, historisch und technisch angesehn, ist er Spezimen damaliger deutscher Literatur; er strebt überall nach den wahrsten, kürzesten, unmittelbarsten, und dabei poetisch erhöhten Ausdrucke, und das mit entschiedenem Erfolge.

Bei G. Pfitzer werden nicht Gräber mit Blumen überdeckt, daß man sie nicht mehr sehe; die Gräber stehen offen, und die Blüten liegen an den Rändern. Sein Gedicht: Hermes Psychopompos ist ein poetischer Gipfel und völlig unvergleichbar. Immermann's reiches, tüchtiges Gemüth ist nicht mit ästhetischen Tiraden abzufertigen, hier liegt viel zu Grunde, und dem Verständniß eines Mannes zu lieb müssen Zeit, Form und was sonst das Wohlgefallen bedingt, vergessen werden. Heine hat noch Manches in sich auszugleichen, und wenn es ausgeglichen sein wird, wird der lyrische Blütenstaub verweht sein. An Platen sahen wir die Manifestation des höchsten dichterischen Talents, das, wie eine Flamme, die den Stoff suchte, um sich an ihm zu nähren, in den Aether hinaus leckte, und leuchtend, prasselnd und sehnsüchtig in sich selbst zurückkehrte, um zu verlöschen. Ehrfurcht verdienen die Gedichte J. Mayrhofer's (Wien b. Volke 1824); der Geist verkörpert sich in Geschichte und Natur, den Schmerz muß die Darstellung und das Ideal versöhnen; als ein einziger Tropus erscheint Kunst und Welt, und wie der Sohn Aurorens, vom ewigen Strahl berührt, athmet sie

die verhüllte Klage ihres Lebens hin — „die Seele mit den treuen, tiefen Klängen!“

Das Ganze der geistigen Bildung bezieht sich auf drei große Objekte: Geist, Natur, Kunst. Was außer diesen Kreis fällt, gibt keine Wissenschaft.

In die erste Sphäre gehört Philosophie, Mathesis u. s. w.; in die zweite Physiographie mit ihren Zweigen: Physik, Physiologie u. s. w.; in die dritte Aesthetik, von der Philosophie, dem Objekte nach, zu trennen. Die Betrachtung des Werdens, der Entwicklungen, ist nur ein Theil jeder Wissenschaft, keine eigene. Die Religion ist keine Wissenschaft.

Der Denkende wird dieses Schema zu nützen wissen.

Es war dasselbe Element im römischen Charakter, welches die Tugenden der Cocles, Regulus, Torquate u. dgl., und die Laster der Nerone und Caracalla auf jenen Grad des Grotesken trieb, der uns unüberdenkbar bleibt, von dem aber im heutigen römischen Charakter noch genug rührende und erstaunliche Spuren sind (Cose grosse).

Auch war es dasselbe Element im griechischen Leben, welches in die Dichtung Homers, in die Weisheit Sokrates, in den Heldenmuth Epaminondas, wie in Polyklets Gebilde jenes Maaß legte, ohne welches alles menschliche Beginnen unvollendet bleibt oder in's Ungeheure verfließt (Χαρις).

Diese Grundzüge fördern beim Studium des Alterthumes. — Und läßt sich eine solche Betrachtung nicht weiter verfolgen? Floß nicht die Weisheit und Thorheit der Egypter, die Weichheit und Sittlichkeit der Inder aus Einem Quell? Hier schließt sich die Reflexion an das allgemein Menschliche an.

„Instinkt" bezeichnet räthselhaft etwas an sich Klares. Wozu erklären wollen, was, wie das Dasein selbst, allgemein giltig erscheint? was ist Instinkt? was ist nicht Instinkt? Geht nicht ein (veniam verbo)! sensus communis durch die ganze Natur, von dem jener der Schwalbe, der Biene u. s. f. nur ein Theil ist? wodurch hängt der dünkelhafte Mensch mit seiner Erde zusammen? wozu ein individuelles Wort für einen generellen Begriff? Daß der West Veilchen bewege, der Löwe auf seine Beute springe, der Mensch sich selbst bestimme, die Boa das Reh umschlinge, der Fels ruhe, krystallisire, verwittre, stürze, sich löse, — hier sehe ich überall Ein Waltendes, Ein Gebot allwirksamer Natur. Und warum soll die Schwalbe, der Biber allein davon ausgenommen sein?

Und so ist es mit hundert Problemen in der Naturlehre. Wir suchen unergründliche Kräfte für Erscheinungen, die sich selbst begründen; wir beweisen das Leben, das einzig der Beweis unserer Beweise ist.

Die sogenannte völlige Unpartheilichkeit ist ein Unding. Eklektiker bleibt jeder nach seiner Art; selbst der

Dogmatiker. Ganz unparteiisch aber ist nur der Unwissende. Wozu auch soll jener Zwang, dem unter'm Schilde der Objektivität ihr euch unterwerft, frommen? Kenne Jeder das Beste, und lege dessen Maaßstab an's Uebrige! Was wäre aus Winkelmann's Kunstgeschichte geworden, wenn er die ägyptische Kunst der griechischen koordinirt hätte? Kein antiker Geschichtschreiber ist unparteiisch, jeder ist, nach seiner Ueberzeugung, pragmatisch. Aber die modernen suchen ängstlich selbst am Erhabensten eine Schattenseite, um nur unparteiisch zu scheinen.

Der Dichter kann nur durch unmittelbare Mittheilung seiner Stimmung erheitern; die Gründe, die er angibt, um froh zu werden, sind eben dieselben, die den Hypochondristen verdrießlich machen.

Die Philosophen, wie die, welche sich der Geschichte widmen, nennen sich nur insofern Eingeweihte, als sie sich mit dem Unwesentlichen befassen: Der Schul-Philosoph mit formaler Dialektik, der Schul-Historiker mit unfruchtbaren Exegesen; jenen, die, den Leichnam der Wissenschaft verlassend, aus ihrem Geiste erzeugen und gebären, schreiben „die vom Fache" nur eine dilettantenmäßige, konventionelle Einsicht zu. Jene sind die Fauste, diese die Wagner. Wohl den Dilettanten, denn sie lieben!

Der Lapidar-Styl repräsentirt den römischen Charakter. Ist es nicht, wenn man die Annalen des Tacitus liest, als läse man Epitaphien? Sein ganzes Werk ist ein Epitaphium seines Volkes. Aus ihm kann Rom, Griechenland aus dem freundlichen Xenophon verstanden werden.

Es ist wahr, die lyrische Kunst ist ein schönes Spiel. Aber auch das Spiel verlangt, um schön zu sein, Bedeutung, Einsicht und Geschmack. Was im Rhythmus liegt, will durch Liebe und Ernst begriffen werden; es zu begreifen ist ein Glück; dann schweben uns in trüben Stunden Chöre und Stanzen vor, die uns vom Grund aus erheitern und beleben.

Ueber ein treffliches Werk der Dichtkunst kann es verschiedene, aber nie entgegengesetzte Ansichten geben. Recht mag Jeder haben, das Rechte hat Keiner, oder Alle zusammen; denn ein solches Werk ist ein Spiegel für alle Seelen.

Gerade in das, was Schubarth an Göthe's Werken, im Vergleich zu Homer und Shakespeare geringer findet, — daß sie von unserm beschränkten Zustande ausgehen, und uns nur allmälig in einen reineren, idealen versetzen, — gerade in das lege ich ihren größten Werth. Hierdurch werden sie bildend, und befähigen uns erst zum Genusse der reinsten Kunstgebilde. Sie müssen aber, wenn sie so viel leisten sollen, gelebt und geliebt werden.

Man sagt wohl, Geographie werde durch Geschichte belebt. Ich weiß nicht, ob die frische Gegenwart der Vergangenheit zum Leben bedarf; das aber ist gewiß, daß die Geschichte erst durch Geographie, durch die Bezeichnung des Bodens, auf welchem sie fußte und schritt, wahrhaft, körperlich und reizend wird. Darin begründet sich der Vorzug vaterländischer Historie.

Man bemüht sich in neuesten Tagen vielfach, die Kunstgeschichte durch sorglich ausgearbeitete Künstlerbiographien zu fördern. Dabei ist nur zu wünschen: daß das, was den besprochenen Künstler von den übrigen unterscheidet, so wie das, was ihn mit ihnen verbindet, scharf nachgewiesen werde; und dann: daß man über die Gestalt seines Innern, welche stets die seiner Gebilde bedingt, wie sie ward und wechselte, Aufklärung erhalte. Das Verzeichniß seiner Werke und der Orte, wo sie sich befinden, nehmen wir als Zugabe gerne an.

Es hält gar schwer, in den Versuchen, seine Umgebung an der eigenen Fortbildung Theil nehmen zu lassen, bei Geduld zu verbleiben. Sie wollen Alle wissen, ohne zu lernen; sie empfinden etwas Unbestimmtes, kleben an Worten und Namen, versetzen sich in Gedanken auf den Gipfel, denken nie über das Verschwiegene, bemühen sich nicht um die Sache. Man hört dich an, fühlt sich unterhalten, für und wider angeregt, tadelt und lobt, statt zu denken, vergißt dich, und geht selbstzufrieden den alten,

lieben Schlendrian. Wie oft, wenn ich, mit dem besten Willen, das Erkannte, das Frommende, mittheilen wollte, sah ich es abgewiesen, daß ich bitter lächeln mußte; wie oft, wenn ich Einzelnen bot, was sie bedurften, ja was sie begehrt hatten, und sie erkannten es nicht; wie oft konnte ich meinen besten Ergebnissen nur dadurch nützliche Geltung verschaffen, daß ich sie, als nicht von mir stammend, unter der Firma irgend einer Autorität einführte; wie niederschlagend sind diese Erfahrungen!

Kraft ist das Wirksame. Und so ist in menschlichen Werken der Gehalt an Kraft das Wesentliche, dem durch Ausbildung die Anmuth als Gestalt entsprießt. Was aber gewährt Kräfte, als der Geist? Dahin muß unser Blick gerichtet bleiben.

Wir meinen, Gott weiß was, gewonnen zu haben, und die Alten weit zu übertreffen, da wir die Geschichte, wie wir's nennen, zur „Wissenschaft" erhoben haben; d. h. da wir ihr Proömien vorangehn, Resumée's nachfolgen lassen, und die That-Ereignisse wie Mineralien in eine Lade, zwischen bestimmte Fächer, gezwängt haben; statt daß sie, wie bei Thukydides und Tacitus, lebendig auf- und auseinander sprießen, und eine wahre „Geschichte" bilden.

Es gibt wenige Naturen unter den Schriftstellern. Eine frische, anmuthige, gesunde war Heinse, mit frohem Instinkte überall den Kern ertastend, aus der Fülle des

Durchlebten verschwenderisch Leben mittheilend. Zu diesen Quellen des Frühlings unserer Literatur sollten wir jetzt im Herbst öfters wallfahrten; es sind die rechten Gesundbrunnen für die Schwind- und Wassersucht unserer Journalistik.

Abscheulicher Grundsatz moderner Kritik: es müsse Alles von der Licht- und Schattenseite betrachtet werden; Lob sei platt, Tadel zeige von Einsicht, Schärfe und Freiheit des Urtheils; je imposanter die Erscheinung, desto gewaffneter müsse der unbestechliche Blick für die Schwächen sein; u. was dgl. mehr ist. O über den Areopagus! so werden wir weit kommen!

Der Dichter erwirbt sich Lob, so lange er zu den Leidenschaften der Menschen spricht. Das Geläuterte wird keine Theilnahme finden.

„Da schweigt er nun, und ruht, und läßt sie zieh'n.“

Oft soll die Menge von Gründen ihre Kraft ersetzen; nach der Analogie von $\frac{1}{2} + \frac{1}{2} = 1$. Doch, wie überall mathematische Gewißheit von lebendiger unendlich verschieden ist, so auch hier. Aus vielem Halbgewissen wird nichts Gewisses. Ungleiche Größen kann man nicht addiren. Man setzt bei jener Schlußweise dunkel den Satz voraus: „Es gibt nichts Qualitatives; die Qualität eines Ganzen ist nur die Quantität seiner kleinsten Theile.“ Ein

nichtiger Irrthum, auf welchem alle atomistische Ansicht von den Dingen beruht; der Tod des Wissens.

Im Ganzen entsteht alles Irren aus der Zerspaltung unseres Wesens, unserer Vermögen. In keinem Momente soll der Mensch ganz Wille, ganz Intelligenz u. s. w., immer soll er ganz Mensch sein. Hier liegt die Differenz aller Philosopheme. Die ächte Weisheit ist ein allseitiger Zustand.

Man kann nicht alles aphoristisch, nicht alles systematisch sagen.

Alles was da ist, ist nur durch eine Kraft, die ihm innewohnt; das Leben dieser Kraft ist: Aeußerung; die Bedingung der Aeußerung: Thätigkeit, — aktive Metamorphose. Das ist die Wurzel des Lebens. Wo Kraft des Einzelnen zu wirken aufhört, überläßt sie das Objekt allgemeinen, lösenden, elementarischen, — wir nennen's Vernichtung, passive Metamorphose: das ist die Wurzel des Todes. Kräfte sind die Kapitalien der Natur, Erscheinungen ihre Interessen. Die göttliche Oekonomie verewigt jene, indem sie diese opfert. Sie nachzuahmen, ist Aufgabe des Menschenlebens. Denn auch die Sterblichen sind in diesem Gesetze mitbegriffen. Zwischen der Allmacht und der Unmacht liegt das Streben — die reine menschliche Thätigkeit, wodurch wir unsere Kraft aussprechen, leben, da sind. Trägheit übergibt uns den verneinenden Gewalten, dem Tode. Den Irrthum gleicht der Fort-

schritt aus, — wer sich aber aufgibt, und sagt: es ist genug! — der ist verloren.

Es ist eine der falschen gangbaren Vorstellungen, daß das Genie, wie die Unschuld, nichts von sich wisse. Das Genie, eben weil es eins ist, wird bald genug seinen Standpunkt, wie den der Andern gewahr; es kann sich nichts verbergen, also auch sich selbst nicht; und überhaupt ist das Genie Geist und Einsicht, und nicht, wie so Viele wähnen, eine wundersame, überaus geschickte Dummheit.

Die Schule spricht immer von einer unendlichen Möglichkeit und einer endlichen Wirklichkeit. Und doch ist nur das Mögliche endlich, das Wirkliche aber unendlich.

Man kann sagen, wenn man Wortspiele liebt, daß all unser Wissen Anthropologie ist; die Philosophie: philosophische Anthropologie, die Naturwissenschaft: physische u. s. w. Und es ist nicht nutzlos, daß man dieß sagen kann.

Es ist gewiß, daß zuletzt alle Philosophie in eine Identitätslehre zusammenfließt. Der ächte, gründliche Dualismus ist im Grunde identisch mit dieser Identitäts-Doktrin. Denn Analyse und Synthese sind so Eins wie Expansion und Kontraktion. Wissenschaft wäre nur dann vollendete Wissenschaft, wenn sie eines aus allem und al-

les aus einem erklären könnte. Dann wäre, wie im Universum, auch in ihr keine Lücke.

Geschichte, will sie was bedeuten, muß von der Kenntniß des einzelnen Menschen und seiner Modifikation im Weltverkehr ausgehen. Je mehr sie, wie ein guter Roman und ein wirkliches Ereigniß, aus Individuen sich entfaltet, und dann, Zweige mit Zweigen verknüpfend, Kronen und Massen bildet, desto fruchtbarer wird sie sein. Hierin liegt die allenthalben empfundene Bedeutung der Memoiren. Je mehr sie gleich anfangs unter dem Vorwande von Ideen und Prinzipien, in die Wolken greifend, Massen ballt, desto leerer läßt sie uns. Alle Theorie muß Resultat sein, nicht aber Fundament. Der Mensch aber bleibt Wurzel, Stamm, Blüte und Frucht der Geschichte.

Das Produziren, die eigentliche, freie, geistige Zeugung, bleibt, wie die leibliche, eine geheimnißvolle Operation erhöhter Momente. Nicht bloß vom Dichter gilt jenes est deus in nobis; — auch in der Wissenschaft wird Jeder, der sich ihr ganz und lebendig hingibt, diese Mittheilung von oben erfahren, vermöge welcher er zu schaffen befähigt wird. Denn auch die Wissenschaft hat ihr poetisches (schöpferisches) Element.

Es ist wenig Verstand in der Beschuldigung: Spinoza räume dem Verstande zu viel ein (kalter Verstan-

desmensch u. dgl.); da wir Spinoza aus seinen Büchern beurtheilen, die von Dingen des Verstandes handeln, so ist das, als sagte man: A hat den Fehler, beim Rechnen zu viel Arithmetik anzuwenden. Zum Verstehen gehört Verstand; und wenn hierin ein Fehler liegt, so wäre er unsern neuern deutschen Weltweisen zu wünschen.

Den Gelehrten, die sich vorzugsweise „wissenschaftlich" zu sein rühmen, fehlt meist der Begriff eines organischen Ganzen. Was sie System nennen, ist nur ein gut geordnetes Kompendium, ein Schulbuch im Kopfe; sie verwechseln innern und äußern Zusammenhang. Dieser besteht oft ohne jenen; jener oft, scheinbar ohne diesen.

Die, welche die Welt gebildet nennt, unterscheiden sich von den wahrhaft Gebildeten dadurch, daß jene die Aeußerungen, diese die Sache haben.

Dasein ist das einzige, das ungeheure Geheimniß. Tausende, mit ihrer erhitzten Phantasie in Wundern wühlend, ahnen nie das eigentliche Wunder. Auf diesem Begriffe ruht, in ihn verliert sich alle Reflexion.

Die Idee der Kompensation im sittlichen wie im körperlichen All ist groß und praktisch; eine fortzeugende, unschätzbare Geburt der Naturphilosophie, ein Schema, welches dem Denker allenthalben als Gesetz vorschwebt.

Keine Regel ohne Ausnahme? Das wäre mir eine saubere Philosophie! Jede Regel ist ohne Ausnahme; sonst ist sie keine Regel.

Will man aus der Existenz von Isomorphen mit differenten chemischen Bestandtheilen einen Beweis gegen die tiefe Naturwahrheit, auf der die Möglichkeit einer Naturwissenschaft beruht — gegen die Wahrheit ableiten: daß Form und Wesen sich ewig typisch entsprechen? Sind denn Edukte das Wesen einer Substanz, sie sei nun organisch oder kryptobiot? Mit unsrer Chemie ist es noch so eine Sache.

Die Theorie ist nicht die Wurzel, sondern die Blüte der Praxis.

Zum Lernen ist das Interesse nöthig; zum Interesse der Glaube. Der Anfänger muß das Ueberlieferte vorerst gläubig aufnehmen. Die Skepsis findet sich schon selbst ein.

Es gibt eine ewige, unumstößliche Wahrheit. Sie, wie die deutschen Philosophen, aus etwas vor ihr beweisen wollen, ist Puppenspiel. Wer sie nicht, wo sie sich offenbart, anerkennt, hat keine Stimme im Reiche des Wissens. Irrthümer suchen sich als „Ansichten" geltend zu machen. Freilich sind wir alle nur Subjekte, Individuen; aber allen Individuen liegt ein gemeinschaftliches Ur-Individuum zu Grunde, welchem die Wahrheit als

Objekt entspricht. Wer nur die Dinge, wie sie sind, auffaßt, und sein Tiefstes an ihnen entwickelt, der hat die Wahrheit. Denn alles Lernen ist ein Achtgeben auf die Entfaltung des Göttlichen in uns selbst.

Wir nützen selten dadurch, daß wir Wahrheiten aussprechen, Lehren ertheilen; weit öfter dadurch, daß wir anregen, Probleme hinstellen, den Widerspruch aufrufen, das Gefühl ansprechen. — Man kann wohl den Weg weisen, — aber gehen muß Jeder selbst.

Kunst.

„Wie die Perser der Sonne, so werden ei[n]
Völker der Kunst huldigen.“

Nur wenn man die Bitterkeit des Lebens ges[...]
hat, fühlt man ganz die Süßigkeit der Kunst.

Kunst ist keine Entdeckung, keine Erfindung
Plan, keine Weisheit, keine Kirche; sie spricht nic[ht]
forschende, nicht das fühlende Vermögen im Mensche[n]
zig an, — sondern den Menschen selbst und ganz.
überliefert das Unaussprechliche, selbst unaussprechlic[h]
ächtes Geheimniß.

„Einem ächten Künstler kann das Leben nie
weilig werden, denn es liefert Resultate; ernste ode[r]
tere, gleichviel: sie müssen die Herrschaft der bil[denden]
und ordnenden Kraft anerkennen.“

Das Malerische ist der Uebergang des Plastischen in's Musikalische.

Was nicht das Innerste des Menschen befreit, ist kein Werk der Kunst, sondern des Handwerks.

Man spricht ohne wahre Sachkenntniß, wenn man das Metier der Schauspieler Kunst nennt. Nicht jede Ausübung eines Talents, wozu Geist und Bildung gehört, macht den Künstler, — nur die freie, schöpferische Manifestirung der Idee.

In der Kunst, wie im Leben, beginnen wir empirisch mit Nachahmung; bilden uns allmälig eine Manier (im guten Sinne); und gelangen endlich (wenn uns die Götter wohl wollen) zum Styl.

Styl ist freie Ergebung des ausgebildeten Individuums an das allgemeine Gesetz. Religiosität.

Im Style verlieren sich allmälig die Gegensätze, oder vielmehr, sie verbergen sich. Es entsteht die antike Einfachheit: Reichthum der Motive bei Einheit des Resultats.

Der Anblick des Firmaments wie der des Meeres oder ruhig hinfließender Ströme in weiten Ebenen gibt

uns das große Gefühl eines einfachen Zustandes, wo unendliche Bewegung zuletzt im Ganzen als Ruhe erscheint.

Die Phrase, man lege einem ächten Kunstwerke mehr unter, als es enthalte, ist hohl. Als ob ein wahres Kunstwerk nicht Alles enthielte! als ob man's je auserklären könnte! Die Kunst, wie die Natur, spricht an's Ganze der Menschheit, welches in den einzelnen Menschen vertheilt, und wie ein Lichtstrahl gebrochen ist. So mögen Winkelmann, Goethe, Herder, Lessing, Heinse und Feuerbach an dem Einem Laokoon forterklären.

Das Gute ist schwer zu wirken; das Wahre zu finden, kostet noch mehr Bemühung; kein Mensch hoffe, das Schöne hervorzubringen, es werde ihm denn von oben gegeben.

Kunstwerke wirken zur sittlichen Veredlung, indem sie das Beste in uns frei machen, unsern Standpunkt erhöhen, unser Inneres läutern. *Καθαρσις*. So werden wir besser, indem der Künstler bloß seinen eigenen Zweck im Auge hält, und die eigentliche, unmittelbare Moralisirung den Predigten, Müttern und Prügeln überläßt.

Gemeine Porträtmaler glauben zu veredeln, wenn sie auf eine vornehme Allgemeinheit hinarbeiten.

Alle Kunst ist Symbolik. Wenn sie bedeutungslos bleibt, wird sie Handwerk; wenn sie allegorisirt, wird sie Philosophie; das sind ihre beiden Abwege.

In Beurtheilungen von Kunstwerken heißt es gewöhnlich: der Künstler hätte besser den oder jenen Moment gewählt! — Es frägt sich aber, was er aus dem gewählten zu machen gewußt hat.

Die Kunst kann nicht trösten; sie verlangt schon Getröstete.

Gorgo-Medusa, — der höchste Kunstbegriff.

Ein Werk bildender Kunst ist unvollkommen genug, wenn sich dessen Vorzüge durch Worte deutlich machen lassen. Der Künstler hat sich dann seiner eigensten Mittel begeben.

Die Stimmung, in welcher der Künstler schuf, geht durch sein Werk auf Andere über. Darum warte er die gute Stunde ab, glaube an ein höheres Walten, und wisse, daß er Organ ist.

Der Maler, zumal der Oelmaler, muß nicht Komposition und Form allein im Auge haben; muß bedenken, daß er ohne Licht und Farbe nicht Maler wäre.

Die Natur ist eine Sprache, von der wir selbst nur Accente sind: Häßlichkeit, Tod und Uebel verstehen wir nicht. Die Kunst ist eine Sprache von Menschen zu Menschen. Hierin liegt viel.

Der Augenblick der Konzeption ist der Augenblick der Begeisterung. Wenn dem Geiste ein ihm gemäßer Gegenstand in gemäßer Gestalt erscheint, fühlt er eine sinnliche Berührung. Man merkt es den Werken an, ob sie diese Feuertaufe haben.

Kunst ist dem Wesen nach: Darstellung des Göttlichen. Göttlich ist das Wahre, Gute, Schöne. Die Werkzeuge unterscheiden die Künste. Auszusprechen ist keine; jede spricht sich in Thaten aus: ein offenbar Geheimniß. Die höchste Kunst ist die, wo die ganze Menschheit Organ wird, und ihr Leben Darstellung des Göttlichen.

Leben.

Die Trägheit ist der wahre Teufel; die eigentliche Verneinung des Sittlichen. Fortwährend arbeitet die Indolenz mit müßiger Allmacht am Ruine des Einzelnen wie des Ganzen; alle Kraft, die Lust und Mannheit gewähren, ist aufzubieten gegen diesen Erbfeind des Guten.

Bulwer erinnert irgendwo, daß, wenn man einmal eine Maxime für allgemein gültig erkannt habe, man sich durch kein Privatmotiv je von ihr abwenden lassen sollte. Das ist so tief wahr und praktisch als jenes sophokleische Wort: daß Jenem Alles übel bekomme, der seine angeborne Natur verlasse; denn das geistig Erworbene erweist sich, nicht minder denn das Angeborne, als die wahre Natur des Menschen. Gesetzt, ich habe erkannt, daß für mich das Spiel durchaus verwerflich ist; nun tritt der Fall ein, daß ich einen Menschen retten kann, wenn ich spiele; wenn ich nur dießmal spiele. Soll ich spielen? Nein.

Das Schlimmste, was die Kränklichkeit unserer Zeit mit sich bringt, ist, daß in ihr selbst ein einlullendes Gefühl verborgen liegt, eine Süßigkeit, welche in den armen Kranken sogar den Wunsch zu genesen unterdrückt. Kann man daher in ihnen nur die Ahnung der Gesundheit rege machen, so ist zur Heilung der erste Schritt gethan.

Wer das Große nie in seiner Manifestation an lebenden Menschen gesehen hat, der hat nur davon geträumt. Bücher sind nur ein schlechter Ersatz dafür.

Die unmittelbare Einwirkung des Menschen auf den Menschen ist das einzige geistig Wirksame; und nur was davon in ein Buch geheimnißvoll übergeht, verleiht dem Buchstaben Werth. Der Sittliche verbreitet eine Atmosphäre des Anstandes um sich her, der Begeisterte entzündet, in der Nähe des Klugen schärft sich das Urtheil, Liebe erzeugt Gegenliebe, der Frohe belebt.

Hat man nur einmal den Ton getroffen, aus dem mit einem gegebenen Individuum zu sprechen ist, so bildet sich ein bestimmtes Verhältniß. Der Ton, einmal angeschlagen, klingt von selbst immer wieder.

Vom Zentrum aus beginnt die Bildung, strahlenförmig. Hat der erste Radius die Peripherie erreicht, so entfaltet sich sein Nachbar, oder meist, nach dem Gesetze der Extreme, sein entgegengesetzter; und so einer nach dem andern, bis die Sphäre vollendet ist: harmonische Ausbildung.

Es ist in unserer Natur, nebst dem Streben nach Enträthselung, etwas Träumerisches, das auch befriedigt, ja ausgebildet sein will.

Objektivität im geistigen Leben, Mäßigkeit im physischen, in beiden rastlose Thätigkeit ohne Hast, — bedingen einen behaglichen Zustand.

Die Väter sehen in ihren Kindern meist nur ihre Kinder. Was sich in diesen auch durch Zeit und Verhältnisse oder von innen heraus entwickle, — für jene ist es nicht vorhanden. Das macht nun oft die Söhne unwillig und unbillig. Es sollte aber nicht. Den Aeltern gegenüber sind wir nichts als Söhne; da ist Liebe und Ehrfurcht an ihrem Platze.

Der Vorgesetzte, der General, der Minister, der Monarch u. s. f. bedürfen der Selbstverläugnung besonders. Es ist nicht zu vermeiden, daß sie von Einigen gehaßt werden. Sie können ihrer Stellung nicht genügen, ohne

Manchen weh zu thun; und wie viele Menschen gibt es, die eine solche Handlungsweise begreifen, wenn sie darunter leiden?

Es ist für den Arzt und Wissenden genug gesagt: wie man Geisteskranke behandelt, so müßte man die meisten Menschen behandeln, wenn man ihnen helfen wollte. Mag es dem Unerfahrnen grell klingen!

Das Beste ist zu finden, wo es Niemand sucht; Schätze der Einsicht in wenig geachteten Büchern, größere Schätze in Menschen, die man kaum berücksichtigt. Wer nur recht sucht, der wird finden; wer strebt, wird erlangen; schweigend versteht man sich, wundersam trifft man zusammen; nicht das, was man sich sagen kann, nur das Erweckte bleibt Besitz. Die stillen Erwerbnisse verschließt man vor der Menge, seltene Keime in jungfräuliche Erde senkend; und wer je solche Wege gegangen ist, weiß, daß es weder Räthsel noch Träume sind.

Man muß immer dasjenige treiben, wozu man sich am wenigsten getrieben fühlt; das ist: nach Zwecken, welche die Vernunft zur Vollendung des mangelhaften Individuums diktirt, sich leiten und bestimmen.

Es ist wahr, man kann sich keine andere Empfindung geben; aber man kann sich durch einen kühnen Entschluß in eine Situation bringen; da gibt sich dann das

Empfinden von selbst. Erst will man, dann muß man, und dem wird die Palme, der müssen will.

Die wenigsten Menschen sehen ein, daß es noch immer dieselben Interessen sind, welche die Welt zersplittern und vereinen, wie vor zweitausend Jahren; mutatis nominibus.

Menschen von trägem Genie haben keine Vorstellung von der Wollust, die das kühne Kombiniren gewährt; sie sind blind für den Faden, der, auch zwischen die buntesten Enden der Dinge eingewebt, sie verbindend Einer Farbe nähert. Aber oft sehen Menschen von allzuschnellem Genie Fäden, wo keine sind, und ziehen ein willkürlich Gespinnst über die Welt der Erscheinungen und Gedanken, das sie trübt und verschleiert.

Die tiefsten Gefühle des Menschen gehen allerdings erst aus der Intelligenz hervor.

Das Aechte wird immer wieder hie und da — wenn nicht anerkannt, doch „anerfühlt," — und so sei es genug! Nichts geht spurlos über die Erde, das Gute wie das Böse. Alles ist Saat im ewigen Acker.

Die Sehnsucht ist ein Irrthum der Seele, welche die Kraft des Geistes verkennt. Denn der Geist allein vermag zu erschaffen, was jene von Außen ewig vergebens

erhofft. Wer nach Liebe sucht, wird sie nicht finden; wer aber Liebe gibt, wird sie wieder empfangen. Das verzärtelte Gemüth fordert, wie ein weinendes Kind, den Himmel von der Erde, der nur im Geiste und in der Wahrheit ist.

Das wahre Unglück ist dasjenige, welches den Geist sich selbst entfremdet, daß er, in Verhältnißbanden, sich seiner Herrlichkeit schämt. Das Unglück als Schande zu empfinden, ist das Vorrecht einer sehr zarten, jungfräulichen Seele, die den Keim und das Verdienst zur Seligkeit in sich spürt.

Jeder lernt nur, was er im Tiefsten schon weiß; so daß man, im unmuthigen Momente, alles Schreiben für eitel erklären möchte: Denn wer Dich versteht, braucht Dich nicht, und wer Dich brauchte, versteht Dich nicht.

Das Leben des Menschen erscheint als ein geheimnißvoller Kreislauf, in welchem das Ursprüngliche, Einfache geläutert, vervielfacht endlich wieder zur Erscheinung kommt, der Anfang als Ende wiederkehrt. So lernt man, was man weiß, so wird man, was man war.

Leicht setzt sich das einseitige Bestreben durch, indem es eine vereinzelte Kraft auf Kosten der andern bewegt, während das Aechte nur durch die allmächtige, aber unscheinbare Harmonie der Kräfte gedeiht, die nur in den Händen der Vorsehung ruht.

Die Leere des Innern, da sie eine Negation ist, kann man nicht eigentlich empfinden; es gibt aber Momente, in denen sich dieses vacuum gleichsam verdichtet; und nun entsteht das Gefühl derselben. Dieses ist der Anfang der Heilung, denn es erzeugt ein Streben.

Es gibt eine herrliche Konsequenz, die nicht das kümmerliche Ergebniß berechneten Selbstzwanges ist, sondern das treue Bilden und Wesen einer stillen, klaren, in sich einigen Natur.

Jede wahre Verehrung flößt mir wieder Verehrung ein. Denn, daß wir das Schöne und Rechte erfassen dürfen, ist doch die höchste Gnade, die uns wird.

Das Hoffen ist aus dem Wünschen und aus dem Vermuthen zusammengesetzt; beides aber deutet auf die Grenzen der menschlichen Natur.

Wie im Auge ein Punkt ist, der nicht sieht, so ist in jeder Seele ein dunkler Punkt, der den Keim des innern Verderbens enthält. Alles kommt darauf an, diesen Punkt in sich durch sittliche Klarheit zu begrenzen, daß er unsichtbar bleibe, so lange wir leben. Wird ihm Raum gewährt, so breitet er sich aus, weiter und weiter, ein Schatten legt sich über die Seele des Menschen, und die Nacht des Wahnsinnes bricht endlich über den Unglücklichen herein.

Bis in's späteste Alter lernen (nicht auswendig, sondern inwendig), das ist Genießen, das ist Leben. Da wächst die Seele, in konzentrischen Kreisen, göttlichen Sphären zu.

Je bescheidner, ja zaghafter man beginnt, desto sicherer, kräftiger werden bald die Schritte.

„Die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichtes; diese aber sind seliger.“

Armuth und äußerer Druck sind nichts; aber fürchterlich ist das Loos des Edlen, das ihn unthätig macht, und der Willkür der Gemeinen unterwirft.

Der Glaube gibt durch sich selbst, was er verheißt.

Die Verschwendung, wie die Kraft, spielt mit Mitteln, die der Schwäche, dem Geize Zweck und Höchstes sind.

„Arroganz, die Karrikatur des Stolzes.“

Aechte Tugend ist Stärke des Geistes; ihr Grund ist Weisheit, ihre Erscheinung Schönheit.

Wer stets in Ironie und Satyre sich ergeht, gibt zu erkennen, daß er auf niederer Stufe steht; daß er mi[illegible] leidet, unfähig sich zu erheben.

Entwürdigender Ausspruch: daß Liebe blind sei! — Leidenschaft (cupido) mag die Binde vor dem Auge haben, — aber nichts, im Himmel und auf Erden ist sehend, als die Liebe.

Göttliche Apathie und thierische Indifferenz werden so oft verwechselt. Diese ist der Zustand der Larve, jene des Schmetterlings.

Man ist scharfsinnig im Leiden, weise in der Freude.

Ein Mensch ohne Liebe — eine Landschaft ohne Himmel; ein Mensch ohne Streben, — eine Landschaft ohne Fluß.

Wenn man gefehlt hat, so ist man über Andere unwillig.

Man fürchtet, was man nicht versteht.

Ueber etwas grübeln, und sich etwas klar machen, — das ist zweierlei.

Die Wahrheit eröffnet sich uns nicht: wir müssen uns ihr öffnen.

Gebundenes Feuer zeitigt Früchte.

Der steht hoch und am höchsten im Leben, der in gewissen Stunden sich nach Schmerzen sehnt.

Man lehrt am besten, wenn man vergnügt, lernt am besten, wenn man betrübt ist.

Man hat noch nicht bestimmt, bei welchem Grade von Seelendisharmonie der Wahnsinn anfängt.

Ein gewisses Selbstgefühl macht besonders geschickt zum Umgange mit Menschen; und nichts erzeugt dieß Selbstgefühl gewisser, als der Umgang mit Menschen.

Auf Kultur kommt alles an. Kultur ist Angewöhnung zum Rechten. Wie der physische Mensch an alle Klima's gewöhnbar, so ist der geistige nach allen Seiten hin entwicklungsfähig.

Die Redensart: „Dieß oder Jenes erhebt uns über uns selbst" ist uneigentlich; es muß heißen: „zu uns selbst."

Das ist der Fels, an dem die Besten scheitern, daß sie aufhören zu lieben, wenn sie anfangen zu erkennen. Wohl Jenem, der Erkenntniß errungen, und Liebe bewahrt hat, — der die Welt, ihr zum Trotze, liebt!

Pläne sind die Träume der Verständigen.

Es ist nicht genug, sich als Objekt zu betrachten; man muß sich auch so behandeln.

Nur der Beseelte ist empfänglich: ohne Begeisterung wirkt man nicht; der Enthusiasmus hindert; es vernichtet der Fanatismus.

Das Geschick ist stumm; ihm gegenüber sei es der Mensch.

Das Geschick spricht durch Ereignisse; durch Thaten spreche der Mensch.

Die Kluft zwischen zwei Naturen ist nicht auszufüllen; denn so hat es die Natur gewollt. Aber hier wird Liebe Pflicht, die nichts als Duldung ist.

Schicksal und Zufall! Jenem unterwirf dich, diesen unterwirf dir — und du bist, was Menschen sein können.

Willst du das Licht sehen, so darfst du nicht den Kopf hängen; aufwärts mußt du blicken, denn es kommt von oben.

Die Philosophie lehre uns unser Loos begreifen; die Religion lehre es mit Ergebung tragen; die Kunst lehre es verschönen.

Bei der Welt setzt man sich in Respekt, wenn man tadelt, — bei Vernünftigen, wenn man billig ist.

Weder Demokrit noch Heraklit ist mein Mann. Es ist in der Welt nichts zu belachen, nichts zu beweinen, — aber viel zu betrachten.

Universalgenie? Jedes wahre Genie ist ein Universalgenie. Man hat mehr oder weniger Anlage zu diesem oder jenem, aber man ist ein Genie ein- für allemal.

Die Welt spürt die Ueberlegenheit eines tüchtigen Geistes; sie gibt dieß Gefühl durch Kritteln zu erkennen, weil sie sich gern von der Uebermacht befreien möchte; allein nur Liebe und Anerkennung befreien wirklich.

Den wahren Werth Anderer erkennen, heißt seinen eigenen aussprechen; denn nur der Würdige würdigt.

Die Unzufriedenheit ist auch ein Element in der Komplexion des Menschen; es ist zu etwas da; man muß ihm seinen Wirkungskreis anweisen.

Mit wenig Bemühung, im Rausche des Momentes, wird das Ungeheure zur Welt geboren; rastloser Aufwand harmonischer Kräfte bringt nach langen Jahren das unscheinbare Große hervor.

Instinkt ist das Naturgesetz unter dem Scheine des Willens; Wille ist das Naturgesetz mit Selbstbewußtsein; Charakter ist die ausgebildete Gewohnheit zu wollen.

Reue ist Verstand, der zu spät kommt.

Man hätte die Anlagen zu bilden, die Neigungen dagegen zu dämmen, und dabei stets die Uebereinstimmung mit sich selbst im Auge zu behalten.

Jeder Mensch will eigentlich jeden Andern anders haben; das ist der Ausdruck für das gemeine Menschenver-

hältniß. Jemanden nicht anders haben wollen als er ist, heißt ihn lieben, und entspringt aus Erkenntniß. Alle Menschen haben wollen, wie sie sind, heißt die Menschheit erkennen, und lieben. Es versteht sich, daß hier bloß vom Menschlichen die Rede ist, das diesen Namen verdient. Der Höchste läßt uns Alle gelten.

Was wäre das Große, wenn es vom Kleinen gefaßt werden könnte?

Die gemeinsten Sätze sind noch nicht verstanden genug, weil man sie oft gelesen hat. Es wird Einem nichts geschenkt; man muß eben Alles erleben, und dann erst begreift man die Verkettungen.

Man hört immer vom Ideale; man schwärmt darüber und hält es sich so erst recht vom Leibe. Das wahrhafte Ideal des Menschen aber ist: ein gesunder Zustand, innen und außen.

Wenn uns das Schicksal anrührt, so beginnt erst unser Dasein. Der Finger des Unglücks deutet auf unser Ziel. Ein Leben ohne rechte Aufgabe erscheint dem Denker schaal und unnütz. Mit was ein Jeder zu kämpfen habe, das unterscheidet die tüchtigen Menschen von einander.

Wo nichts mehr zu enträthseln bleibt, hört unser Antheil auf.

Alle Mittel, die geeignet sind, dem Menschen über die Steppen des Weltlebens zu helfen, müssen liebevoll

gepflegt werden. Der Leichtsinn, diese liebe Göttergabe, gehört dazu.

Es ist ein alberner Vorwurf: man überschätze das Nahe, Bekannte; als wenn man im Stande wäre, das Ferne, das Unbekannte nach Verdienst zu schätzen!

Das höchste Glück, das du erfuhrst, die tiefsten Schmerzen, die du littest, das ist dein wahres Eigenthum. Du kannst es nicht veräußern, nicht hinterlassen.

Rühme sich Keiner seines Muthes, der allein auf Erden ist!

Wie der Strom über die Leichname der Ertränkten seine Wogen hinwälzt, so lerne der Geist die Opfer des Herzens überfluthen, und, während sie unten ruhen, oben das Licht des Himmels wiederstrahlen.

Der Natur ist so viel abzulernen: die Ruhe, die Unermüdlichkeit, die stete Produktion, die Dauer im Wechsel, die Grandiosität, die fortbildende Entwickelung.

Grandiosität ist die Eigenschaft, Alles im Großen und Ganzen, ohne Rücksicht auf's kleinliche Einzelne, zu wirken.

Ein Gefäß, bis an den Rand voll, läuft über, wenn ein Tropfen darauf fällt. Dann sagen die Leute: Das Gefäß ist von Einem Tropfen übergegangen!

Umändern kann sich Niemand, bessern kann sich Jeder.

Die Mode ist ein interessantes Phänomen. Noch hat es kein Philosoph gehörig beleuchtet.

Oft genug hört man sein Echo in der Welt; selten einen verwandten, selbstständigen Anklang; seltener eine wahre, fördernde Beurtheilung.

Das Gefühl, auf sich zu beruhen, ist mit nichts in der Welt zu vergleichen. Es ist das wahre Prometheusabzeichen.

Geringe Menschen sind stolz. Sie halten fest an ihrem idealen Besitz in der Sozietät, weil sie fühlen, daß sie ohne ihn nichts mehr sind. Große Charaktere wissen, daß ihnen Alles bleibt, wenn sie scheinen Alles geopfert zu haben.

Der Einseitige wird, auch bei großer Ausbildung, stets etwas Rohes behalten.

Harmonie ist nicht Gleichsetzung, sondern gehöriges Verhältniß. Das Niedere muß dienen, das Höhere herrschen. So muß die Vernunft der Phantasie gebieten, nicht beide dürfen gleiches Recht genießen.

Es gibt eine Sittlichkeit auch in den gemeinen Verhältnissen des Weltverkehrs. Man nennt sie Diskretion.

Daß die sozialen Zustände nicht wesentlich sind, macht sie nicht weniger nothwendig.

Was du dir selbst glaubst, glaubt dir Jeder.

Nichts ist leichter, als außerordentlich zu scheinen: man braucht nur seine Bedürfnisse zu verbergen; nichts schwerer, als es zu sein: man muß den Bedürfnissen der Menschen entsagen.

Alles Gute liegt in der Beschränkung des Subjektiven gegen das Objektive: Liebe, Weisheit, Aufopferung. Alles Böse ist Egoismus. Jenes erhält, dieser verneint das Ganze, und würde für sich die Welt zerstören.

Aus dem Vergleichen und Unterscheiden geht die Erkenntniß hervor.

Auf der Erkenntniß beruht die Freiheit.

Jeder, der sich bildet, hat eine Epoche der Wiedergeburt; wohin er da geboren werde, das entscheidet über sein Schicksal.

Ein gebildeter Mensch ist kein fertiger. Bildung ist der Weg von Nichts bis zum Anfang. Man hat sich orientirt, — nun heißt es wandern!

Es schauert Einen, wenn man die Spinnewebenfäden sieht, an denen unsere innere Kultur, also unser eigentliches Glück hängt.

Die Anlage zur Furcht wird durch Ausbildung des Denkvermögens oder des Stolzes bekämpft.

Mängel gehören so sehr zur menschlichen Natur, daß sie bei der Erziehung gar oft gehegt werden müssen, wenn ein Mensch das werden soll, was nur Er werden kann.

Der Zartheit ist die Geduld beigegeben, um sich zu erhalten; der Kraft bereitet die Ungeduld oft den Untergang.

Reine geistige Ein- oder Mitwirkung ist die höchste Wohlthat, die der Mensch dem Menschen gewähren kann.

Hypochondrie ist Egoismus. Am gewissesten wird sie durch Erweckung des Sinnes für die Welt und Menschheit geheilt.

Skeptizismus ist Schwäche. Man resignirt sich beim Gewahrwerden von Schwierigkeiten, die der Muthige mit Ausdauer bekämpft. Halbe Aerzte sind meist Skeptiker.

Es gibt mehr Dinge im Gehirne der Narren, als der Weise begreifen kann.

Wenn Menschen einander hassen, so kennen sie sich nicht.

Doppelt bleibt die Aufgabe des Menschen: abgeschlossen zu sein in sich, aufgeschlossen für die Menschheit.

Ein großer Impuls frommt mehr als tausend kleine.

Thätigkeit nach einem ernst durchdachten, tief empfundenen Zwecke, mit Ruhepunkten des Genusses, hebt und erhält die innere Lebenskraft.

Man erkennt, was Andre leisten, und möchte sich selbst vorgreifen. Das ist ein Kriterium unserer Zeit.

Das Gute, Rechte, wenn es ruhig und unverdrossen, sich wiederholend fortlebt, gewinnt magische Kräfte, und endlich den gewissen Sieg. Unsere Waffe ist die Offenbarung unsers innern Seins.

Religion ist das tiefste und letzte Bedürfniß des hochgebildeten Menschen. Er fühlt, daß er verehren und anbeten muß, und sucht sich dieß Gefühl zu deuten, um ergeben und klar im Lichte der Gottheit zu wandeln.

„Es ist leicht, da, wo die Gesellschaft empfänglich ist, etwas praktisch hinzustellen. Geht es aber nicht an, so denkt man: Du wirst im Stillen etwas machen, was die Andern nicht verhindern können, und was noch Andere erfreut und in Gesinnung und Streben befestigt."

Edle Erinnerungen sind der Stoff, woraus unser Gemüth die Poesie unseres Lebens gestaltet.

Das Beste läßt sich durch Worte nicht mittheilen. Es offenbart sich das Mark der Dinge dem stillen, durchdringenden Geiste durch treue Hingebung an die Gegenwart; der Geist des Lebens dem Guten durch Umgang und strebendes Zusammensein mit den Besten, die, in Liebe und verschwiegenen Thaten, eine große, ewige Gemeinde bilden.

Inhalt.

Ernst Frhrn. von Feuchtersleben's
sämmtliche Werke.

Mit Ausschluß der rein medizinischen.

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Sechster Band.

Wien 1853.

Verlag von Carl Gerold und Sohn.

Druck von Carl Gerold und Sohn.

Kritiken, Charakteristiken

und

vermischte Aufsätze.



J. Wagner's kleine Schriften. Auch unter dem Titel: Strahlen deutscher Weltanschauung, — herausgegeben von Philipp Ludwig Adam. Ulm, Stettin'sche Buchhandlung, 1839. Erster Theil, mit des Verfassers Bild in Stahlstich, XIV und 394 Seiten. Zweiter Theil, VII und 418 Seiten. gr. 8.

Wenn wir den Zustand der Philosophie in Deutsch-
nd im gegenwärtigen Moment überschauen, so bietet er
s zwei Seiten dar. Auf der einen scheint das Interesse
r Speculation von einem mächtigeren practischen verdrängt
sein. Die Richtung nach innen und nach der Zukunft,
: Idealität, die uns Deutsche sonst charakterisirte, und
f die wir uns, im Vergleiche mit andern Nationen, so
:l zu Gute thaten, ist in der nach außen, in den reali-
ichen Forderungen der Gegenwart untergegangen; auch
r wenden, wie es Engländer und Franzosen längst gethan,
ser Denken, Dichten und Trachten mehr den empirischen,
iteriellen, industriellen Gegenständen zu. Gegen dieses
:rfahren ist im Ganzen nichts einzuwenden; es gehört
t zu den Evolutionscyclen der Völker; die metaphysische
chtung war von jeher nur einzelnen Geistern gemäß, und
:e allzu allgemeine, ihre modische Bearbeitung hat, wie

eben Deutschland sattsam bewies, die abenteuerlichsten, nutzlosesten, ja schädlichsten Verirrungen zu Tage gefördert. Nur ist natürlich ihre gänzliche Vernachläßigung der Philosophie selbst, von der zu sprechen eben hier Aufgabe ist, nicht förderlich. Auf der andern Seite hat sich, durch einen Reflexionsgang, der Allen, die sich mit solchen Aufgaben beschäftigen, bekannt ist, die deutsche Philosophie, von den ersten Ueberschreitungen der durch Kant gezogenen Gränzen an, bis auf die letzten, welche selbst Hegel zu überbieten streben, so in sich selbst sublimirt, daß das Nichts ihr eigentlicher Inhalt, — das erste Gesetz des Denkens, der Satz des Widerspruchs, Unsinn geworden ist, — eine Philosophie, die sich ganz außerhalb der Sphäre möglicher Beurtheilung versetzt, — mit der wir daher nichts zu thun haben. Betrachten wir dagegen das erste Decennium dieses Jahrhunderts, so bietet es uns ein höchst erfreuliches Bild. Wenn der Begriff von goldenen Zeitaltern sich in der Geschichte je verwirklicht, und wenn er auf verschiedene Kreise des Menschheitlebens anwendbar ist, so war damals das goldene Zeitalter deutscher Philosophie; und Niemand wird uns eigensinnige Laudatores temporis acti schelten, der in jene Zeiten wie in unsere zu schauen gleich fähig ist. Ein allgemeines, ernstlich gemeintes Streben hatte alle Bezirke der Intelligenz, der Kunst und des socialen Lebens durchdrungen, die großen Fragen der Menschheit waren unter uns zur Sprache gekommen; Kant's scharfer und heller Geist hatte Licht in das Labyrinth der Philosopheme gebracht, den Dogmatismus beschämt, das Selbstdenken geweckt, die Kritik befreit; die empirischen Fächer wurden

mit philosophischer Strenge, die philosophischen mit practischem Sinne behandelt, — und Geister mannigfacher Tendenz, die ihr Streben dem Ganzen menschlicher Interessen zuwendeten, thaten sich vielfach hervor.

Unter diese gehört denn auch J. J. Wagner; und ich habe die ganze vorhergehende Schilderung nur entworfen, um in seiner Epoche auch ihn zu schildern, — um den Leser über die Schrift zu orientiren, und einen Gesichtspunkt zu geben, aus welchem sie mit Gerechtigkeit beurtheilt werden kann. Denjenigen, die sich mit philosophischen Studien fachmäßig beschäftigen, ist J. J. Wagner bekannt; allein unsere alles verschlingende, in stetem Umschwunge begriffene Zeit hat nur für das Neueste Raum, was der Tag bringt, — und taucht ein Aelteres auf, das nun, als in sich fertig und abgeschlossen, dem geschichtlich Vorhandenen eingereiht sein will, so findet sich selten Jemand, der Geduld und Ernst genug hat, ihm, unbeirrt von dem Gewühle des alles mit sich reißenden Stromes, für immer seine Stelle anzuweisen. Dies Geschäft habe ich nun für den Verfasser der vorliegenden kleinen Schriften, die ein Bild seines ganzen Denkens und Strebens geben, übernommen; und so sei denn ein gedrängter Bericht über dieß letztere hier niedergelegt.

J. J. Wagner trat zuerst (denn eine Art didactisch-dithyrambischen Romanes: Chiaramonti, aus welchem, als aus einer unausgegohrenen Masse, nichts hervorgeht, lassen wir unberührt) i. J. 1799 mit einem „Wörterbuche der platonischen Philosophie" auf; ein Unterehmen, welches eben so verdienstlich an sich, als charakteristisch für unseren

Verf. bleibt. Alle seine späteren Schriften deuten auf dies frühe Studium Platon's hin, und dieses ist zur genetischen Kenntniß von W.'s Theoremen ein Hauptschlüssel. Bei den Deutschen mehr als bei den Schriftstellern anderer Nationen muß man die Schriftsteller, die vorzüglich auf sie gewirkt haben, in Anschlag bringen, — da wir selten Selbstdenker, meist nur Nachdenker (im besseren Sinne des Wortes), manchmal Fortdenker sind, die das Gespinnst mehrerer Köpfe fortspinnen, und mit Eigenem verweben, — wohin wir denn auch unseren Verf. zählen, an dessen Gewebe die Fäden ziemlich deutlich aus einander zu kennen sind. Der erste, der uns in's Auge fällt, gehört, wie erwähnt, Platon, den W. in der genannten Schrift mit Fleiß und Treue commentirt, wenn ihm gleich der Sinn für dessen mehr poetische als philosophische Großheit, die in seiner durchgängigen Ironie liegt, nicht aufgegangen war. Glücklicher Weise gesellte sich zu diesem Lieblingsstudium eben so frühe das Kant's, wovon die heilsamen Spuren: Ernst und Strenge, schon in seinen früheren Schriften sichtbar sind. Das dritte einwirkende Moment war die Naturphilosophie Schelling's, die in ihrer ersten Reinheit und Schöne wie billig sich seinem Gedankenkreise einflocht. Diese drei Elemente sind so deutlich die Grundzüge von W.'s System, daß man seine sogenannte „Constructionsmethode" als Sprößling der platonisch-pythagorischen Zahlenmetaphysik (Tetractys), der Kantischen Categorien und der Schellingischen Schematismen (Quadruplicität) genetisch bezeichnen kann. Der Einfluß Schelling's prägt sich am entschiedensten in der i. J. 1802 erschie-

nenen Schrift W.'s „Von der Natur der Dinge" aus, — welche, neben Oken's, Steffens's u. a. Systemen, als einer der manchen geistreichen Versuche in unserer Literatur dasteht, die Idee Schelling's in dem Ganzen und Einzelnen der Natur durchzuführen. Zu diesem Plane gehören noch einige andere Schriften W.'s aus jener Zeit: über Licht und Wärme, 1802; über das Lebensprincip, 1803; so wie sich das Uebergewicht der naturphilosophischen Ansicht auch in dem „System der Idealphilosophie, 1804" — selbst gegen die Meinung des Verf.'s, noch sattsam geltend macht. Allein dieses Werk ist es allerdings, in welchem jene Theorie, die W.'n eigen ist und fortan eigen blieb, sich zuerst herauswickelt, und welches daher jenen Lesern, die gern über das Herankommen einer Denkform im Klaren sind, und in ihrer Geschichte ihr eigentliches Gericht sehen, besonders empfohlen werden müßte. — W. spricht hier zuerst von „einer Philosophirung der Mathematik und einer auf diesem Wege zu findenden Pasigraphie, von formaler Vollendung der Philosophie in einem als Constructionslehre erscheinenden Organon;" und wandte die von ihm gefundene „viergliedrige Construction" alsbald auf einzelne Probleme an, wobei er mit der Staatswissenschaft (1805) den Anfang machte.

Während nun so das eigentliche Philosophem des Verf.'s sich gestaltete, machte sich glücklicher Weise sein practischer Sinn und seine ästhetische Mehrseitigkeit in Nebenarbeiten Raum, auf die er, wie jeder Systematiker, weniger Werth legt, die aber uns gerade erfreulich scheinen, — ja als Motive erscheinen, die im Methaphysiker den

Menschen nicht untergehen ließen, und sein Denken vor völliger Stagnation bewahrten, — wozu die vier Dämme seiner Construction eine nicht ganz ungegründete Befürchtung veranlaßten. Diese Nebenarbeiten waren: eine Erziehungskunst, 1802, wobei wieder Platon's Studium nützlich war; — eine Schrift über legislative und executive Staatsgewalt, 1804, wobei, für einen so ganz practischen Gegenstand, die Spielerei mit Parallelen von Staats- und menschlichem Organismus im Geschmacke der naturphilosophischen Schule, den ernsthaften Politiker freilich nicht befriedigt; — eine Schrift über Philosophie und Medicin, 1805, die so gesund im Grundgedanken ist, daß man wohl sagen möchte, sie sei für einen Philosophen zu vernünftig, und hier habe sich einmal der Menschenverstand, der Construction und Idealmathematik zum Trotze, ein wenig Luft gemacht; — mythologische Ideen, 1808, die mit so vielen ihrer hypothetischen Geschwister diejenigen erfreuen mögen, die lieber hinter sich in den Nebel, als vor sich hin auf den Weg ins frische Leben blicken; — und eine Schrift über Homer und Hesiod, die aber nie zum Drucke gelangte; was zu bedauern ist, da der Verf. selbst von ihr sagt: daß der Gesichtspunkt darin ganz griechisch und aus Homer, nicht über Homer genommen war. Eine dialogische „Theodicee," 1809, — worin „das Uebel aus der Verschiebung der Verhältnisse der Dinge, und die Entstehung der Schiefe der Ekliptik für unsere Erde als das Urfactum erklärt wird, woraus ihren Kindern das Uebel entstanden sei" — gehört, der Sache nach, mehr zu den eigentlich philosophischen Schriften. Kleinere,

vorzüglich ästhetische, Aufsätze, wobei wieder die Einwirkung Goethe's, die damals in ganz Deutschland empfunden ward, nicht zu verkennen ist, werden wir später noch erwähnen, da sie zum Theil in die vorliegende Sammlung aufgenommen sind. Für jetzt zur Geschichte des Verf.'s zurück!

Im J. 1811 erschien endlich in W.'s „mathematischer Philosophie" sein eigentliches Evangelium, von welchem alle seine späteren Schriften weitere Entwicklungen, Anwendungen und Commentare, und das „Organon der menschlichen Erkenntniß," 1830, welches von allen Werken W.'s am bekanntesten geworden ist, den Hauptcanon darstellen. Er verwandelt hier bekanntlich die Kategorieen des Verstandes, die ihm, als bloß logisch, zur „Architectur der Welt und der Erkenntniß" nicht genügen, in Kategorieen der Anschauung, „als erste Producte ihrer (intensiven) Multiplication mit sich selbst (Brechung)." In diesen Kategorieen glaubt er das „Weltgesetz," und in diesem eine Heuristik, eine Allsprache, eine Allgeschichte, kurz den Schlüssel zur Lösung jeder wissenschaftlichen, ja wie der Versuch der „Dichterschule" zeigt, auch künstlerischen Aufgabe gefunden zu haben. Auf Unterricht, Staat, Privatökonomie, Sprachalphabet, Forstwesen, Technik, Religion, Poesie und Psychologie mußte nun dieser Hauptschlüssel versucht werden; ob er alle diese Heiligthümer aufschloß? mag und wird die Geschichte beantworten. Der Herausgeber der vorliegenden zwei Bände beantwortet (laut Vorwort I. S. VII) diese Frage mit „Ja," glaubt, daß durch J. J. Wagner „das Höchste, was der Menschengeist zu leisten vermöge, nämlich

das Schauen des Universellen, wirklich geleistet worden sei," und hat in diesem Sinne die Herausgabe dieser Sammlung unternommen, wodurch er das Wirken seines Freundes abschließt, wie wir damit die historische Uebersicht desselben abschließen.

Wir sehen aus ihr, daß der Verf. im Sinne des oben geschilderten Decenniums, dem er ganz eigentlich angehört, in der ganzen Breite menschlicher Interessen verkehrt, Physik, Biologie, Theologie, Metaphysik, Rechtslehre, Politik, Kunst und Leben nach allen Dimensionen durchmißt, wobei man ihm das Zeugniß nicht versagen kann, daß er mit einem Janusblicke stets zugleich das Recht des Gedankens und das des Stoffes erwägt, ohne, wie wir von den meisten Jüngern der Gegenwart klagten, einseitig nur jenes oder dieses zu bedenken. Wenn es nun in der Natur der Sache liegt, daß bei so vielfachen, ja heterogenen Intentionen ein mehreres und minderes Gelingen, ein Zusammentreffen und Abstoßen mit Ansichten Anderer sich herausstellen muß, so sollte es auch in der Natur der Sache liegen, daß die Ansichten eines so vielfach geübten und gebildeten Mannes, die allenthalben dasjenige berühren, was zu allen Zeiten Gegenwart ist, vor der Juri der Gegenwart nicht ungehört bleiben, nicht leichtfertig abgethau werden, — wie es leider so häufig geschieht, wie es auch in diesem Falle bereits geschehen ist. Wir suchen unsrerseits die verdiente Genugthuung zu geben, indem wir zuerst ein Wort über die ganze Denkart, sodann eines über das vorliegende Buch insbesondere aussprechen; wenn wir in Bezug auf jene, auch nicht völlig übereinstimmen, und,

in Bezug auf dieses, den Leser nicht mit einer Kritik jedes einzelnen Aufsatzes ermüden wollen, so wird doch die ganze Erscheinung sich hoffentlich so herausstellen, daß der Leser sein Verhältniß zu ihr leicht selbst völlig ausmitteln mag. Jede eigene Denkweise, jedes sogenannte System findet in Deutschland einen geschlossenen Kreis übertreibender Schüler, wie herabziehender Gegner, — und so stellt sich Alles mit der Zeit ins Gleichgewicht.

Was nun das zu besprechende System betrifft, so stellt es nicht entscheidender und nicht verwerflicher als so viele, von Platon bis auf Hegel gewagte Versuche des menschlichen Geistes, sich über sich, Gott und Welt zu orientiren, eine Bethätigung der im Geiste wirkenden Gesetze dar, die der Abdruck eines Individuums ist, und als solcher der Theilnahme des Denkers, dem alle Denkarten interessant sind, so wie des Nachdenkers, der sich bei dem ersten besten ihm dictirten Schema beruhigt, gewiß sein kann. Und dabei mag und wird es auch bleiben. Die Jünger mögen fortfahren, auf die Worte des Meisters zu schwören, — die Geschichte wird fortfahren, System nach System nebeneinander in ihre Archive niederzulegen. Nun versichert jeder auftretende deutsche Philosoph, die Systeme aller übrigen seien in dem seinigen enthalten, und aus ihm erklärbar (auch unserer thut dasselbe) — allein nur Kant durfte das mit Recht, auch nicht von seinem Systeme, wohl aber von seiner Methode, sagen: weil sie bloß kritisch war, und die Mittel an die Hand gab, über sie selbst und andere die Rechnungsprobe zu machen. Was nun W.'s Schema und dessen Construction betrifft, so muß es gar

manche glücklich machen, weil es ein rechter Fund für die Bequemlichkeit des lieben Menschenverstandes ist, so einen Schlüssel zu haben, mit dem man, mir nichts dir nichts, Himmel und Erde aufschließt, ein Hocuspocus von vier Worten, womit man jedes Räthsel löst, einen Leisten aus vier Hölzern, über den man Alles und noch etwas schlägt. Dabei bleibt es immerhin für den Meister bequem, wenn der Versuch fehlschlägt, dem Schüler zu sagen: du hast nicht gut construirt! du verstehst das Handwerk nicht! — Dem sei wie ihm wolle; wir unsrerseits glauben das Weltgesetz gut aufgehoben in den Händen Gottes, und begnügen uns mit dem Denkgesetze, das Er uns gnädig überlassen und anheimgestellt hat. Und hier thun nun allerdings die alten Kategorinen recht brauchbar ihre Pflicht, — und es bleibt immer ein Zug, der dem Scharfsinne W.'s Ehre macht, daß er das bemerkt und getroffen hat, worauf es ankommt; nur daß er, mit dem „redlichen Gewinne" nicht zufrieden, das Gespann vor einen Wagen spannte, den zu führen es nicht stark genug ist. Alles hienieden hat seine Gränzen, und diese abzumarken und über sie zu wachen scheint mir die Aufgabe der Philosophie. Was heißt das, Kant beschuldigen, er sei auf der Reflexionsstufe stehen geblieben? oder Spinoza vorwerfen, er philosophire bloß mit dem Intellect? Wollte Gott, alle deutschen Philosophen philosophirten mit dem Verstande, statt mit ich weiß nicht was für übermenschlichen Vermögen! Wer zu viel fassen will, ist in Gefahr, das Wenige zu verlieren, was er fassen kann. Eine mathematische Philosophie, eine philosophische

Poesie sind mir dasselbe, wie ein wässeriges Feuer, ein sphärischer Kubus. W. will „die Mathematik in Philosophie auflösen, und dadurch wieder die Philosophie construiren," und glaubt, daß hierin das Heil liege. Nun weiß Jeder, der hier zu Hause ist, daß die Mathematik intuitiv, die Philosophie discursiv, jene synthetisch, diese analytisch verfährt, also die eine Methode nicht in die andere verwandelt werden darf. W. will ferner die Poesie wissenschaftlich behandeln, und es soll, von seiner „Dichterschule" an, Jeder, der nach seiner Vorschrift construiren kann, sofort auch nach Belieben Trauerspiele, Epopöen und Sinngedichte machen können. Ich denke, wir bleiben vor der Hand dabei, die Philosophie philosophisch, die Poesie poetisch zu behandeln; mir aber scheint die Poesie eben nur durch das Poesie zu sein, was in ihr nicht Intelligibles, was Gabe ist. Auch spricht das Beispiel des Verf.'s, nach den in den vorliegenden Bänden (I. 44 u. f. — 55, 78 u. f.) mitgetheilten Proben, keineswegs für die Unfehlbarkeit seines Receptes; bei manchen glücklichen Eigenschaften, die auch hier wieder von der Bildung und den Fähigkeiten des Verf.'s zeigen, wird sie schwerlich ein Kenner poetisch nennen. Die dichterische Sprache, Bilder und Tropen, — das ist noch nicht Poesie. Für's Construiren ist W.'s Tetras recht hübsch, und nicht nur dies Schema, sondern das Schematisiren überhaupt ist dem menschlichen Geiste, der eine lebendige Form ist, eingeboren, nothwendig und also auch gedeihlich; aber geschaffen kann damit nicht werden. Einen Begabten wird W.'s Schema, wie jedes

andere, dem eine Bedeutung zum Grunde liegt, fördern und anregen; ein Unbegabter wird mit allen Schematen der Welt nicht ein Epigramm zu Stande bringen. „Den Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist!" Dabei bleibt es, — und was einer nicht hat, das kann er nicht geben. W. bemerkt nicht, daß er factisch nicht die Objecte aus seinem Schema gebäre, sondern vielmehr sein mannigfaches Wissen und Fühlen in das Schema hineintrage. Es gibt keinen Schlüssel zu Allem, wie sich ihn der philosophische Epikuräismus vorschmeichelt. Der beste Schlüssel ist: was Rechtes lernen, und dabei selbst denken. Zum Dichten aber ist nun einmal nicht zu helfen; da gilt's: ein frisches Auge für Welt und Leben, ein warmes Herz für menschliche Zustände, und Fingerspitzen, aus denen es gestaltend quillt, — „denn die Form, sie kommt von oben." So viel im Allgemeinen. Das Ganze behält seinen historischen Werth, als eines der bedeutenden Philosopheme, und in diesem Sinne ist der Titel: „Strahlen deutscher Weltanschauung," wiewohl er etwas präcios klingt, vom Herausgeber ganz gut gewählt. Die Gebildeten haben längst anerkannt, und die Mitwelt sieht es immer klarer ein, daß alle Philosopheme nur Formen sind, in denen bloß die Consequenz des menschlichen Denkvermögens ein Gemeinsames bildet, das, gehörig durchgeführt, auch überall zuletzt auf das Eine, Wahre hinleitet, so daß die Systeme weit verträglicher mit einander sind, als sie selbst wissen und zugeben. Es gibt eine Höhe, in welcher Plato und Aristoteles, Spinoza und Leibnitz, Jakobi und Schelling, Fichte und He-

gel sich begegnen und versöhnen. So wird denn auch W.'s Anschauungsweise Viele, die von gleichen Prämissen ausgehen, fördern, denen man diese Lust und diesen Gewinn auf keine Weise verkümmern sollte. Wir sind es also vollkommen zufrieden, wenn Andere, trotz der Ueberzeugung, die unsere Nicht-Uebereinstimmung bedingt, mit W.'s Vorstellungsart sympathisiren.

Was das Detail der beiden Bände betrifft, so mag sich der Leser selbst damit bekannt machen, damit nicht, bei dem Reichthume des Inhaltes, diese Anzeige zum Buche werde. Hier nur, was mich zu besonderen Bemerkungen anregte. Die „Ansichten deutscher Poesie," womit der erste Band beginnt, worin Klopstock's Hermannsschlacht in die erste Reihe, Goethe „als zweiter Hans Sachs," der Roman „als Tanz," Wieland als wenig bedeutend, Lessing „als die niedere Potenz von Schiller" (S. 19), und dieser als „Repräsentant des Modernen" bezeichnet wird, — wird wohl kein Unterrichteter unterschreiben. Auch haben dieser und die folgenden ästhetischen Aufsätze: Die Klassiker (S. 22), Was von Poeten zu halten sei (S. 33), und vorzüglich der „Gradus ad Parnassum" (S. 38), der in einer seltsamen, man muß wohl sagen läppischen, wahrscheinlich humoristisch sein sollenden Manier geschrieben ist, nichts Practisches und Instructives. Der Verf. desavouirt sie wohl jetzt selbst. Dann folgen die oben erwähnten poetischen Proben, die mehr Uebersetzungen in die poetische Sprache als Poesieen sind. Die „Ideen über Musik" (S. 94) enthalten vieles Anregende, wenn auch manches

Halbe. Es begreift sich von vorne herein, daß eine pythagorische Verhältnißlehre in dieser Region den angemessensten Spielraum findet. So finden sich auch über Deklamation (S. 210), Wahl der Farben zur Kleidung (S. 229), Oekonomie (S. 233) u. a. manche anziehende Bemerkungen. Dagegen zeigt sich wieder die schädliche Influenz einer Philosophie, die, mit dem philosophischen Standpunkte nicht zufrieden, in die Regionen der Uebervernunft durch's Schauen sich verliert, in dem Aufsatze (S. 250) über Vision und Sympathie, — wo der Mangel an Bildung, der Aberglaube, zum „Allsinne" erhoben, und unter diesem Namen apotheosirt wird. Dahin führt endlich diese Art zu philosophiren, die sich andere als intellectuelle Organe erschafft! — Der Aufsatz (S. 256): „Leben, Gesundheit, Krankheit," enthält, im Sinne der ursprünglichen, Schellingschen, Naturphilosophie, manches Gute. Die großen Contouren, mit denen die ganze Sphäre umzeichnet ist, zeigen den geübten, weiten Blick des Denkers, und das Bekenntniß, daß die Philosophie die Methode alles Erkennens zu läutern habe, und die Bearbeitung der Naturforschung durch sie eine schon empirisch durchgearbeitete Masse von Wissen voraussetze, macht gewiß unserem Philosophen auf seiner damaligen Stufe Ehre, — wie denn überhaupt in diesem Festhalten am Vernunftmäßigen im Ganzen das Hauptverdienst W.'s besteht. Daher kommt es denn auch, daß er in dem trefflichen Programme zur Eröffnung seiner Vorlesungen im Jahre 1804 (S. 304) zu unserer innigsten Befriedigung, die Grund-Idee des Kriticismus: daß die wissen-

schaftliche Construction bloß die Erscheinung des Absoluten, nicht das Absolute selbst in ihr Gebiet zu ziehen habe, — nicht nur dem Leibnitz-Wolf'schen Dogmatismus, sondern auch der Fichte-Schelling'schen Speculation vorzieht, bei dieser Immanenz der Erkenntniß beharrend, alle „intellectuelle Anschauung" verwirft, das Absolute nur anerkannt, nicht erkannt wissen will, und: die Elemente im Gleichgewichte zu halten, als Aufgabe der ächten Wissenschaft erklärt. Hier möchte man wohl den deutschen Philosophen ein „Hört ihn!" zurufen, und bedauert nur, daß dieses Credo nicht überall seine Ansichten durchdringt. So muß z. B. (S. 290) Prof. Fuchs sich bemühen, die physiologischen Ansichten des Verf.'s mit dem anatomischen Messer nachzudemonstriren, — während nur aus der wiederholten Autopsie behutsame Schlüsse gewagt werden sollten! — Das erwähnte Programm (S. 304) ist überhaupt der Aufsatz, welcher fast von allen am meisten wahrhaft philosophischen Geist mit Bestimmtheit ausspricht, und man ließe sich einen neuen Pythagoras gar wohl gefallen, wenn es ihm bloß darum zu thun wäre, Maß und Ordnung in unsere Wissensmassen zu bringen. Allein leider betritt von S. 318 an der Verf. schon wieder die Region des Schauens, das er kurz vorher verworfen hatte, und zaubert mit seinem Tetragramma die gewohnten Hierophantensprüche. Wenn diese Zahlenmystik schon durchgeführt werden soll, so wünschten wir wenigstens, daß es mit so viel Geist und Sittlichkeit geschehe, als bei St. Martin (der auch mit einer Vier operirt), dem unstreitig reinsten und ver-

ständigsten aller Mystiker. Am Schlusse des ersten Bandes bedauert man, daß der Herausgeber nicht die chronologische Ordnung in den Aufsätzen streng befolgte, was gerade bei Wagner dem genauen Leser manches Nachsuchen über seine Bildungsphasen erspart hätte.

Der zweite Band enthält, außer einem größeren Aufsatze im gewohnten Sinne, eine Menge wohlgeschriebener Kritiken über Bücher des verschiedensten Inhaltes, mit deren Aussprüchen man sich denn natürlich bald in Einklang, bald in Widerspruch fühlt. So finde ich gerade das, was der Verf. an Ph. C. Hartmann tadelt: daß dieser, statt einen Maßstab mitzubringen, Systeme bloß nach dem Maßstabe ihrer logischen Consequenz prüft (S. 177), an dem unschätzbaren Manne, dessen Gleichen uns dringend Noth thut, so lobenswerth; so wird Salat gelobt (S. 280 u. f.) und Weiller getadelt (S. 395), da doch beide einander commentiren; so können wir mit den Urtheilen über poetische Werke selten (es wäre denn über Schlegels Alarcos, wo es immerhin auch dem Verf. Ehre macht, seiner Zeit vorgeurtheilt zu haben) übereinstimmen; z. B. wenn er den „Wallenstein" (S. 67) geradezu „einen verunglückten Versuch" (!) nennt, — welcher Deutsche, der sein Drama noch kennt, wird ihm beistimmen! —

Dem Allen sei nun wie ihm wolle, — der Schriftsteller überhaupt kann sich aus diesen Recensionen, die oft mit Witz und Scharfsinn geschrieben sind, eine vortreffliche Lehre ziehen: daß nämlich, wie scharf sich auch die sogenannten Systemphilosophen unter einander befeh-

den, sie doch nicht umhin können, einem gesunden, klaren, practischen Streben (wie hier W. dem unseres Vierthaler, S. 213) gemeinschaftlich ihre Anerkennung und Achtung zu gewähren. Und dabei bleibe es auch fortan! Denn die Region des eigentlich Practischen: der Sittlichkeit, — sie ist jene Höhe, von der ich vorhin sprach: auf welcher sich Platon und Aristoteles, Spinoza und Leibnitz, Jacobi und Schelling, Fichte und Hegel, Kant und J. J. Wagner begegnen und verstehen!

J. J. von Littrow's vermischte Schriften. Herausgegeben von von C. L. von Littrow, Director der Sternwarte zu Wien, Ritter v. Danebr. u. s. w. Drei Bände, Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung, 1846. I. 555 Seiten, II. 558 S., III. 647 S. gr. 8. Mit Porträt und Kupfertafeln.

Die Jahrbücher der Literatur sehen sich dieser Sammlung gegenüber in einem besonderen Verhältnisse. Der Verf., ein vieljähriger Mitarbeiter des Institutes, hat demselben durch eine Reihe von Aufsätzen, welche zu den Zierden der Jahrbücher gehörten, ein Denkmal gesetzt, — und nun hat das Institut die Aufgabe, ihm dankbar wieder ein Denkmal zu setzen, — und zwar zum Theile aus denselben Materialien.

Jetzt, da Jeglicher schreibt, und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern, und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit selt'ner Fertigkeit pfropfen,

Soll auch ich . . . . über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch andere wieder darüber meinen, und immer
So in's Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze?. . .

Goethe, Epist. I.

Wir werden diesem Selbstvorwurfe vielleicht durch die Art der kritischen Behandlung der vor uns liegenden Sammlung zu begegnen im Stande sein; allein noch ein anderer Gesichtspunkt scheint die Besprechung derselben wünschenswerth zu machen, und macht sie wenigstens dem gegenwärtig Besprechenden angenehm. Dieser ist: das Verhältniß des Gesammtcharakters, der sich in diesen Arbeiten Littrow's ausspricht, zu dem Gesammtcharakter (oder Nichtcharakter) der literarischen Gegenwart. Der Charakter der erstern nämlich besteht vor Allem darin — daß sie einen Charakter haben und zeigen, — was bekanntlich von der letztern nicht immer zu rühmen ist. Diesen Charakter zu umzeichnen soll für's Erste meine Aufgabe sein.

Der Geist, der uns aus diesen Schriften wohlthuend anweht, — wohlthuend wie eine Frühlingsluft in der Treibhausatmosphäre der Salons — ist der Geist, welcher die deutsche Literatur in ihrer schönsten Periode, im letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts belebte, und ihr einen kräftigen, leider nur zu kurzen Aufschwung gab. Er zeigt sich uns hier in Formen und Stoffen, die gerade für unsere Zeit die zugänglichsten sind und am meisten Interesse haben: es ist das Walten der reinen Gesinnung und des ernsten Gedankens in den In-

tereſſen des reälſten Lebens. Littrow's Bildung fiel in jene gelobte Zeit. Eine lebhafte, reine Theilnahme an jeder geiſtigen Regſamkeit hatte ſich aller beſſern Kräfte bemächtigt; er theilte das allgemeine Streben. Den mathematiſchen Studien durch Hauptberuf gewidmet, die ihm für immer die unſchätzbare Gabe eines conſequenten und nüchternen Denkens ſicherten, wendete er ſich gleichzeitig im äſthetiſchen Sinne dem griechiſchen Alterthume zu (ſ. d. Biographie); woraus eine glückliche Harmonie hervorging, die das reale und ideelle Element der Bildung, mit einem leiſen Uebergewichte des erſteren, verſchmolz. Ein Mathematiker, ein Realiſt, durch unvertilgbare frühe Jugend-Eindrücke von Liebe und Achtung für die ewigen Vorbilder des Schönen durchdrungen, — welche erfreuliche Erſcheinung! — Vielfache Verſuche in den verſchiedenſten Fächern, in der Periode der Unſchlüſſigkeit vor der Berufswahl (ſ. d. Biographie) fügten jener Verbindung eine gewiſſe Verſatilität und Mehrſeitigkeit hinzu, einen Grad von Polyhiſtorismus, der geeignet iſt, einen helleren und freieren Blick in die verſchiedenen Bereiche menſchlichen Strebens zu geſtatten, und der vorzugsweiſe zum populären Schriftſteller befähigt. Ein ſolcher, im beſten Sinne des Wortes, iſt uns denn auch bekanntlich in Littrow entſtanden; ein Verdienſt, welches vornehmthuende Flachheit bei weitem nicht ſattſam zu würdigen verſteht. Echt populär iſt nicht der Schriftſteller, der ſich mit Redensarten hilft, wo er die Sache nicht verſteht; auch jener nicht, der ein oberflächliches Wiſſen in encyklopädiſcher Halbheit, die Weisheit der Jahrtauſende im Taſchenformat à la

portée du monde überliefert; noch jener, der dem unvorbereiteten großen Publikum die Labyrinthe des Forschens leichtsinnig öffnet und die innern Kämpfe des Strebens der schadenfrohen Neugierde preis gibt, — sondern nur der, welcher die letzten Ergebnisse, die alles Forschen und Wissen endlich für das Leben und Handeln abwirft, erkennt, sammelt, prüft, sichtet, und mit practischem Geiste und Talente zum Gemeingute Aller macht. Ein solcher war Littrow, und dieß ist vorzüglich sein Berührungspunkt mit der Gegenwart, der diese Tendenz bei der riesenhaft anschwellenden Masse des Stoffes besonders willkommen und förderlich ist. Nimmt man hinzu, daß jene Mehrseitigkeit des Wissens und dieser Trieb, es zu verbreiten und zu fructificiren, in Littrow durch die Einheit seines sittlichen und rechtlichen Charakters verbunden, getragen und geleitet wurden, so erscheint der Werth einer solchen Popularität in seiner ganzen Bedeutung; und wie sehr wäre die Wiederkehr eines solchen Mannes einer Zeit zu wünschen, wo Alles sich in den Vorgrund drängt, Alles die Sprache der Wahrheit lügt, mit Verheißungen des Fortschrittes täuscht; eines Mannes, der uns mit schlichter Offenheit sagte: Hier, Freunde, glaubt und hört, denn hier ist Wahrheit! hier aber hütet Euch oder spart doch die Zeit, — denn hier ist Lüge oder doch zweckloses illusorisches Streben! — So stellt sich uns Littrow's Charakter als literarischer im Allgemeinen dar; so müssen wir ihn anerkennen, wenn er auch von gewissen Beschränkungen nicht frei geblieben ist, die immer die Beigabe eines autodidaktischen Erwerbes sind; ich meine die, den Selbst-

denkern meistens eigene Schroffheit und Unnachsichtlichkeit besonders in Urtheilen über solche Dinge, die zunächst mit ihren Charaktermaximen in Conflict treten; eine Härte, die manchmal selbst einseitig und ungerecht machen kann, Dagegen gibt es kein besseres Mittel, als: sie nicht zu theilen. Wenn z. B. Littrow gegen die damalige deutsche Philosophie manchmal unbillig erscheint und mit dem Bade das Kind ausschüttet, so bedenke man, daß im Wesentlichen mit seinem Urtheile jetzt die ganze Zeit übereinstimmt, daß der Erfolg es gerechtfertigt hat, und daß es seinem Verstande Ehre machte, schon damals heller gesehen zu haben, als die vom Schwindel ergriffene Mehrzahl. So repräsentirt uns denn Littrow in seinem literarischen Charakter die Eigenschaften, die uns am meisten noth thun: Ehrlichkeit und Liberalität der Gesinnung, Gesundheit und Nüchternheit des Verstandes, Reinheit des Geschmacks, Männlichkeit und Klarheit. Er erinnert in diesen Eigenschaften an den englischen Literaturcharakter, der ihm auch wirklich vorzugsweise zusagte; wie er denn zur Besprechung allgemeiner Literaturzustände drei englische Werke (Babbage, Israeli, Cunningham) gewählt hat. Ehre genug, daß — im Vorbeigehen sei es zu sagen erlaubt — in Oesterreich dieser Charakter sich zu wiederholen fand; daß wir uns, in andern Fächern ähnlicher Leistungen, in der Dramaturgie eines Schreivogel erinnern dürfen. Mögen wir ein solches Verdienst zu würdigen wissen, es zu behalten, zu vermehren streben!

Wie der Mann, so seine Schriften. Damit wäre im Allgemeinsten die vorliegende Sammlung charakterisirt.

Theils aus selbstständigen Aufsätzen über mannichfache Gegenstände, theils aus Beurtheilungen bedeutender Werke des verschiedenartigsten Inhaltes bestehend, gewährt sie ein sehr vielartiges Interesse. Man fühlt sich mit innigem Vergnügen jene schöne Zeit des allgemeinen Aufschwunges wissenschaftlicher und künstlerischer Begeisterung vor die Seele zurückgerufen, und gewinnt einen Standpunkt, von welchem aus man die Hauptrichtungen und die vorragendsten Erscheinungen jener Epoche im Ganzen überblicken kann. Man genießt dieses Ueberblickes gleichsam durch das Auge eines unbefangenen, durch klaren Verstand unsere Gegenwart anticipirenden Mitgenossen jener Vergangenheit; man fühlt sich belehrt, zu eigener Betrachtung angeregt, unterhalten, und immer in guter, sittlicher, rechtlicher und verständiger Gesellschaft, — während man sich nur zu oft bei moderner Lectüre in einen sehr gemischten, müßigen, zerstreuten Gasthaus- oder Kaffee-Klubb, oder in die langweilige Blasirtheit des Salons versetzt sieht; Freuden, die man haben kann, ohne Bücher zu kaufen, — wie denn auch die Bücher, seitdem sie dieses Kolorit angenommen haben, immer mehr an Ansehen verlieren und immer weniger gekauft werden. Die Art und Weise von Littrow's Kritiken entspricht ganz den geschilderten Grundsätzen. Sie sind eigentlich: pragmatische Geschichte. Die betreffenden Werke werden ausführlich und doch succinct in ihrem wesentlichen Inhalte treu und vollständig dargelegt; es wird ein berichtigender Bericht über sie erstattet; und nur selten, wo es Littrow seiner nun einmal festgesetzten und entschiedenen Denkart, die dann immer mit der

Gesinnung zusammenhängt, schuldig zu sein glaubt, erlaubt er sich, auch ohne genaueres Referat, ein verneinendes Urtheil, eine satyrisch abfertigende Darstellung (z. B. bei Wagner und Feßler). Durch eine solche rechtliche und synoptische Kritik gewinnt die vorliegende Sammlung den Werth einer kleinen Handbibliothek der wichtigsten wissenschaftlichen Erscheinungen jener Epoche. Wir aber können den löblichen Grundsatz des Verf. nicht lebendiger anerkennen und passender ehren, als dadurch, daß wir ihn bei dieser Anzeige der Schriften des Verf. gleichfalls anwenden.

Zum Verständnisse also der angeführten Eigenschaften wird es zuvörderst wünschenswerth sein, einen berichtenden Auszug aus der Biographie Littrow's mitzutheilen. Denn das Leben eines Mannes ist und bleibt der Schlüssel zu seinen Werken. Die Biographie ist von der Hand des Herausgebers dieser Schriften, des Sohnes des Verewigten. Es bedurfte für sie des vorgesetzten Motto's nicht: hic interim liber, honori Agricolae, soceri mei destinatus, professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus (Tacit. Agric. vit.). Sie ist ganz so geschrieben, wie es sich für das Verhältniß eignet, und wie sie der theilnehmende Leser nur immer wünschen konnte. Es wird gerade so viel Detail gegeben als nöthig ist, ein bestimmtes Charakterbild aufzubauen, und nicht so viel um die Theilnahme zu ermüden. Die Pietät, sei sie nun familiaris oder humana, ist dem Biographen unerläßlich, wenn er die innern Vorzüge eines tüchtigen Menschen erkennen und schildern soll; sie hindert auch in dieser Biographie

durchaus nicht das Wahrheits-Pflichtgefühl; und könnte das anders sein? wäre sie sonst Pietät? — Dazu kommen, da nur ein kurzer Zeitraum das hier geschilderte Leben von unserem Leben trennt, und jenes doch schon unbefangen als abgelaufene Geschichte dargestellt werden darf, manche unmittelbare Berührungen mit Interessen und Ereignissen, die noch lebendig sind, die noch durch so frische Symbole der Vergangenheit gefördert werden können; und so bildet diese Biographie zwar der Räumlichkeit, aber keineswegs dem Werthe nach die letzte Partie des Ganzen. Ich muß mich hier mit den äußersten Umrissen begnügen, um zu ihrer Lectüre anzuregen.

Joseph Johann von Littrow ward zu Bischof-Teinitz, einem deutsch-böhmischen Städtchen, am 13. März 1781 in derselben Stunde geboren, als Herschel den Planeten Uranus entdeckte (559). Nach fast beständiger Kränklichkeit in seinen ersten Lebensjahren kräftigte seine Gesundheit sich so sehr, daß die erste bedeutende Krankheit seines spätern Lebens auch seine letzte war. Fünf Jahre alt bezog er die Schule seiner Geburtsstadt. Früh schon zog er Bücher den jugendlichen Spielen vor. Nach Vollendung des ersten Schulunterrichtes bemächtigen sich Religionszweifel des erwachenden Geistes; fast durch drei Jahre raubte ihm eine tiefe Melancholie allen Genuß des frohesten Lebensalters. Am Gymnasium zu Prag (1794) wendete sich seine Liebe und Thätigkeit dem Studium der Alten zu, und jene unselige Gemüthszersplitterung verschwand. Auch an der Universität daselbst (1799) setzte Littrow diese Studien mit Vorliebe fort, und so bietet

sich uns hier ein neuer Beleg, daß es kein glücklicheres Element für die erste geistige Entwicklung gibt. Proben, die der Biograph aus einer von Littrow und seinen jungen Kollegen damals herausgegebenen Zeitschrift (561) mittheilt, bewähren diese Bemerkung. Sie zeigen von Verstand, Geschmack und einer unverdorbenen Empfindung. Hier rundete sich aber das Ganze seiner Bildung zu der Gestalt, die ihm dann eigen blieb; zu den ästhetischen Studien gesellten sich mathematische; er ergriff sie mit Eifer und Vorliebe, und so entschied sich seine künftige Laufbahn. Für diesesmal hatte Littrow noch eine kurze militärische mitzumachen: er trat mit den meisten seiner Journal-Mitarbeiter in ein vom Erzherzog Karl gegründetes militärisches Corps ein, das sich freilich schon nach neun Monaten mit dem Friedensschlusse auflöste und seine jungen Krieger den friedlichen Studien zurückgab (1801). Wie der gesammten deutschen Literatur in jener Periode, so erging es auch unserm Freunde. Nach den Aufregungen eines, mit ideellen Interessen gekämpften Kampfes verloren sich Beide in die Friedensgefilde der Naturphilosophie, die sich damals eben flügelweit aufthaten, um uns mit all unsern Hoffnungen, Wünschen und Träumen aufzunehmen. Und wie derselben Literatur, ein paar Jahre später, so erging es auch unserm Freunde, — zur Ehre seines Verstandes bald genug. Sie wurden beide gewahr, daß der Zauberschlüssel, den man ihnen mit großen Verheißungen gereicht hatte, — leere Paläste aufschloß. Unmuthig wandten sie sich ab, — und es bleibt nur, wie Börne meinte, die Frage übrig, ob sie

gut gethan, auch den Schlüssel wegzuwerfen? ... Littrow hatte sich nun der Reihe nach in der Rechtsgelehrsamkeit, Medicin und Theologie versucht, ohne in ihnen einen archimedischen Punkt für seinen Hebel zu finden. Er wählte, um sich zu einem solchen vorerst selbst völlig erziehen zu können, für einige Jahre den Beruf eines Erziehers (1803 — ?). Nach manchen krampfhaften Bewegungen des Geistes, wie des Gemüthes, die in solchen Gährungsepochen keinem bessern Menschen erlassen werden, fand sich endlich der gewünschte Ruhepunkt. Ein glücklicher Zufall führte Littrow mit dem Direktor der Realschulen, J. Hall, zusammen. Dieser bestimmte seine Richtung zur Astronomie (568). Mit ganzer Kraft warf sich von da an Littrow auf dieses Studium. Er besuchte die Wiener Sternwarte und wohnte im Hause der als kenntnißreichen Freundin der Sternkunde bekannten Baronin Matt. Bald darauf, nach Schlesien zurückgekehrt, schrieb er (1807) die ersten astronomischen Briefe an P. Triesnecker. Am 19. November desselben Jahres wurde er zum Professor der Astronomie und höhern Mathematik an der Universität zu Krakau ernannt. Ein Jahr später vermählte er sich, — und so war denn seine Lebensbahn abgesteckt und ihr Kreis geschlossen. Littrows Ehe war glücklich. Fünf seiner Söhne leben noch. Doch blieb auch dieses Glück nicht ungetrübt. Das französisch-polnische Heer rückte (1809) in Krakau ein, und ihm folgten alle Drangsale, die den Krieg begleiten. Littrows Lage ward so mißlich, daß ein entschiedener Schritt gethan werden mußte. Sein Verdienst war glücklicher Weise bereits anerkannt;

es fehlte nicht an Anerbietungen. Littrow nahm die von Seite Rußlands an, und reiste am 19. Jänner 1810 von Krakau ab, um die Professur der Astronomie an der Universität zu Kasan anzutreten (572). Die sechs Jahre, die er hier verlebte, scheinen die gehaltvollsten seines Lebens gewesen zu sein. Eine seinen Wünschen und Kräften gemäße Thätigkeit, in Verhältnissen des Kampfes bewährt, durch Anerkennung befriedigt, verband sich mit der Ruhe häuslichen Behagens, und, wenn gleich Littrow sich allmälich wieder in seine Heimat zurücksehnte, so blieb ihm der Aufenthalt in Kasan doch stets der liebste Kreis der Erinnerung. Aber er nahm diese nicht nur mit, er hinterließ sie auch. Die Gründung einer Sternwarte, die Früchte seines öffentlichen und selbst seines Privatunterrichtes (er hatte eine Privat-Erziehungsanstalt unternommen), und seine Mitwirkung zur Aufnahme der Volksbildung in Rußland, als er zur damaligen großen Schulcommission berufen ward, sichern sein Andenken in jenem Reiche. Im Sommer des Jahres 1816 verließ er es, um einer Berufung nach Ofen zu folgen. Leider stellte sich hier ein greller Contrast heraus, der vielleicht für die Folge jene russischen Erinnerungen verschönte. Konflikte mit widrigen Localverhältnissen und mit dem starren, ausschließlichen Charakter eines Collegen vergällten den Aufenthalt in Ofen, der, als Exil auf einem 70 Klafter über der Donau erhöhten, steilen, nackten Felsen, im Sommer unter Schlangen, im Winter unter Füchsen und Wölfen, vom Biographen (584) freilich nicht einladend geschildert wird. Im Jahre 1817 starb Triesnecker in

Wien, und, nach einem fast zweijährigen Harren, während welchem jene Mißverhältnisse sich auf's Höchste gesteigert hatten, schlug für Littrow die Stunde der Erlösung. Am 15. September 1819 trat er das Amt eines Directors an der Sternwarte zu Wien an. Hier war denn seinem Wirken und seinen Wünschen eine bleibende Stätte geboten; er nahm keine weitere Berufung mehr an, und lebte sein übriges Leben der Wissenschaft und den Seinen. Was er hier leistete und wie er unter uns anerkannt wurde, ist uns Allen noch in zu lebendigem Angedenken, um einer Erzählung zu bedürfen. Wenn von einem wissenschaftlichen Leben Wien's die Rede sein soll, so muß Littrow genannt werden, — wenn man wissenschaftliche Charaktere sucht, die ihm Halt und Richtung geben konnten, so fällt auf Littrow der Blick; — leider sammelt sich jetzt unsere Erinnerung bloß in den Wunsch, ihn noch zu besitzen! Die literarischen Zustände, für die er sich bildete, denen er vor allem frommen konnte, scheinen sich jetzt erst heranbewegen zu wollen, — da wir ihn vermissen. Als Schriftsteller gehört Littrow eigentlich uns an; seine wichtigsten, astronomischen Arbeiten, die seinen Ruhm, und die vielen gemeinfaßlichen Schriften, die seinen Ruf vorzüglich begründeten und verbreiteten, gingen von hier aus; und die letztern bezeichnen ganz eigentlich die Mission, die schöne und segenreiche Mission, welche Oesterreich, seiner Eigenthümlichkeit und Bildung gemäß, dem übrigen Deutschland gegenüber, übernehmen zu können und zu sollen scheint. Der gesunde Sinn des Oesterreichers hat über den idealen Flügen der Vernunft noch

nicht die Rechte des practischen Verstandes, über den Klügeleien des Verstandes noch nicht die Ansprüche des Gefühles aufgegeben; ihm hat die papierne Welt noch nicht die lebendige verdrängt. „Die Deutschen — sagte Einer ihrer ersten Schriftsteller — haben ein besonderes Talent für das Halbgahre.“ Welche schöne Aufgabe, es gahr zu machen! die nahrhaften Elemente, die wirklich vorhanden sind, auch wo man sie am wenigsten vermuthen sollte, genießbar und gedeihlich zu machen! wie erfreulich, wenn sie unserm Vaterlande vorbehalten, wenn sie von ihm g e-löst würde!

In diesem Sinne hat Littrow gewirkt. In diesem Sinne fand sein Wirken Anerkennung. Auszeichnungen mancher Art und freudenreiche Erfolge verschönerten die zweite Hälfte seines Lebens und halfen ihm vielleicht manches herbe Ereigniß, manchen Widerspruch seines Innern gegen die Fügungen der Außenwelt, manchen schweren Verlust, wie den dreier Kinder, seiner Gattin (1833), seines von ihm hoch verehrten Freundes Jacquin (1839), ungebeugter übertragen. Mehrere kleine Reisen, veranlaßt durch die lebhafte Theilnahme an den jährlichen Versammlungen der deutschen Naturforscher, bei denen seine Persönlichkeit eben so vortheilhaft für ihn als für das Institut wirkte, erheiterten seine Spätjahre. Die bei diesen Anläßen gehaltenen Reden, so wie die mancherlei bezeichnenden Züge und Anekdoten, besonders aber die höchst anziehenden Fragmente aus Familienbriefen, die der Biograph einschaltet, sind die dankenswertheste Zugabe, und runden erst das Charakterbild, das er hinstellt, vollständig und befriedigend ab.

Einer der Hauptgedanken, welche Littrow längst, besonders aber noch in seinen letzten Lebensjahren beschäftigten, war: die Gründung einer Academie der Wissenschaften. Gewiß waren Wenige so berufen, wie Er, in einer so folgenreichen Angelegenheit ihr Wort mit abzugeben. Ihm gebührt und bleibt das Verdienst, Einer von Jenen gewesen zu sein, welche seit Leibnitz diesen Gedanken für unser Wien zuerst mit Muth und Umsicht in's Leben zu rufen versuchten; Vorschläge gemacht zu haben, die, was auch gegen Einzelnes derselben zu sagen sein möchte, zu den Grundsteinen jedes künftigen Baues gehören. In diesem Sinne gehört Littrow unter die Gründer der Wiener Academie, und sein Name darf in den künftigen Annalen ihrer Geschichte nicht fehlen. Seine Ansichten über diesen Gegenstand liegen zum Theile in den Aufsätzen über die russische Academie und Unterrichtsanstalten vor (II. 391 u. f.). Die Biographie gibt aber eine nähere Auskunft, die um des gegenwärtigen Interesses willen hier mitgetheilt werden mag. Leitende Grundsätze waren Littrow in dieser Sache: unabhängige Stellung jedes einzelnen Mitgliedes in ökonomischer Beziehung (bloß in dieser?) — und: Freiheit der Anstalt von büreaukratischem Einflusse (bloß von diesem?). Noch Eines wäre hier nicht zu vergessen, als Bedingung, ohne welche Beides nur negativen Werth behält: sorgfältigste Wahl der Mitglieder, als höchstes Ehrenziel beglaubigter Verdienste, — wenn nicht die Staatsausgabe eine unverantwortliche Verschwendung und die Freiheit ein eben so unverantwortliches Privilegium werden soll; und noch Eines, als lei-

tendes Gestirn der Fahrt: Einheit und Organismus im wissenschaftlichen Wirken überhaupt, — wenn nicht die Schiffer nach allen Weltgegenden sich zerstreuen und — scheitern oder doch festsitzen sollen. — In einem Gutachten, das Littrow im J. 1838 als Dekan der philosophischen Fakultät abgab, machte er für Wien folgende Vorschläge: Vertretung der sämmtlichen Wissenschaften mit Ausschluß der sogenannten Fakultätsstudien; zwölf ordentliche Mitglieder mit 2000 fl. jährlichen Gehaltes; sechs Adjuncten mit der Hälfte dieses Gehaltes; zwei Kanzlisten, jeder mit 500 fl; eine Zulage von 1000 fl. für den zum Sekretär gewählten Akademiker; 2000 fl. zur Bestreitung der Korrespondenz; 4000 fl. für den Druck der Memoiren und das Honorar der Arbeiten der korrespondirenden Mitglieder; 500 fl. zu zwei jährlichen Preisen; also: laufende Gesammtauslage 30,000 fl. Zur Deckung derselben wies er, nach dem Beispiele ähnlicher Einrichtungen in Rußland und Würtemberg, auf die in Oesterreich erscheinenden Kalender hin, und berechnete, daß ihr Monopol oder ihre Stempelerhöhung eine mehr als hinreichende Quelle biete. Die Stellen eines Präsidenten und Vicepräsidenten wünschte er ganz weggelassen oder als unbesoldete Ehrenämter behandelt. So Manches sich gegen diese Vorschläge einwenden lassen dürfte, so waren sie in Littrow durch die reinsten und nur im Interesse der Sache gedachten Motive begründet; er gab das Gutachten ab, schwieg, überließ die noch unreifen Keime der Zukunft, und zog sich auch beharrlich von allen Privatversuchen zu ähnlichen Zwecken zurück.

Seine rastlosen Bestrebungen hatten ihn mit sicht-

barer Schnelligkeit altern gemacht. Wiederholte Körperleiden stellten sich ein, und endeten in der Nacht vom 29. auf den 30. November des J. 1840 sein an Verdiensten reiches Leben. „Sonne, Moment, Sterne", waren seine letzten, kaum verständlichen Traumworte (627).

Um die vorliegenden Schriften Littrow's nach ihrem innerlichen Charakter zu übersehen, ist es am zweckmäßigsten, sie nach ihrem Inhalte zu ordnen. Sie bestehen aus selbständigen Aufsätzen und Beurtheilungen fremder, durchaus bedeutender Werke. Die letzteren beziehen sich auf Naturwissenschaft überhaupt (die größte Zahl), Astronomie und Mathematik, Philosophie, Geographie und Statistik, Industrie und Technik, wissenschaftliche Zustände im Allgemeinen, Geschichte und Biographieen. Nach dieser Ordnung wollen wir sie dem künftigen Leser vorblättern, um ihm die Wahl zu erleichtern. Etwaige Bemerkungen, die kein Leser, wie ihn Littrow wünschte, unterdrückt, sollen keine Kritik vorstellen, höchstens eine veranlassen; und auch das nicht, denn über Ansichten gibt es keine Kritik, sondern nur einen Austausch. Diese Art literarischen Verkehrs ist ein Läuterungsprozeß; es bleibt zuletzt doch ein regulinischer Rückstand.

Die selbstständigen Aufsätze (I.) beginnen mit einer eben so anziehenden als instructiven Schilderung Rußlands, die in der Form einzelner Skizzen von den klimatischen und ethnographischen bis zu den sozialen und ethischen Zuständen eines merkwürdigen Reiches eine lebendige Vor-

stellung gewährt. Es sind Mittheilungen eines treuen Beobachters, denen sich ohne eigene Erfahrung nichts nehmen und geben läßt, und die, wenn gleich die Lichtseite vorwaltet, wozu die Biographie den Schlüssel enthält, doch überall das Gepräge der Wahrheitsliebe haben. Wie sehr verkennt dasjenige Publikum, das in solchen Schilderungen immer nur die Satyre und den Tadel sucht, ihren eigentlichen Zweck! Nur wer das Licht in den menschlichen Zuständen erblickt und wieder gibt, gibt das Positive in ihnen und vermag wieder ein Positives zu erzeugen. Der Schatten bildet sich von selbst dazu. Leser der verschiedensten Intentionen, der Arzt, der Psycholog, der Oekonom, der Politiker werden in diesen Blättern manchen, vielleicht hier nicht gesuchten, Aufschluß finden. Schilderungen des Brandes von Kasan im J. 1815 und des im Mittelalter über Rußland eingebrochenen schwarzen Todes, des Propheten der Cholera, schließen sich als Nachträge diesen Bildern an. Die übrigen Aufsätze sprechen theils in einem sehr glücklich populären Tone über Gegenstände, die eines solchen Tones am wenigsten fähig schienen, den Geist, theils in einem sittlich-gemüthlichen das Herz an. Zu den ersten gehören Bemerkungen über die Denkmäler Denderah's, über das Nordlicht und den Winter, über einen Mangel in unserer Zeitrechnung u. a., zu den letztern eine lebhafte Schilderung einer gelungenen Staaroperation. Von allgemeinem Interesse dürften auch die Grundsätze sein, welche Littrow über die Zwecke, Errichtung und Verwaltung der Witwen-Institute (I. 205) aufstellt. Er verdient hier nicht nur als Mathematiker, sondern auch als

practisch Erfahrener volles Vertrauen; denn er hatte selbst an der in Wien gegründeten allgemeinen Witwen- und Waisen-Versorgungsanstalt theilgenommen, und unter mannigfachen Kämpfen und Widersprüchen seinen Ueberzeugungen allmälig Geltung, ja Autorität verschafft (III. 594 u. f.). Den Zweck solcher Institute spricht er dahin aus: daß alle Witwen der Gesellschaft bis auf die letzte in dem Maße versorgt werden müssen, daß, wenn diese letzte stirbt, das ganze Versorgungskapital verzehrt sein muß. Als Grundlage gibt er eine auf den Mortalitäts-Calcül berechnete Tabelle (I. 212), die ihm zugleich ein Prüfungsstein für alle Witwenvereine ist. Aus ihm geht hervor: daß beim Eintritte eines jeden Ehepaares zwei Fragen zu stellen sind: wie alt ist der Mann, wie als ist die Frau? Anstalten, die auf das Alter der Frau nicht Rücksicht nehmen, sind nichts werth (216). Eben so Anstalten, die bei der zweiten Ehe die Pension fortgewähren. Hier hört aller Calcül auf; der Boden schwankt, auf dem die Anstalt gebaut ist. Eben so unzuläßig ist endlich die Aufnahme der Kinder in solche Anstalten (218). Eine solche Vermischung der Prinzipien einer Witwen- mit denen einer Waisenanstalt untergräbt beide (ebend.). Möchten ähnliche Institute diese Winke beherzigen!

Die naturwissenschaftlichen Werke, welche Littrow in einem raisonnirenden Auszuge ausführlich bespricht, sind folgende: zur allgemeinen Naturwissenschaft und auf unorganische Welt bezüglich: Whewell's history of inductive sciences (III.), Brewster's natürliche Magie (I), Garthe, über den Heiligenschein (I.), Petzhold, Geologie (II.), Som-

merville, physikalische Wissenschaften (II.), Herschel, preliminary discourse und on Light (II.), Schübler über den Mondeinfluß (II.), Cuvier, die Naturwissenschaften (III.) und Arago's Aufsätze (III.); — im organischen Gebiete: Quetelet, über den Menschen (II.), Volkmann, über den Gesichtsinn (III.), Treviranus, das organische Leben (III.), Schultze's mikroskopische Untersuchungen (III.). — Die Ansicht, welche Littrow bei Anlaß dieser reichhaltigen und vielseitigen Darstellungen im Ganzen repräsentirt, ist die seit Baco von Verulam, mit wenigen Ausnahmen, bei Behandlung der Naturwissenschaften allgemein angenommene: Erfahrung und Induction. Er hält sich an die gegenwärtig als die legitime anerkannte Gestalt wissenschaftlicher Ueberlieferung, jedoch nicht ohne prüfende Kritik im Einzelnen, und sucht dabei, wo es irgend thunlich scheint, die Bestimmtheit der sogenannten exacten Wissenschaften, weßhalb er der möglichsten Anwendung der Ziffern und des Calcül's günstig gesinnt ist. Da nun eine solche Methode weit mehr Anwendung in den Bezirken der unorganischen als der organischen Welt findet, so sind auch Littrow's Zusätze und Bemerkungen in jenem Kreise bedeutender als in diesem. Dagegen tritt auch in letzterem ein Verhältniß ein, welches sehr erfreulich und geistig förderlich erscheint. Es ist eine bei Betrachtung der organischen Naturen kaum entbehrliche, teleologische Rücksicht und ein überhaupt höherer, theils ästhetischer, theils sittlicher Sinn, der ihr erst wahrhaft menschlichen Werth verleiht. Diesen Sinn verdankt Littrow theils der erwähnten glücklichen Grundlage humanistischer Bildung, theils — und vorzüglich — sei-

nem innern Charakter; und möge bei diesem Anlasse den Zeitgenossen das zur Paradoxie gewordene oder vergessene Wort wiederholt werden: auch die Naturforschung, wie alles wissenschaftliche Streben, fordert ein Gewissen, eine Gesinnung, ohne die sie vergebens Vollendung anstrebt! — Glücklicherweise kommt die Naturforschung, im Ganzen und Großen betrieben, dieser Forderung auf halbem Wege selbst entgegen. Sie nährt, ja sie weckt, wo es irgend zu nähren und zu wecken ist, das ästhetische, wie das moralische Gefühl. „Es gibt eine Seite des Studiums der Natur, die den höheren Sinn des Menschen in Anspruch nimmt (III. 82).“ Nicht im Einzelnen, nicht in dem, was die Griechen Parergon genannt haben, suche man Alexander von Humboldt's Verdienst. Er ist ein schöner Geist und will als solcher aufgefaßt sein. Mag er immerhin manchmal im Sehen, manchmal im Schließen getäuscht worden sein — und wer ward es nicht? — er sieht nicht mit Reptilaugen, sondern mit denen des Adlers, wie Büffon und Goethe sahen; er zeichnet nach seiner wirklichen Vogelperspektive die großen Contouren des Erdlebens, die man niemals in der Studierstube, nach dem mikroskopischen Detail oder nach der speculativen Hypothese wird zeichnen können; und die Zeichnungsfehler im Einzelnen werden hier den Kenner der Natur so wenig irre machen, als die des Cornelius den Kenner der künstlerischen Composition, und die des irdischen Lebens den Kenner — wenn es einen gäbe — vom Plane des Weltganzen im göttlichen Geiste. — In demselben Sinne war auch Littrow, wenn gleich das Materiale der Erfahrung als unentbehrlichen

Stoff mit Recht voraussetzend und vor Allem wichtig haltend, von der Nothwendigkeit des geistigen Sonderns und Zusammenfassens, besonders heutzutage, wo dieses Materiale sich bis zur Verwirrung anhäuft, vollkommen überzeugt. (Man sehe die Bemerkungen zu Treviranus, III. 81, und Cuvier, III. 145.) Allein eine in der Redlichkeit seines Charakters begründete Furcht vor den Erschleichungen der Speculation, vor den Schwindeleien der Phantasie, machte seine Schritte auf diesem Wege oft allzu behutsam. Daher seine nicht immer gerechte Abwürdigung dessen, was man in Deutschland Naturphilosophie nannte; die sich selbst so nennenden Naturphilosophen hatten durch ihre Escamotagen jene Abwürdigung oft verdient, und ihre Verallgemeinung leider entschuldigt. Allein man vergesse nie, daß die eigentliche Philosophie der Naturforschung es nur mit den letzten Gründen der Phänomene zu thun hat; erst von da ausgeht, wo die Erfahrung Anker wirft. Hier ist sie unentbehrlich; denn wie will der Mensch sich helfen, als nur mit dem Kompaß, der ihm in der Kraft seines Geistes mitgegeben ward? welchen andern Maßstab soll er, kann er anlegen, als sich selbst, der „das Maß der Dinge" ist? oder soll er in diese Gränzregionen gar nicht vordringen? nicht vordringen wollen? ja, wenn er anders könnte! wer nicht muß, thut allerdings besser, zu Hause zu bleiben. — Aber indem man die Würde dieser Speculation als Begränzung anerkennt, läßt man sie an ihrem Orte unangefochten, und muß sie nicht anwenden wollen, wo sie nicht nöthig ist, wo es noch zu erfahren gibt. Man muß nicht Hasen mit Kanonen schießen wollen, d. h.

die nächsten Gründe, das Wie, versäumen, um Erscheinungen aus den fernsten, dem Warum, zu erklären. Einen Schnupfen aus dem Gesetze der Polarität zu erklären ist eben so thöricht, als es unvorsichtig wäre, das Gesetz der Polarität und mit ihm die Philosophie der Natur überhaupt zu verneinen. Das wollte denn auch Littrow nicht, und diese Bemerkungen gehen nur dahin, bei Anlaß einer seiner Eigenheiten, die gerade mit der Tendenz der Gegenwart zusammentrifft, vor gewissen Consequenzen zu warnen. — So viel über diesen Abschnitt; daß in sein Detail hier nicht eingegangen werden kann, versteht sich von selbst. Es versteht sich noch mehr von der zweiten Abtheilung, die ich nur den Männern des Faches anzuempfehlen habe, welches auch Littrow's eigentliches Fach war. Sie enthält Referate über: Beer's und Mädler's Mondkarte (II). und Selenographie (II.), Herschel's treatise on Astronomy (II.), Whewell's Astronomy (III.), Pontécoulant Astronomie (III.), Hugenii exercitationes mathematicae (III.), Libri histoire des sciences mathématiques en Italie (III.). Nur den Herausgeber glaube ich ihrentwegen in Schutz nehmen zu müssen. Es möchte scheinen, daß Arbeiten in einem so streng abgeschlossenen Fache aus einer für das gesammte gebildete Publikum bestimmten Sammlung besser weggeblieben wären. Es scheint aber auch nur so. Gerade hier zeigt sich Littrow's ausgezeichnetes Talent für ächte Popularität; gerade hier beweist es sich wieder, daß man das am klarsten und am anziehendsten darzulegen fähig ist, was man am besten versteht, was man am gründlichsten durchdacht hat. Jeder Leser,

der für Wissenschaft im Ganzen Interesse fühlt, wird diese Aufsätze, namentlich die vortrefflich auseinandergesetzte Geschichte der Verhandlungen zwischen Huygens und Leibnitz (III.) — und wäre es auch nur aus dem geschichtlichen und psychologischen Gesichtspunkte — mit der größten Befriedigung lesen.

An diese Abtheilungen schließen sich die drei Beurtheilungen, welche in den Kreis der eigentlich so genannten philosophischen Wissenschaften gehören; über: J. J. Wagner's Organon (I.), Rapp's Erziehungslehre Platon's (II.), und Ritter's Geschichte der Philosophie (III.). Hier verhält sich der Verf. mehr als Dilettant, und die Aufsätze regen mehr zu eigenem Urtheilen an, als daß sie es zu entscheiden geeignet wären. Abgesehen von der erwähnten völligen Negation der naturphilosophischen Speculation, aus der das erste jener Bücher hervorgegangen ist, und dem mehr geschichtlichen als systematischen Inhalte der beiden letztern, bietet auch der Beurtheiler kein Gedankenganzes, an das man einen prüfenden Maßstab legen könnte. Er hält sich außerhalb des Terrain's, referirt mit möglichster Klarheit und Unbefangenheit im Sinne eines gebildeten Eklektizismus, und ist, was seinem rechtlichen Gefühle Ehre macht, überall sichtlich bemüht, die Ansprüche des gesunden Menschenverstandes und der Sittlichkeit zu wahren, und diese Leuchte an jeden Winkel, vor jede Ritze hinzuhalten, aus denen ihm irgend ein verdächtiges Dämmerlicht hervorzulocken scheint. Gehen nun gleich die höchst ehrenhaften Ansprüche des gesunden Menschenverstandes eben nicht weiter — als seine Kräfte reichen,

nicht auf Probleme, die er sich gar nicht aufzugeben findet — urtheilt er gleich, einem Platon, einem Aristoteles, einem Marc Aurel gegenüber, manchmal so, daß diese Männer wohl nur mit einem Lächeln hätten antworten können, — so laßt uns doch nicht verkennen, daß alle Dinge und Ansichten einen unbedingten und einen bedingten Werth haben. Einen unbedingten hat der Grundsatz: den reinen Menschensinn vor den Täuschungen der Dialektik bewahren zu wollen; und der redliche Zweifler steht gewiß dem Throne der ewigen Wahrheit näher als der unredliche Dogmatiker. Einen bedingten Werth hat die Vertheidigung des gesunden Menschenverstandes zu einer Zeit, wo sich — unter den Philosophen — Niemand mehr auf ihn beruft; wo nach dem wachsenden Verhältnisse ihrer Entfernung von ihm die Bedeutung philosophischer Ansichten berechnet wird. Und wenn man unsere Zeit mit der vorhergangenen Epoche zusammenhält, — kann man sie als eine solche verkennen? Kant, „der Zermalmer," hatte Recht, den Appell Mendelsohn's an jene Instanz mit Achtung aber Entschiedenheit zurückzuweisen; aber wenn er die Schüler Hegel's erlebt hätte . . . mit welchem Blicke würde er Mendelsohn die Hand gedrückt haben! Auch Littrow glaubte, daß mit der Naturphilosophie der letzte Kopf der Hydra gefallen sei; er triumphirte über die Wiederkehr einer reineren Naturforschung; — laßt uns auch ihm über's Grab hinüber im Geiste die Hand drücken!

Der Abschnitt zur Geographie und Statistik enthält besonders schätzenswerthe und mannigfach belehrende Aus-

züge. Besprochen werden: Lessing, Reise nach Norwegen (I.), Parrot, Reise zum Ararat (II.), Balbi, Abrégé de Géographie, Bilancia politica und Essai statistique (III.). Die Reisebeschreibungen — Werke, welche einem Kant, Lichtenberg u. s. f. die reichste Vorrathskammer des Bildungsstoffes waren, welche, wenn die Verbindungswege und mit ihnen die gleiche Form der Bildung sich mit der begonnenen Schnelligkeit über die Erde verbreiten, bald den mythisch-poetischen Werth der Geschichten Herodot's haben werden, liest man hier fast eben so angenehm, und die statistischen Arbeiten mit eben dem Gewinne, als in den Originalen. Man sucht doch eigentlich bei beiden mehr das Neue und die Resultate, als das Detail. Jene spricht der Verf. aus, und theilt von diesem gerade genug mit, um sie zu begründen.

Noch förderlicher erweist sich diese Methode bei der Anzeige von Werken, welche Industrie und Technik betreffen. Als solche erscheinen: Babbage, Fabrik- und Maschinenwesen (I.), und Pope's Geschichte der Erfindungen (II.). Eine perpetuirliche Fortsetzung des letzteren Unternehmens in dem Umfange, welche der von Littrow hier vorgelegte Ueberblick vorzeichnet, würde höchst verdienstlich sein und, mit derselben kritischen Wahrheitsliebe bearbeitet, einen integrirenden Theil der jetzigen Weltgeschichte liefern. Der Mensch hat seine Werke allgemach an die Stelle seiner selbst gesetzt; vielleicht daß diese Epoche erst in sich vollendet werden muß, bis die Weltgeschichte wieder, wie sie es in einer frühern Epoche ihres Umschwunges war, zur Menschengeschichte wird!

Wissenschaftliche Zustände überhaupt, öffentliches Unterrichtswesen u. s. f. sind bei Anlaß folgender Werke besprochen: Babbage, decline of sciences (I.), Israeli, curiosities of literature (II.), Cunningham, british literature (II.), Organisation der Akademie der Wissenschaften in Petersburg (II.), Krusenstern, instruction publique de la Russie (II.), Bericht über Rußland's Unterrichtsanstalten (II.), Ruhnkenii epistolae (III.). Man sieht, daß diese Werke vorzugsweise England und Rußland betreffen. In Einem Blicke, wie ich sie hier zusammengestellt habe, überschaut, veranlassen sie zu den interessantesten Parallelen und Folgerungen. Diese chemische Ineinanderlösung werdender und absterbender Bildungszustände, die mechanische Beimischung unlösbarer Bestandtheile, dieses Gähren und Verdampfen im Großen, — welche Krystallisationen wird es liefern? . . . Hier kommen denn auch Littrow's schon erwähnte Ansichten über Akademien zur Sprache. Möchte sich doch auch neben der theoretischen Entscheidung: welche Wissenschaften durch sie wahrhaft gefördert werden können und welche nicht, — einer Entscheidung, die so schwer nicht sein dürfte, — irgend ein wissenschaftlicher und zugleich mit den betreffenden Versuchen vertrauter Kopf die Aufgabe historisch setzen; zu entwickeln: was haben Akademien der Wissenschaft bisher nachweisbar genützt? worin waren sie fördernd? worin gleichgiltig? worin etwa hinderlich? . . . Herder hat etwas Aehnliches versucht; allein er spricht vorzugsweise von den Akademien unter Ludwig XIV.; und Herder besaß wohl die Eine zu solchen Arbeiten erforderliche Eigenschaft im

höchsten Grade: den weiten, zusammenfassenden Blick, die bejahende, allem Fortschritte warm huldigende Gesinnung, — minder die andere: strenge, ausscheidende Bestimmtheit, zu entscheiden: worauf es ankommt, zu verneinen, was nun einmal verneint werden muß. Eine solche Arbeit, wie ich sie hier vorschlage, würde einem rührigen Talente unserer Zeit- und Landesgenossen bei der jetzt zu organisirenden Wiener Akademie gewiß den Dank nicht fehlen lassen.

Die Geschichte betrifft nur ein einziges von Littrow besprochenes Werk: Der historische Atlas von Le Sage (I.). — Desto bedeutsamer sind die nicht sowohl besprochenen als von ihm in einem kritischen Auszuge neu gegebenen Biographien. Sie bilden eine der anziehendsten Partien des Ganzen. Knebel (I.), Wolf (I.), Newton (I.), Jean Paul (I.) werden hier vorgeführt, die Darstellung ihrer Biographen gleichsam im Schmelztiegel der Prüfung geläutert und so die wahren Geister der Männer heraufbeschworen. Nur gegen Feßler (III.) ist Littrow nicht ganz so gerecht, als er es sonst zu sein strebt. Er geht schon von vorne herein mit einer gewissen Ironie zu Werke. Sie mag durch die vorangegangene Kenntniß der Schriften Feßler's und durch die Ansicht, die der Biograph von ihnen faßte, veranlaßt, vielleicht selbst begründet sein, — gerechtfertigt ist sie dadurch nicht. Ein anderes ist Kritik, ein anderes Biographie; die Werke des Menschen mag der Mensch mit der Sonde seiner Erkenntniß immerhin, ohne Schonung und Rücksicht prüfen, — über sein Leben lasse er Jenen richten, dessen Auge allein es in seinen Tiefen,

in seinem Ganzen übersieht! Selbst aus der unbilligen Schilderung, die hier von Feßler's Leben gegeben wird, kann sich jeder billige Leser, der eines tiefern Blickes in das menschliche Gemüth und in den Zusammenhang der Dinge fähig ist, ohne Zwang die wahre Geschichte dieses Lebens herauslesen; kann sich die Zustände eines rastlos gährenden, nach Größe und Gewißheit ringenden Geistes, bei einem weichen verletzbaren Naturelle, ausmalen, dessen Streben erst durch Mauern eines Klosters, dann durch Schulzwang, dann durch Täuschungen menschlicher Veranstaltungen, menschlicher Forschung, menschlicher Pläne, endlich durch die schmerzlicheren der eigenen schmeichlerischen Phantasie von einem Ziele vor der Fahrt, durch die Sirenenstimme der Sophistik und den unaufhörlichen Kampf mit den Dämonen in der eigenen Brust: den Leidenschaften und der sich verkennenden Selbstsucht, — durch's ganze Leben hin erschwert, verleidet, zuletzt in sich selbst erstickt, und unter Schmerzen, die kein Zuschauer wahrnimmt — langsam verkohlt wird! . . . Also: Achtung für jedes Streben eines Mannes, Mitleid für seinen Irrthum, — aber keinen Spott für seine Leiden! Ruhe Feßler's Asche . . . und wäre diese kurze Biographie lieber aus der Sammlung weggeblieben! Es begreift sich übrigens sehr gut, wie dem geraden, einfachen, hellen und kräftigen Sinne Littrow's der schwankende, excentrische, düstre, endlich in Weichheit zerfließende Feßler's widerstehen mußte. Wie würde Jener von Diesem beurtheilt worden sein? und so mögen wir denn uns Alle gegenseitig um Duldung ersuchen.

Um so befriedigender sind die übrigen Biographien;

und jeder Freund der Wissenschaft wird mit dem lebhaftesten Interesse aus den gedrängten aber charakteristischen Skizzen die Bilder des wackern Knebel und des liebenswürdigen Jean Paul, und mit ihnen die Zustände eines unvergeßlichen deutschen Dichter- und Lebenskreises, so wie die scharf ausgeprägte eigenthümliche Gestalt Wolf's, neben der festen, gediegenen des ehrwürdigen Newton sich vergegenwärtigen.

Zuletzt aber kehrt das Auge immer wieder auf den Darsteller zurück, und ein Blick auf das Ganze, das er vor uns ausbreitete, bestätigt die allgemeinen Ansichten und Hoffnungen, die der Eingang dieser Zeilen aussprach. Das Vaterland wird sie rechtfertigen, und Oesterreich, welches am längsten von den Staaten der europäischen Bildung in der Periode der Unschuld verweilte, wird, wie der einzelne Mensch in einem solchen Falle, auch am längsten die Gesundheit und Kraft in sich bewahren, welche dem Zersetzungsprozesse widersteht. Wenn die gesammte Literatur in Gefahr schweben wird, ihres Binde-Elementes beraubt, in zerstreute Trümmer eines nicht mehr übersehbaren Stoffes, in vergebliche Bemühungen einer längst geschwächten, einer erschöpften Kraft sich aufzulösen, wenn, von tausend drängenden Interessen des Lebens absorbirt, das Publikum den höhern, aber leisen Ansprüchen der Wissenschaft und Kunst nicht mehr zugänglich sein wird, — wird vielleicht der noch nicht ausgebeutete, noch nicht verdorrte Boden unseres Vaterlandes die Keime einer frischen und fröhlichen Wiedergeburt in sich aufnehmen und zu kräftigen Schößlingen emportreiben. Helle, nüchterne Köpfe für die

Wissenschaft, warme, fühlende Herzen für die Kunst (nicht wie es so oft umgekehrt vorkommt: Hitze in der Wissenschaft und Kälte in der Kunst), — das sind die Bedingungen, unter welchen jene Keime reifen können. So lange man noch Grillparzer's lebendige Geschöpfe als solche erkennt und ihnen lebendig entgegenfühlt, — so lange man noch, wie der Verfasser des vorliegenden Nachlasses, mit gerechtem Unwillen, oder wie es dem Naturell des Oesterreichers noch mehr zusagt, mit harmlosem Scherze die Arroganz einer dünkelhaften Leerheit beantwortet, — sind jene Hoffnungen nicht aufzugeben.

Betrachtungen

über einige Stellen aus Rahel und Bettina, mit Bezug auf den Aufsatz: Ueber die Wahrheit gegen die Welt und gegen sich selbst.

> Du frottement des cerveaux sortent les étincelles de l'esprit.
>
> *Diderot.*

Der Werth geistiger Aperçü's, eingegebener Gedankenblitze, ausgesprochener Resultate besteht hauptsächlich darin, daß wir unser eigenes Denken an ihnen entwickeln können. Wir haben solche étincelles d'esprit, und kämen sie aus der Feder der entschiedensten literarischen Autoritäten, nicht als Orakel, sondern als Probleme zu betrachten. In diesem Sinne können sie kaum paradox genug sein; denn ein Problem ist um so prägnanter, je schärfer

es den tiefen Widerspruch, den Dualismus, auf welchem alle Probleme beruhen, an's Licht stellt. Auch diejenige Eigenschaft, vermöge welcher solche Aussprüche gewöhnlich dunkel und nicht ganz verständlich genannt werden, wird uns, bei dieser Ansicht der Sache, eher willkommen als tadelnswerth erscheinen; denn je mehr im Dunkel gelassen ist, desto mehr gibt es an's Licht zu fördern; und, sollte es uns ja unmöglich sein, das Object zu entwickeln, so entwickeln wir, bei dieser Gelegenheit wenigstens uns selbst. Uebrigens bleibt der Ausdruck „unverständlich" immer relativ; und was dem Einen, der auf gleichen Lebenswegen und Denkpfaden ging, sehr klar einleuchtet, mag oft dem Andern, wenn auch Geist- und Erfahrungsreichen, sehr zweideutig und unklar erscheinen. Rahel's und Bettina's Briefe, Bücher, welche, aus dem Innersten zweier tiefen, eigenthümlichen Naturen hervorgegangen, auf befreundete Geister, nicht auf ein großes Publikum berechnet waren, bieten eine besonders große Anzahl solcher Aeußerungen, wie die, von denen wir eben sprechen. Da es nun keine fruchtbarere Unterhaltung gibt, als, bei eigenen Betrachtungen solche allgemein anerkannte Texte zu Grunde zu legen, und so zwischen diesen Geistern, dem Leser, und dem Commentator ein inneres Gespräch einzuleiten, so wird man uns, wie wir hoffen, nicht ungern folgen, wenn wir es unternehmen, einige bedeutende Sätze aus jenen Briefen genauer zu betrachten, und, in unserem Sinne, eine Deutung zu versuchen. Wir wählen hierzu diejenigen, welche in einem sehr wohlgemeinten und wohlgeschriebenen Aufsatze in den „Blättern für Literatur, Kunst und Kritik" (v. J. 1836,

Nr. 56 und 57) einer gewissen Dunkelheit und Unklarheit beschuldigt werden. Noch finde ich früher zu erwähnen, daß ich mich mit der Hauptansicht jenes Aufsatzes, um derentwillen er wahrscheinlich geschrieben ist, vollkommen in Uebereinstimmung fühle: — mit der Ansicht nämlich, daß diese Bücher für „junge, unerfahrene, besonders weibliche, Herzen" auf keine Weise geeignet seien. Es sollte aber auch billiger Weise Niemanden in den Sinn kommen, sie zu ähnlichem Gebrauche zu verwenden, oder nach diesem Umstande zu beurtheilen. Was soll die unerfahrene Jugend mit den Erlebnissen der außerordentlichsten Geister, zu deren Verständnisse kaum der Gebildetste reif genug ist?

Nun zu unserem Versuche. Wir beginnen bei Rahel.

„Unglück ist Schimpf des Schicksals; des wahren Unglücks schämt man sich, und man kann es auch daran erkennen."

Diesen Satz finde ich eben so bedeutend als deutlich, und im höchsten Sinne sittlich. Wer je in sich zum Bewußtsein der Humanität gereift ist, fühlt im tiefsten Kern seines Wesens den Anspruch auf Seligkeit, der mit unserer Würde zugleich geboren wird. Das Glück erscheint ihm als das heimatliche Element der Seele, das Unglück als Verbannung, und der traurige Ausspruch: Zum Leiden ist der Mensch geboren, — als der Weheruf der Verzweiflung oder Hypochondrie, nicht als Ergebniß billiger Weisheit. Das wahre Unglück ist dasjenige, welches den Geist sich selbst entfremdet, wo er sich in Banden irdischer Bedingnisse bis

zur Scham ernidriegt sieht. „Alle natürlichen Empfindungen — sagt irgendwo Frau v. Staël — haben ihre Verschämtheit;" das Unglück aber als Schande empfinden zu müssen, ist das Vorrecht einer sehr zarten, feinen und edlen Seele, die den Keim und das Verdienst zur Seligkeit in sich trägt. Das ist das Sittliche in jenem Satze, der, wie Alles, was Rahel sagt, vielleicht zu unbedingt aussieht; da sie gewohnt ist, sich immer ohne Schonung zu fragen und „ehrlich zu antworten," wobei sie denn, mit einer Art von Härte gegen sich selbst meist die schärfste und rückhaltloseste Art des Ausdrucks vorzieht. Wie nun überhaupt Rahel die Probleme des inneren Lebens mehr schroff hinstellt, während Bettina sie in himmlische Accorde auflöst, wie Rahel's Aeußerungen meist nur die feinen Verwirrungen aufgreifen, deren Fäden Bettina bis an den Ursprung in der Tiefe des Lebens oder ahnend bis in unendliche Höhen verfolgt, — so wird neben dem Satze Rahel's der folgende Bettina's eine zu weiterem Sinnen anregende Bedeutuug gewinnen: „Unglück ist vielleicht die geheime Organisation des Glücks; ein flüssiger Demant, der zum Krystall anschießt, eine Krankheit der Sehnsucht, die zur Perle wird." — Man könnte sagen: Rahel öffnet uns die Pforten des Hades, von wo nur eine kurze Strecke in's Elysium ist, auf welche Bettina deutet.

„Ich weinte und schrie laut (über ein Gedicht), sonst wäre mein Herz todtgeblieben."

Hier bedarf es wohl keiner Erläuterung, und die eben berührte Vorliebe für schneidende Ausdrücke erklärt, was allenfalls an einer solchen Wendung mißfallen könnte. Daß Thränen und der laute Aufruf das von Gefühlen jeder Art gepreßte Herz befreien, das unter der furchtbaren Last zu brechen wähnende wieder in's Leben wecken, — wer hätte das nicht erlebt oder doch gelesen? Erinnern wir uns dabei an die Nervosität, an erethistische Asthenie (womit ihr krankhafter Zustand zu bezeichnen wäre) der Schreibenden, und an den tiefen Einklang, den sie in ihrem Innern mit Goethe's Worten fast stets empfand, — so wird diese Emphase über ein Goethe'sches Gedicht von ihrem Seltsamen viel verlieren. Ein tiefes Wort aus dem Munde eines Dichters, der uns in geheimer Stille Freund, Vater, Lehrer, Geliebter geworden ist, im entscheidenden Momente mit einem Ruf des Geschickes, mit einem Bedürfnisse des Herzens zusammentreffend, hinterläßt für's Leben eine Spur im Inneren, als ob eine Gottheit dort verweilt hätte.

„R. weiß nur, was er gelernt hat, und das ist wenig; denn man kann nichts lernen, als was man schon weiß."

Wenn diese Behauptung paradox ist, so ist sie wenigstens nicht neu; denn Platon hat sie vor zweitausend Jahren gemacht. Er hat das Lernen äußerlicher Fertigkeiten, welches ein unorganisches Zunehmen per aggregationem ist, von dem Lernen des inneren Menschen, welches ein organisches Wachsthum von Innen heraus ist, tief unterschieden, und begriffen, daß der Mensch ewig nichts anzueignen ver-

ıg, was nicht von Anbeginn sein eigen war, daß alles
istige Wachsthum nur eine Entwickelung der jedem Men-
en eingepflanzten Idee ist, ein sich Bewußtwerden, eine
elbstoffenbarung, eine Rückerinnerung. Das was R. ge-
:nt hatte und wußte, war jenes Erste, was freilich wenig
, und sei es noch so viel (multa, non multum); das
ıs man schon weiß, ist man während der Dauer des
nzen Lebens zu lernen beschäftigt. Wer auf die Ge-
ichte seiner Bildung zurückschaut, wird deutlich gewahr
:rden, wie das ganze Leben nur Lernen, das ganze Lernen
:r ein Achtgeben auf die Entfaltung der mit uns zur
elt geborenen Idee ist. Das Practische eines solchen
ısspruches empfinden wir Schriftsteller oft nur zu bitter,
:nn wir bemerken müssen, daß all unser Aufwand an
orten und Gründen für unsre heiligsten Angelegen-
iten ganz vergebens bei Solchen ist, denen nicht schon
iher dieselben Angelegenheiten heilig geworden sind, — be-
:rken müssen, daß eigentlich Niemand von uns lernt, als
er schon gelernt hat, — Jeder nur lernt, was er schon
eiß, so, daß man im Augenblicke des Unmuthes wohl alles
chreiben und alles Geschriebene für unnütz halten möchte;
:nn wer es versteht, braucht es nicht, und wer es brauchte,
rsteht es nicht. In einem solchen Momente schrieb ich zu
einen Resultaten:

Du wirst, um Lehrer sein zu dürfen,
Gar manches bitt're Tränkchen schlürfen;
Und darfst du's sein wie irgend Einer,
Den alle Welt preist, —
Was frommt es auch? Glaubt dir doch Keiner,
Der nicht schon selbst weiß!

„Ich beneide keinen Menschen als um Dinge, die Niemand hat.“

Rahel empfand so schmerzlich, und man kann wohl sagen mit einer krankhaften Philantropie die Leiden und Verwirrungen, in welche das menschliche Geschlecht, wie es scheint, unauflösbar verflochten ist, daß ihr ein hingeworfenes Wort, worin sie die Verachtung dieses Elendes ausspricht, wohl zu verzeihen ist. Warum auch könnte ein reineres Wesen den thörichten Haufen beneiden, als um Dinge, die ihm fehlen, die aber nur Wenige schmerzlich vermissen, während die Mehrzahl im Wahne des Besitzes stolzirt? „Die Natur,“ sagt Rahel anderswo, „wendet den großen Blick weg von dem wimmelnden Haufen Elend;“ sie aber blickt mit einer Art von Neid auf den beglückenden Wahn der Menge. Als ein würdiger Offizier mit einem neuen Kadetchen, welches sich selbst beliebelte, vorüberging, sagte ein Freund zu mir: Ich beneide den Jungen mehr um das, was er nicht ist, als den Alten um das, was er ist.

„Alle Menschen waren dereinst Ein Mensch.“

Dieser Satz ist aus der Verbindung gerissen, gibt aber Anlaß genug, sich der Geschichte und des Zustandes der Gegenwart vergleichend zu erinnern. Betrachten wir die in tausend und tausend Individuen zertheilte und reflectirte Bildung unserer Tage, — bekennen wir uns dabei, daß durch eine solche Ausbreitung und Refraction doch nur das Eine, ursprünglich und endlich, ungetheilte Licht der Humanität sich in vielfältigen Strahlen über

die Menschheit ergossen, — so möchte man für eine solche Wahrnehmung keinen besseren symbolischen Ausdruck finden können, als jenes Wort: Alle Menschen sind einst Ein Mensch gewesen, — und man möchte mit froher Zuversicht hinzufügen: und werden dereinst wieder Ein Mensch sein. Denn das Leben der Menschheit wie des Menschen scheint ein Cyklus zu sein, — ein Kreislauf, in welchem das Ursprüngliche vereinzelt, gebildet und geläutert, der Anfang als Ende wiederkehrt. So lernt man, was man weiß, so wird man, was man war.

„Nur Thörichtes gelingt, weil nur thörichtes Streben einseitig ist, und ein besseres die Zustimmung verschiedenartiger Dinge fordert."

Dieser Ausspruch ist leider! nur zu verständlich, nur zu wahr. Wir sehen ihn alle Tage auf's Traurigste bekräftiget. Das einseitige Bestreben findet leicht Wege, sich durchzusetzen, indem es irgend eine vereinzelnte Kraft auf Kosten der andern in Bewegung setzt, während das Gute, das Große sich verlassen sieht, das nur durch jene mächtige, aber unscheinbare und selten zusammentreffende Harmonie von Kräften gedeihen kann, die meist nur die Vorsehung aus dem Schooße der Zeiten ruft. Um nur Ein Beispiel anzuführen, setze ich die Worte eines Kunstfreundes her: „Das Schöne gehe wirkungslos vorbei? Man bedenke, was zu seiner Wirkung gefordert wird! Große Intention des Kunstwerks, Begeisterung des Darstellers, Virtuosität der Ausführung, inneres Verlangen

des Genießenden und momentane günstigste Stimmung, glückliche Constellation der Zeit= und Raumverhältnisse, Mittheilung, freier Zusammengenuß des Werkes mit Gleichen; — wie oft trifft nun das zusammen?" — Und so ist es in allen Wirkungskreisen. Exempla sunt odiosa, und nicht einladend, länger bei diesem Kapitel zu verweilen.

An den, im erwähnten Aufsatze noch folgenden Stellen ist es wohl eher das Gewagte, als das Unklare des Ausdrucks, was Bedenken erregt hat. Sie sind völlig unverkennbar, und jeder Commentar würde eine bloße Wiederholung vorstellen. Wir dürfen uns also zu der eigentlichen Pythia, zu Bettinen, wenden.

„Die Wahrheit hat keinen Leib; aber das sinnliche Leben ist die Spur ihres Weges."

Bettina, frühzeitig in sich selbst eingekehrt, in die Mysterien des geistigen Daseins eingeweiht, ist zur Ueberzeugung gelangt, daß Wahrheit nur im Leben des Geistes ist. Sie faßt die Idee Wahrheit als Substantiv rein und unvermischt auf: mag der Mensch in Wort und Thaten, die Natur in folgerechten Wirkungen wahr erscheinen, — die Wahrheit selbst hat keinen Leib; sie theilt nur allem Lebendigen etwas von ihrem Geiste mit, wie einen Hauch ihrer göttlichen Existenz; sie kann sich nicht verkörpern, nicht vermischen mit den vereinzelnten, vergänglichen, dem Scheine unterworfenen Dingen, ohne aufzuhören, die Wahrheit selbst zu sein. Wahrheit ist

nur in Gott, und Gott ist körperlos. „Von der Wahrheit zu reden," heißt es im Poemander des Hermes Trismegistos, „darf der Mensch, dieß mangelhafte, aus mangelhaften Theilen bestehende Thier, dessen Hülle aus Verschiedenartigem zusammengesetzt ist, nicht wagen. Bekommt aber unsere Denkkraft Einfluß von oben, so bildet sie die Wahrheit nach." Und das ist es, was die zweite Hälfte ihres Satzes sagen will. „Dieses sinnliche Leben, wie es aus der Hand der ewigen Weisheit und Güte fließt, was kann es dem ernsten Denker, der das Auge seiner Seele von dem Wandel der Phänomene abwendet, anders bedeuten, als ein Zeichen eben jener Weisheit und Güte? Eine Spur des Weges zur Wahrheit. Liegt doch in dieser Betrachtung die ganze Philosophie! Denn alle Weisheit des Menschen ist nichts, als ein Aufsuchen göttlicher Spuren. Wer in den irdischen Begebenheiten ewige Offenbarungen ahnet, hat den ersten Schritt auf jenem Wege gethan, hat den Schleier der Isis gelüftet. Es weiß und übt dieß jeder ruhige Forscher, jeder praktisch gute Mensch nach seiner Weise; und wenn wir in der Darstellung zu platonisiren schienen, so haben wir es mit einer Diotima zu thun gehabt.

„Denken ist Inspiration der Freiheit."

Fast möchte ich ihn hier herbeirufen, den Aristoteles von Amsterdam (denn, im Vorbeigehen gesagt, möchte mehr Verwandtschaft zwischen ihm und dem Spinoza von Stagira aufzufinden sein, als man wohl glaubt); hat

doch Keiner seiner vor-, mit- und nach-gebornen Brüder das Verhältniß des Denkens und der Freiheit schärfer und allseitiger bestimmt, als er! Jeder Mensch, der nur einmal dazu gelangt ist, über das Denken zu denken, schreibt sofort dieser Sphäre seines Daseins das zu, was er seine Freiheit nennt. Wir sind frei, in so fern der Gedanke unser leibliches Dasein durchdringt und beherrscht. Aber diese Freiheit, ist sie ein Privilegium der Willkür? von welcher Art ist der Geist, der schöpferisch in ihr waltet? der sie inspirirt? ist es nicht eben der Gedanke, der mit ihr Eins ist? und ist es nicht der Geist Gottes selbst — um symbolisch zu reden — der in uns denkt, einem ewigen Gesetze gemäß, dem wir eben durch unsere Freiheit unterworfen sind, — so daß das Denken in uns gar wohl Inspiration der Freiheit zu nennen wäre; wodurch das Verhältniß unserer Freiheit zum göttlichen Walten, im Gesetzlichen des Denkens, das uns doch nur von oben kommt, kühn und bedeutend ausgedrückt ist?

„Geheimniß ist Instinct der Phantasie.“

Bei den zwei letzangeführten Sätzen, wie bei so vielen, die man aus Büchern oder Gesprächen hervorhebt, ist wohl Acht zu haben, daß man nicht jede Aussage. deren Glieder die Kopula „ist“ verbindet, für eine Definition ansehe und als solche beurtheile. So handelt es sich hier nicht darum, was Geheimniß sei, sondern welchem Vermögen des Menschen die Beziehung darauf zugetheilt sei. Man könnte in diesem Sinne eben so gut

sagen: Liebe ist Instinct des Gefühls, Wahrheit des Verstandes; denn wie dem Triebe des Gefühls der entgegenkommende, dem Forschenden des Verstandes die Wahrheit, so entspricht dem Ahnenden der Phantasie das Geheimniß. Da nun Liebe das eigentliche und tiefste Geheimniß ist, so mag Bettina wohl Recht haben, wenn sie nur demjenigen den Boden für ihren Samen zugesteht, der ihrer Ahnung fähig ist. In ihr selbst war das ahnende Vermögen, die Phantasie, auf's Höchste ausgebildet; es war ihr ganz eigentlich das Organ, wodurch sie die übersinnliche Welt vernahm, welche das geoffenbarte Reich der Liebe ist. Ihre musikalischen Theoreme sind auch auf diesem Boden gewachsen, und werden auch nur von Solchen ganz verstanden werden, die gleicher phantastischer Gaben, wie sie, theilhaftig geworden sind. Sie gibt sich oft genug Mühe, uns die Art, wie sie zu ihren Eingebungen gelangt, deutlich zu machen; bald nennt sie's Ahnen, bald Träumen; aber was hilft alles Beschreiben? es sind eben Zustände; Zustände aber lassen sich weder definiren, noch durch irgend einen Apparat des Verstandes oder Willens absichtlich hervorbringen. Sie müssen, wie das Glück und das Unglück, erwartet und dem, der sie erlebt hat, geglaubt werden.

Und so glaube denn auch ich, bei dieser Bemühung, das Vereinzelte seiner Verkettung, in der allein es lebendig und klar wird, wieder zu geben, nur Eines befürchten zu müssen: den Umstand nämlich, daß diejenigen, die zu dem Grundtexte keinen Schlüssel in sich fanden,

auch meine kurzen Erörterungen dunkel finden werden. Denn mit dem Erklären ist es eine eigene Sache. Ist etwas nüchtern gedacht, und bloß durch die seltsame Stellung oder Wendung der Worte unverständlich, so darf man nur diese Worte umstellen, oder ihnen andere ein- und unterschieben, — und das Verständniß ist bezweckt. Wo aber irgend etwas eigenthümlich und neu aus der Tiefe des Geistes tritt, da ist alles Erklären bloß ein Umschreiben, eine Variation. Wessen Ohr aber dem einfachen Satze des Thema's nicht zugänglich ist, wie sollte es ihm durch die Combinationen des Variirens deutlicher werden? Es ist also in diesen Dingen das Meiste dem eigenen Entwicklungsgange zu überlassen. Doch kann dabei in Betracht kommen, daß bei der großen Mannigfaltigkeit unserer Kultur fast jedem Gebildeten eine typische Form zur Gewohnheit geworden ist, in die er das Neue, das Fremde erst bringen müßte, um es sich anzueignen. Kann man nun das Originelle, was sich seine Form mit zur Welt brachte, einer mehr cursirenden nähern, ohne von seinem Gehalte etwas zu opfern, so darf man wohl hoffen, etwas, wenn nicht zur Vermehrung, doch mindestens zum erweiterten Mitgenusse des Weltbildungs-Kapitales beigetragen zu haben. Einzig dieser wohlgemeinten Absicht wünschen die eben mitgetheilten Zeilen zu genügen; einzig um ihretwillen sind sie geschrieben.

1. **Briefe über Goethe's Faust**, von M. Enk. Wien, bei Fr. Beck. 1834. 80 S. 8.

2. **Goethe's Faust.** Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theiles dieser Tragödie, von Dr. F. Deycks. Koblenz bei K. Bädecker. 1834. 148 Seiten. 8.

„Jetzt, da Jeglicher liest, und viele Leser das Buch nur
„Ungeduldig durchblättern, und, selbst die Feder ergreifend,
„Auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pfropfen,
„Soll auch ich . . . .
„Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
„Daß auch andere wieder darüber meinen, und immer
„So in's Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze."

Goethe, I.

Indem ich es unternehme, über zwei, eben so bedeutende als von einander abweichende Schriften, von meinem Standpunkte aus mich auszusprechen, bekenne ich, mich in einer sonderbaren Lage zu empfinden. Der Verfasser von Nr. 1, ein denkender, gemüthlicher, wohlgeübter Schriftsteller, der auf jedem Blatte des rein und reif concipirten, gewandt und folgerichtig durchgeführten Ganzen beweist, wie sehr es ihm Ernst, und um das Letzte, Höchste zu thun sei, wie tiefe, strenge Blicke er in Stunden der Ruhe wie der Prüfung in sein eigenes Innere gethan habe, — der uns durch alles das unwiderstehlich für sich gewinnt, und dessen Schrift von beiden in Bezug auf Form und Behandlung unläugbar den Vorzug verdient, — dieser Schriftsteller befindet sich in Rück-

ficht auf das Werk, das er bespricht, auf einem Standpunkte, der dem, welchen ich einzunehmen mich genöthigt sehe, gerade entgegengesetzt ist. Der Verfasser von Nr. 2, weniger auf die Verkettung des Ganzen eingehend, als, dem bescheidenen Titel „Andeutungen" gemäß, von Scene zu Scene wie auf dem Spaziergange vorüberwandelnd, wobei er denn Manches liegen läßt, Manches wieder mit einer Aufmerksamkeit und mit einer Armatur, die aus allen Winkeln der Rüstkammer menschlichen Wissens herbeigeholt ist, zu durchdringen strebt, — durchgehends mehr auf's Einzelne gerichtet, — dieser Commentator stimmt mit dem, was ich über das zu Grunde gelegte Werk bekenne, dergestalt überein, daß ich Manches fast wörtlich so wiederfinde, wie ich es in einem kleinen Aufsatze (Schreiben an einen Freund über den zweiten Theil von Goethe's Faust, Wiener Zeitschrift für Kunst u. s. w. December 1834) auszudrücken bemüht war, der dem Verfasser gewiß so wenig, wie mir sein Büchlein vor diesem Augenblicke zu Gesichte gekommen ist. Eine solche Uebereinstimmung bleibt angenehm, auch da, wo eine auf Klarheit beruhende Ueberzeugung sie zu erwarten berechtigte. Doch werden sich im Verlaufe einige Differenzen finden, die wohl, sobald zwei Menschen sich über Gegenstände der inneren Welt ausdrücken, niemals fehlen werden. Und vielleicht ist das der eigentliche Zweck und die fruchtbarste Eigenschaft jener Art Werke, zu welcher ich den zweiten Theil des Faust zähle, daß sie solche Stimmen des Innern wecken und ertönen machen; wenn sie nun auch da und dort dissoniren: sie werden ins Ganze auf-

genommen, und die Harmonie wird irgend einmal zum Vorschein kommen. Anders freilich ist's bei reinen Werken der Kunst, auch dichterischen, die jeden Gebildeten entzücken, bei denen der Mangel an Wohlgefallen daran nicht aus verschiedener Meinung oder Maxime, sondern aus Mangel an Bildung herrührt. Daß nämlich der zweite Theil Faust's nicht in dieß Gebiet gehöre, das ist es eben, wovon wir, ehe wir ein Wort über ihn verlieren, ausgehen müssen; und was gewiß praktisch schon dadurch völlig bestätigt wird, daß zwei so ausgezeichnete Denker, wie die Verf. beider vorliegenden Schriften so ganz verschieden, ja entgegengesetzt darüber urtheilen. Bei einem reinen poetischen Kunstwerke, wie z. B. dem Agamemnon des Aeschylos, Goethe's Iphigenia, wird dieser Fall nie eintreten. Denn das Wissen entzweit, die Kunst aber versöhnt. Von dieser Basis also muß auch ich, wenn ich meine jetzige Aufgabe lösen will, wieder beginnen, und darf dabei dasjenige, was ich in oben erwähntem Aufsatze nur aphoristisch hingeworfen, wohl dem Urtheile des Aufmerksamen näher bringen, wobei ich das meine an den beiden Werken vergleichend prüfen, und so die Formel für uns alle Drei aussprechen kann. Denn von Lob und Tadel ist hier die Rede nicht, sondern von Meinungen; — und jede dieser Schriften für sich genetisch zu entwickeln und zu verfolgen, würde den Raum eines eigenen Buches erfordern, und am Ende überflüssig sein, denn die Schriften liegen Jedem vor.

Zuvörderst also bleiben wir gleich bei jener Eintheilung stehen, unter welcher ich oben die Werke der Dichtkunst zu begreifen gesucht habe: denn hier wird entschieden, ob und wie der zweite Theil des Faust überhaupt zu besprechen sei? „Die eigentlichen Werke der „Kunst," so beiläufig drückte ich mein Bekenntniß in erwähntem Aufsatze aus, „sind symbolisch; ihre Gebilde „lebendig, individuell, organisch, keine Abstraktionen, son„dern allenfalls Typen; bloß sich selbst, aber durch sich „Alles bedeutend; in dem Sinne, in welchem die Natur „Symbol des Schöpfers ist. Ueber diese Werke ist kaum „zu reden. Sie sprechen sich selbst aus. Eine andere „Art bilden die allegorischen Werke der Dichter. Hier „ist alles Absicht oder dient ihr. Die Gestalt muß der „Bedeutung weichen. Wir sind auf dem Gebiete der An„sichten. Der Kampf der Meinungen erhebt sich. Hier„her gehört der zweite Theil des Faust." Hier finde ich mich nun sogleich bei dem Verfasser von Nr. 2 zu Hause. Denn ich lese S. 66: „Von der Bedeutsamkeit einzelner „Gestalten bis zur wirklichen Allegorie ...... ist nur „ein Schritt. Das Vorwalten der Allegorie entdecken „wir besonders in Goethe's späteren Werken ...... „Das Schöne des klassischen Alterthums ist auch Sinn„bild der Natur; aber ohne Reflexion. Daher ist die „Romantik in höherem Grade allegorisch, die Antike sym„bolisch." Wir treffen hier selbst im Ausdrucke zusammen. Nur scheint der Verfasser seiner eigenen Ansicht nicht ganz treu zu bleiben, wenn er am Schlusse die bildlichen Darstellungen der, nach ihren verschiedenen Cha-

rakteren und Lebensläufen auf verschiedene Weise Büßenden und Geläuterten, allzu historisch und persönlich auffaßt. Denn, wenn auch der Dichter eine geschichtliche Grundlage anzudeuten für gut fand, so mag es dabei sein Bewenden haben; um historische Nachweisung ist es hier gewiß nicht zu thun. Und wenn wir das recht bedenken, so fällt zugleich der Vorwurf weg, den der Verfasser in Bezug auf das Dogma dem Dichter zu machen nicht ungeneigt scheint. Was nun diesen allgemeinen Gesichtspunkt betrifft, so finden wir hierin auch den Verfasser von Nr. 1 mit uns im Einverständniß; denn seine ganze Schrift geht vom ethischen Standpunkte aus. Er begreift also den Urtext auch als allegorisch. Das Wie scheint also abgethan; es erübriget das Was. Und hier scheiden sich unsere Wege. Die Entscheidung aber wird uns nicht gleichgültig dünken, — wenn wir uns erinnern, daß wir in dem wundersamen Büchlein, wie es Hr. D. anerkennt: „das Werk des Goethe'schen Lebens vor uns „haben, das gleichsam sein Vermächtniß bildet (S. 30)." Hier frägt es sich nun: Ruft uns der Verklärte von drüben zu, wie ich es aussprach und empfinde, wie es Hr. D. mit mir gefühlt, wenn gleich nicht als Hauptwort hingestellt: Liebt, strebt und wirkt, ohne zu ermüden, nach euren Gaben: und euch wird Gnade werden! — oder ist es an dem, wie der Verfasser von Nr. 1 ausspricht: daß nichts im zweiten Theile des Faust's „als „Grundidee nachweisbar wäre? nichts, als die reine Willkür, die das Geschaffene in ein Nichts auflöst? (Seite „66.) — —" Wenn es so wäre, es wäre, bei den Göt-

tern! gar zu schlimm. Um uns hierüber zu trösten, scheint es denn doch unerläßlich, so wenig wir auszuschweifen gedenken, ein Bischen näher auf die Betrachtungsweise Herrn Enk's einzugehen.

In dem ersten seiner sechs Briefe entwickelt der Verfasser wahrhaft philosophisch und in einer anmuthigen Folge der würdigsten Betrachtungen die schmerzlichen Zustände, die den strebenden Menschen auf der Dornenbahn des Lebens erwarten; die Täuschungen der Fantasie, des Herzens, des Kopfes, wie der Begierde; und die Entzweiung im Innern des Ringenden, die endlich eintritt; und die er als den Quell anzeigt, von dem die ganze Geschichte Faust's ausströmt; worin wir ihm völlig beistimmen.

Aber schon im zweiten Briefe sehen wir mit Mißbehagen den geistreichen Verfasser diese vortrefflichen Erörterungen wie vergessen, und den Charakter Faust's, der alle jene Richtungen in sich faßt, der, wie Hr. D. ganz richtig sagt „den forschenden, sinnenden, träumenden, dichtenden Deutschen vom besten Schlage, mit Einem Worte „— Goethe'n selbst in seiner frühern, auch wohl spätern „Epoche darstellt (S. 13)," ganz willkürlich nur von wenigen und den schlimmsten Seiten auffassen, als „hochmüthig und genußgierig (S. 27)," und ihm „jedes Ziel eines kräftigen Strebens (S. 28)," ja bald darauf (S. 29), im dritten Briefe, jedes Streben überhaupt absprechen. Und hiermit wäre im Voraus dem zweiten

Theile der Dichtung jeder Gehalt benommen: denn auf dem Streben allein beruhet dieser. In rastloser Thätigkeit sehen wir Faust vom Anbeginn bis zu seinem Gerichte unter Schmerz und Lust beharren. Freilich können wir ihm nicht überall Beifall spenden, denn

„es irrt der Mensch, so lang er strebt;"

aber unsere Theilnahme, denn auch wir sind Irrende und Strebende, können wir ihm nicht versagen. Wir fühlens im Tiefsten:

„Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
„Ist sich des rechten Weges wohl bewußt;"

und das stille aber dringende Bedürfniß unserer Herzen läßt uns von der ewigen Gnade Barmherzigkeit für den Durchgeprüften hoffen; die uns denn auch am Schlusse durch die Worte der Engel verheißen wird:

„Wer immer strebend sich bemüht,
„Den können wir erlösen."

Wir hören diesen Chor mit der innigsten Befriedigung, glauben in ihm das Lösungswort des Ganzen zu haben, und sind weit entfernt, den Dichter oder sein Geschöpf strenger zu richten, als es das Maß der begränzten Menschheit gestattet. Wir denken vielmehr an uns selbst, und danken dem Dichter, der uns so freundlich zu beruhigen weiß. Jeder Wissende mag hiernach beurtheilen, ob der Verewigte (wie Fr. Wähner wähnt, und Hr. E.

S. 30 zu bestätigen scheint) „der nöthigen Bekanntschaft mit den Labyrinthen metaphysischer, sittlicher und religiöser Nachforschungen ermangelt habe;" der große Mann hat wohl in Tiefen geschaut, vor deren bloßer Ahnung Hunderte erstarren würden; er hat in der heiligen Einsamkeit seines Busens Dinge abgethan, die man, wie die Eumeniden bei den Alten, nicht beim Namen rufen darf; und wir dürfen ja am Ende auch nur sagen:

„— er ist ein Mensch gewesen,
„Und das heißt ein Kämpfer sein."

Hier mögen wir wohl auch einschalten, daß wir Stellen, wie die S. 72, wo es heißt: „daß von allen Heroen „der deutschen Literatur kein Andrer dem Geist seiner „Zeit ...... so wenig verwandt sei, als Goethe, dem „die höchsten Interessen derselben ...... bis auf einen „gewissen Grad immer fremd geblieben sind;" nicht wieder zu hören wünschten. Darüber sollten wir nun wohl hinaus sein, und ein geist- und gemüthvoller Kritiker sich nicht einer Brille bedienen, welche die Augen unberufener Sprecher bisher getrübt hat. Hiervon genug. Und wir begleiten Herrn C. zu seinem vierten Briefe, worin er, dem Vorangeschickten freilich entsprechend, darzuthun sucht, daß der erste Faust ewig Fragment hätte bleiben müssen, „weil das Leben selbst nur ein Bruchstück sei (S. 52)." Gut und wahr! allein wir müssen gedenken, daß das Leben des Einzelnen eben nur dadurch aufhöre, Fragment zu bleiben, daß es von einer ewigen Macht und Weisheit, deren Wege wir nicht durchdringen, in eine höhere

Sphäre aufgenommen wird; was darzustellen gerade die Aufgabe des Abschlusses des zweiten Theiles, und somit des Ganzen, gewesen ist. Freilich wird dieser Abschluß unbegreiflich, wenn man, wie Herr E. (S. 55) im fünften Briefe, die vier ersten Akte des zweiten Theils ganz überspringt, die das weitere Irren, Streben und Genießen Faust's darstellen; und so den Anfang ohne Vermittlung willkürlich an's Ende knüpft.

Hier zeigen sich nun die falschen Früchte jenes oben gelegten Samens des Irrthums. Wie? Mephistopheles (S. 64) hätte seine Aufgabe gelöst? diesen „Geist von seinem Urquell abgezogen?" wann und wo hätte sich Faust „auf das Faulbett gelegt?" wann ist er im Genusse eingeschläfert worden? Das Vorgefühl der Früchte eines wohlthätigen Wirkens, das Höchste, was der Mensch auf diesem Planeten edel zu genießen berufen und befähigt ist, betrügt den höllischen Geist, der das nicht faßt, mit dem Scheine der Erschlaffung; und der Mann, der in diesem Wirken und Bauen sein irdisches Ende erreicht, sollte der vor dem Ewigen nicht Gnade finden? —

Ich glaube genug gesagt zu haben, und darf auf das Formelle im Gedichte übergehen, wo ich mitunter mehr Anlaß finden kann, mit Hrn. E. übereinzudenken, als bisher. Gewiß ist's, daß der Verf. von Nr. 2 den poetischen Werth des zweiten Theils von Faust, als Ganzes, etwas zu hoch anschlägt; obwohl er zugleich sehr richtig die Gründe angibt, warum dieser Werth nicht so groß sein könne. Wie kann man erwarten, daß ein Gebilde völlige Einheit der Form, der Stimmung, jene Har-

monie der Theile und sanft geschwungenen Uebergänge an sich tragen soll, die echten Kunstgebilden zukommen, — welches im Jahre 1770 concipirt, im Jahre 1831 vollendet ward, und das bei einem Dichter, wie dieser, dessen Inneres, wie vielleicht das keines Andern, in einem perpetuirlichen Fortbildungs-Umschwunge begriffen war? Daher die Forderung so Mancher, die den Faust so fortgeführt wollten, wie er anfing; weil sie seitdem auf derselben Stufe des Lebens verharrten, während der Dichter ganz andere Regionen, die Jene nicht ahnen, durchklomm; daher aber auch die auffallende Verschiedenheit in der Ausarbeitung der einzelnen Partien, von denen manche, wie z. B. die Helena, die höchste Stufe, auf welcher der Dichter je stand, bezeichnen, was durch Hrn. D. (S. 75) aus einem Briefe Goethe's an Schiller, vom Jahre 1800, wo dieser Arbeit erwähnt wird, begreiflich erscheint; andere wieder, z. B. die Scenen des vierten Aktes, wenigstens theilweise, die Spuren eines vorgerückten Alters unläugbar an sich tragen. Doch aber möchten wir nicht mit dem Verfasser von Nr. 1 sagen, „daß wir, auch mit der aufrichtigsten Verehrung für den Dichter, die klassische Walpurgisnacht nicht zu Ende bringen können, ohne zu sagen:

„Mir widersteht das tolle Zauberwesen!“

(S. 68) oder, daß es Mühe koste, das Ganze dreimal zu lesen (S. 69); wenn es so wäre, — woher „die aufrichtigste Verehrung für den Dichter?“ — Auch können wir keinem der beiden Erklärer beistimmen, wenn sie (Nr.

1 S. 62; Nr. 2 S. 111) wünschen, die Scene zwischen Mephistopheles und den Engeln möchte ganz oder theilweise unterdrückt worden sein. Warum soll der alte nichtswürdige Schelm plötzlich aus seiner Rolle fallen? Und das Gemeine ist, wie ihn Goethe gebraucht hat, seine Rolle; er ist das Negative in Allem, wie Mrs. Jameson (Frauenbilder &c. u. s. w.) so gründlich bemerkt; anders mögen sich Lessing's, Klinger's, Müller's u. a. Dämonen benehmen; dieser aber ist nun einmal „der Schalk" und der schmutzige „Herr der Ratten, Mäuse, Fliegen, Wanzen, Läuse!"

Daß uns aber durch den zweiten Theil des Faust jener Zauberhauch von ahnungsvollem Jugendleben nicht anweht und umwittert, der den ersten durchzieht; nicht wie in diesem die Gestalten des dahintaumelnden Lebens, wie im Fluge magisch festgebannt, und ihre Seelen wahrhaft verkörpert erscheinen, — der Moment, die Epoche, die Stimmung, nicht mit jener, zum zweitenmale nicht mehr erreichbaren Unmittelbarkeit, die den Kern unseres Lebens trifft, ausgesprochen, das sei dem Verfasser von Nr. 1 willig zugegeben. Und wir dürfen mit diesem Zugeständniß einstweilen von dem trefflichen Verfasser der Melpomene Abschied nehmen, um von Nr. 2 noch einiges Nähere beizubringen.

So wie Hr. E. überall als Selbstdenker und Erfahrener erscheint, dem es vorzüglich um Beruhigung und Abschließung in sich selbst zu thun ist, so gibt sich Hr. D. alsbald als Verehrer Goethe's zu erkennen, der es

nicht scheut, eine unerquickliche Menge halbvergessener Folianten zu durchwühlen, und die Waffen einer allerdings respectabeln Gelehrsamkeit anzuwenden, um die eigentliche Festung des verehrten Mannes zu erobern. Und wenn er in dieser Taktik auch unläugbar glücklich ist, indem er, wie es uns scheint, überall die Pforten des Gedichtes aufgeschlossen, so möchten wir doch hinzufügen, daß es solcher Rüstungen kaum bedurft hätte; da ein offener Sinn, ein empfängliches Gemüth, ein Geist, der durch Erfahrung selbst zu Resultaten gelangt ist, und eine genetische Kenntniß Goethe's völlig ausreicht, um in diesem testamentarischen Werke des Unsterblichen nichts Wesentliches unergründlich oder räthselhaft zu finden. Wie denn auch unsern Verfasser dieses Suchen und diese Exegese hin und wieder zu weit geführt hat; wie S. 20 die Stelle: „Blut ist ein ganz besondrer Saft" — unnöthiger Weise auf theologische Betrachtungen bezogen wird, was, wie ich oben schon anführte, am Schlusse wieder der Fall ist. Auch wird den naturwissenschaftlichen Ansichten, die allerdings, aber nur im Vorübergehen, mit „hinein geheimnisset" sind, auf Kosten der eigentlichen ethisch-practischen Tendenz, zu viel Wichtigkeit eingeräumt. Die Schrift unseres Enk ist Herrn D. wohlbekannt; auch weiß er sie an manchem Orte zu würdigen; gibt aber in der Vorrede (S. VI) nicht undeutlich zu erkennen, daß die seine, wenn gleich früher entstanden, als ein Gegengewicht in der Schale des öffentlichen Urtheils zu gelten wünscht. Der Gegensatz zwischen dem ersten und zweiten Theile Faust's wird nicht genug herausgehoben; wiewohl

Stellen, die der Verfasser aus Briefen Goethe's u. a. anführt, ihn nahe genug legten. Der erste Theil, in Jugendglut empfangen, aus „überfreier Gesinnung" (Dicht. u. W. III.) hervorgeströmt, sucht das Gränzenlose. Der zweite Theil, das Ergebniß eines Lebens voll Prüfungen, bringt das Gesetz, mit ihm die Beschränkung, und hat in diesem Sinne die dem ersten entgegengesetzte Richtung. Reiner Thatendrang (S. 20) wird endlich, von tausend Felsenwänden zurückgestoßen, in die Bahn des allgemeinen Besten einlenken, und eine Bestimmung selbstbewußt, mit höhern Kräften vereinigt, erfüllen, der er, in einem weitern Sinne, auch während des Irrstrebens seinen Pflichttheil unbewußt zollte. Denn wir erfüllen die Zwecke der Vorsehung, wollend oder nicht wollend. „Weil die That „überall entscheidend ist, so kann aus einem thätigen Irr„thume etwas Treffliches entstehen; weil die Wirkung je„des Gethanen in's Unendliche reicht." (G. 49, S. 15.) — Daß uns Hr. D. überall aufmerksam macht, die Maximen Mephisto's als solche, und nicht als die des Dichters, aufzunehmen, erscheint dankeswerth. Hieraus wird mancher Irrthum verhütet, manche Anschuldigung zurückgewiesen. Unterrichtete wissen die einzelnen Stellen wohl zu unterscheiden, wo sich der Weise allerdings hinter den Schalk versteckt. Es sind die, wo er zu negiren hat, — wo das Leben mit seinem großen Schatten das Licht von oben verdüstert; aber der Schatten, der wohl über jeden von uns hinzieht, schwindet wieder, und läßt nur wenige Spuren, wie die Rhythmen des Unmuths im Divan, zurück. Nur im Faust erkennt Hr. D. mit Recht überall

das Spiegelbild jenes großen Lebens. „Keine Richtung „desselben blieb hier ohne Denkmal. Der Zwiespalt ist „einmal vorhanden. Ihn lindern durch fortgesetzte Thä„tigkeit, wird fortan Bestreben ...... Er ist glücklich „und bliebe es, stünde nicht Mephisto ihm ewig drohend „zur Seite.“ (S. 22.)

Diese Stelle ist in allem, was wir über Faust bisher zu lesen hatten, die einzige, die auf ein Verständniß dessen hindeutet, was eigentlich die Achse des Ganzen ausmacht: wie sich nämlich Mephistopheles zu Faust, und beide zu Goethe verhalten. Jene dunkle Macht ist ein Stück von Faust's Innerem, und Goethe hatte sich's klar gemacht, wie Faust und Mephisto nur die Theile seines eigenen Innern seien. Denn im Menschen lebt die nach dem Höhern strebende, die bejahende, so wie die herabziehende, die verneinende Gewalt.

„ . . . Daß dem Menschen nichts Vollkomm'nes wird,
„Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
„Die mich den Göttern nah und näher bringt,
„Mir den Gefährten . . . .
„ . . . . der kalt und frech
„Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts
„Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.

Dieses Princip ist in der Brust des Menschen, wie im Weltall, das Vergängliche, das Irdische,

„ . . . . es setzt der ewig regen,
„Der heilsam schaffenden Gewalt
„Die kalte Teufelsfaust entgegen,
„Die sich vergebens tückisch ballt.“

Vergebens! denn wie die irdische Hülle ihr Raub ward, ruft eine höhere Macht den Geist zu andern Wirkungssphären. Das ist Faust's Ende; das ist der gelöste Pact.

Goethe's eigene Aeußerungen über das Werk, mit denen uns Hr. D. bekannt macht, sind immer instructiv, oft merkwürdig. Die Hoffnung, man würde keine Ungleichartigkeit in der Behandlung wahrnehmen (S. 30 u. 128), war wohl unerfüllbar. Aber wir finden den zweiten Theil treffend bezeichnet, wenn Goethe schreibt: „Der „Verstand hat mehr Recht daran ...... Er wird Je„nen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und Hindeutung „versteht. Dieser wird sogar mehr finden, als ich geben „könnte." (S. 31.) — So finden wir unser Gefühl bestätigt, wenn wir (S. 32) erfahren, daß der Abschluß Faust's, früher als das Uebrige, schon im Jahre 1829, so gut wie vollendet war. Denn er übertrifft das Uebrige, Helena ausgenommen, an Frische und Wärme. Wir empfinden mit Hrn. D. den Zusammenklang des Anfangs mit dem Schlusse.

In der versuchten Erklärung des reichen Details hat den Commentator sein Studium fast stets das Rechte finden lassen. So die Bezüge auf Farbenlehre (S. 33), philologische (S. 53 u. w.) und geologische (S. 84. u. w.) Polemik, abergläubische Gespenster-Theorien (S. 110) u. dgl. m. Die Mütter hat der Verfasser (wie wir im oben angeführten Briefe) als die gebärenden Ideen in der innern Welt anerkannt, und dieß Erkenntniß mit verschwenderischer Gelehrsamkeit zu begründen gesucht (S. 38).

Der Dreifuß aber darf nicht (S. 41) alchemistisch gedeutet werden; da hier nicht von Natur, sondern von Kunst und Schönheit die Rede ist. Wir mögen uns erinnern, daß der Tripus das Emblem der Begeisterung bei den Alten darstellte; und aus ihrer Hand möchten wir wohl eher als aus der einer mittelalterlichen Retorten-Philosophie den Schlüssel zur lebensvollen Welt der Griechen erwarten. Homunculus wird, wieder mit merkwürdigem Aufwand von Citaten (S. 79), erklärt; über Euphorion (S. 72) stimmt Hr. D. mit der allgemeinen Ansicht überein; bringt aber eine, mir bisher unbekannte Stelle (Ptolem. Heph. L. IV. p. 317) bei; so wie er uns über den Negromanten von Norcia (S. 89) aus Görres, Raumer und Andern belehrt. Die Anspielung auf Krystallographie (S. 99) lassen wir dahin gestellt sein. Goethe ist ein Dichter, den aus allen seinen Bestrebungen gleichsam zusammenzuklauben und schätzen zu lernen, Keinen reuen und Jeden fördern wird; er denke gleich oder anders. Prüfet Alles, und das Gute behaltet! wird hier wie überall leitender Wahlspruch bleiben. Ueber das Schlußurtel und den Pact denkt der Verfasser (S 109) wie wir, nach unsern wiederholten Bekenntnissen. Und wir haben nichts hinzuzufügen. So wird auch (S. 124) das „Ewig-Weibliche,“ das so manchen Anstoß gefunden, bei so manchem Verständigen Kopfschütteln erregt hat, ganz nach unserer Ueberzeugung, als naturgemäßer Ausdruck völliger Hingebung gelobt, wobei sich wohl das Ideal der Madonna in der italienischen Kunst unwillkürlich dem Blick der Erinnerung vorbildet.

So haben wir denn auch über diesen wohlgemeinten
nd mit Geschick durchgeführten Versuch uns weitläufig
enug ausgesprochen; und würden uns als völlig zufrie-
engestellt mit Vergnügen erklären, wenn der Verfasser,
eniger bemüht ums Einzelne, sich entschiedener dem gro-
en Sinne des Ganzen zugewendet, und so wie er in
m aufgegangen, auch die, zu denen er spricht, unabläs-
g und mit ernstem Nachdruck dahin gewiesen hätte. Denn
ie die Fortführung des Wilhelm Meister, so ist auch die
s Faust, deren Verwandtschaft mit jener wohl Jeder,
r sich mit Goethe's Werken liebevoll beschäftigt, empfin-
n wird, einzig bemüht, uns Ehrfurcht vor dem Höchsten
d liebevolle Thätigkeit in unsern Kreisen auf's Drin-
ndste an's Herz zu legen; die Moral, welche alle die
dern in sich schließt, welche von allen Werken der Na-
r wie des Geistes, wissentlich oder unwissentlich gepre-
gt wird, und die wir, als das Vermächtniß unseres
ößten Dichters, mit doppelter Pietät in unsre Gemüther
nschreiben wollen! —

Nicht dem Verfasser der besprochenen Schrift also,
r sie, wie wir, in sich aufgenommen, sondern Denen,
e sie bisher noch unberührt unter dem siebenfachen Sie-
l gelassen, rufe ich, wie ich es schon früher that, neu
ieder zu:

„Euch zur Erde mühsam bückend,
„An des Kleides Saum beschäftigt,
„Uebertändelt ihr die Stunden.
„Eh' ihr noch das Aug' gekräftigt,
„Aufwärts zu dem Antlitz blickend, —
„Ist das Götterbild entschwunden.“

K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Erster Band mit Knebel's Bildniß. LXIII und 264 Seiten. Zweiter Band 512 Seiten. Leipzig, Gebrüder Reichenbach, 1835. gr. 8.

Knebel entwickelte an Goethe's Seite ein erfreuliches Naturell, lernte seine Fähigkeiten, nach gehöriger Schätzung, cultiviren, und lieferte so jene gesunden Producte, die ihm von seinen Freunden wohl etwas zu hoch angerechnet werden, die aber immer einen schätzbaren Beitrag zu unserer Literatur liefern. Bei ihnen jedoch blieb er auch stehen, und suchte nicht, wie wir es so oft in neuesten Tagen sehen, durch ein phaëtonisches Mißlingen mitleidigen Nachruf für herzlichen Beifall einzutauschen. Alles bisher Gesagte sucht der vorliegenden Sammlung die rechte Stelle unter der großen Masse neuerer Erscheinungen anzuweisen. Sie stellt nämlich ein Stück deutscher Literaturgeschichte dar, und zwar vorzüglich aus jener Epoche und jenem Kreise, welche wir uns nicht ohne besondern und innigen Bezug auf Goethe denken können.

Die einleitende Biographie Knebels von Th. Mundt ist breiter als tief. Es wird viel geredet und wenig gesagt. Im Ganzen wird Knebel als das bezeichnet, was er war. Es wird zu verstehen gegeben, daß ein eigentlicher dichterischer Genius ihm nicht inwohnte, was in der That die folgenden Gedichte bestätigen. Es sind mehr geist- und gemüthreiche Aeußerungen in rhythmischen Formen, als wahre Gedichte. Dasselbe läßt sich nun freilich von der bei weitem größern Zahl sämmtlicher existirenden

lyrischen Sammlungen sagen; aber jene wollen auch für mehr nicht gelten, und das läßt sich nicht von diesen rühmen. Den großen Lucretius scheint der Biograph nie studirt zu haben, sonst würde er eher begreifen, was denn „diese auf die barste Lebenswirklichkeit hinauslaufende Dichtung . . . enthalten mußte, um jene Gemüther nicht nur zu blenden, sondern auch zu erheben." (S. XLI.) Da hat sich der dialectische Hegel schon besser umgesehen, wenn er (II. 447) schreibt: „Ich weiß wohl, daß einen Zeitungsartikel abfassen, Stroheſſen heißt, gegen das Schwelgen in dem Drehen und Ausmeißeln lukrezischer Hexameter, voll tiefsinniger Philosophie. „Daß aber vollends, wie Mundt versichert (XLI) „in der heidnischen Unvermitteltheit die Weisheit des Epikur etwas Richtiges ist „und die Wahrheiten, die in ihr stecken, nur erst durch eine Begründung auf christlicher Basis zu ihrem eigentlichen Recht gebracht werden" — mögen die Philosophen und Theologen, jeder nach seiner Art widerlegen; jene werden behaupten, den Epikur ohne Christenthum zu verstehen, — und diese werden schwerlich unsern Glauben zu einem Commentar des Epikur machen wollen.

Die Gedichte sind, mit wenigen Ausnahmen, in antiken Versformen, welche Knebel bekanntlich mit bequemer Lebendigkeit behandelt, abgefaßt, und bestehen aus Hymnen, welche ein edles religiöses Gefühl für die Natur ausdrücken, — Elegien, welche den Widerspruch zwischen den ernsten Forderungen und idyllischen Träumen eines liebevollen Herzens und der traurigen Kälte einer bedenklichen Gegenwart abermals zur Sprache bringen, — vermischten

Gedichten (vom J. 1766 bis zum J. 1829), meistentheils bei bestimmten Anlässen entstanden, uns zum Theile, wie das Gürtelband (S. 42) aus Herder's Werken bekannt, und durch diese Sammlung nur erst ihrem Vater vindicirt, — und Distichen, wie sie eben von bedeutenden Augenblicken einem aufmerksamen Geiste eingegeben werden. S. 83 treffen wir ein Gedicht, das dieselbe Idee entwickelt, die Goethe mit der Ueberschrift: „Urworte; Orphisch" (3. Bd. S. 101) zum Typus des menschlichen Lebens zu stämpeln suchte. Nur hat es Knebel mit der determinirten Strenge eines Philosophen dabei bewenden lassen, uns auf die ernste Nothwendigkeit, als die dunkle, eiserne Schlußmauer unsers Daseyns zu verweisen, während Goethe mit dichterischer Milde die eherne Pforte dieser Mauer entriegelt, und die Hoffnung, das liebliche Wesen, uns zum Troste herbeiruft. — Herder's Einfluß ist in allen Dichtungen unverkennbar; ein Centrum in Knebels Naturell, eine gewisse zusammenhaltende Kraft, durch den steten Umgang mit den Alten, besonders mit dem so bündigen Lukrez, noch mehr befestigt, hat diesen Einfluß unschädlich gemacht. Denn man kann im Ganzen nicht sagen, daß Herder auf die Seinen günstig wirkte; sein großer, weiter Blick verlockte das ungeübte Auge in's Grenzenlose, und wenn Goethe befreit hat, so hat Herder entzügelt.

Der nun folgende Briefwechsel ist unstreitig das Interessanteste am Ganzen. Eine merkwürdige, ja man muß wohl sagen die merkwürdigste Epoche der deutschen Bildungsgeschichte bewegt sich hier, wie in einer reichen Aus-

stellung, lebendiger als es in Compendien geschehen kann, vor der Erinnerung des Literaturhistorikers vorüber. Die bedeutendsten geistigen Persönlichkeiten erscheinen, gleichsam durch sich selbst gemalt, wie wandelnde Porträts, jeder die Attribute und Insignien mit sich präsentirend, die ihn charakteristisch bezeichnen. Ohne daß es deutlich ausgesprochen wird, merkt auch hier der kundige Leser überall, daß Goethe der verborgene Mittelpunct ist, auf den sie sich alle beziehen, in dem sie sich reflectiren. Knebel erscheint dabei wie der Romanheld nach W. Meister's Theorie, er läßt eben alle auf sich wirken, nimmt auf, lehnt ab: vermittelt, und ist dabei der gewinnende Theil. Sein eigener Gefühls- und Gedankenkreis wird im dritten Bande deutlicher werden; denn dieser wird seine eignen Briefe, seine vermischten Schriften über philosophische und literarische Gegenstände, und Auszüge aus seinen Tagebüchern enthalten.

Den Reihen der vorüberziehenden Gestalten eröffnet würdig der Großherzog Carl August von Weimar. Ein Welt- und Lebemann im besten Sinne, aufgeklärt, geprüft, durch Geist und Geburt gleich hoch gestellt, dieser Stellung sich heiter bewußt, und sie zu kräftiger Anregung froher, lebendiger Thätigkeit um sich her benützend, mit der echten Fürstengabe gekrönt, Menschen jeder Eigenthümlichkeit anzuerkennen und zu behandeln, von den Grazien beschenkt, practischer Philosoph mit einem angenehmen Uebergewicht edlen Epikuräismus, — unterhält sich hier mit einem biedern Freund über mannigfache Reise-, Lebens- und Seelen-Angelegenheiten. Es thut wohl, einen solchen Für-

sten in einem solchen Kreise wahrzunehmen, und im Geiste die Früchte vorzugenießen, die ein so herrliches Verhältniß reifen muß. Eines Auszuges sind diese Briefe, die in der Breite des Weltverkehrs herumvagiren, nicht fähig. Einem ähnlichen, practischen, realen Geiste sagt vor Allem die Sphäre der Natur zu, und so mag statt aller Eine treffliche Stelle zur Bezeichnung hier stehen: „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergibt; sie fängt an leicht zu werden, daß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen; sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen, unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich . . . immer auf dem ruhigen, bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher vorschreibt.“ (I. 143) — Die Herzogin Amalie läßt ohne Rückhalt die gefühlvollen Ausdrücke einer schönen, zart gestimmten Seele wallten, während die kürzeren Billets der Großherzogin Louise das Gepräge geistiger Hoheit und sorgfältig gemessenen Betragens haben. Desto ungezwungener, halb in Prosa, halb in Knittelreimen, läßt sich der wackere Einsiedel aus, in welchem sich der fröhliche Welt- und der herzliche Biedermann auf's Erquickendste durchdringen.

Der würdige Dalberg schließt mit edlen, philosophischen Aeußerungen, die sämmtlich auf sittliche Befriedigung hinwirken, den ersten Band. — Briefe von Knebel an seinen Jugendfreund Gilbert, die den zweiten eröffnen, versetzen uns in die angenehmen Jahre, wo man den Pegasus zuerst besteigt, und der gewissen Hoffnung lebt, er werde uns in olympische Räume tragen. Nüchterner wird man schon gestimmt, wenn man Ramlers Briefe liest, dem das edle Flügelroß nie sauber genug gezäumt, gesattelt und gestriegelt ist. Ein einziger Brief der Karschinn reicht hin, was noch an Illusion übrig war, zu vernichten. Die kindischen Spielereien des alten Gleim haben doch etwas Gemüthliches. Geistreicher, mit gefühlvollem Behagen, wirft Fritz Jacobi einige Worte hin. Der ehrliche Boje erhandelt und behandelt kümmerlich Beiträge zu seinem Müsen-Almanach, protegirt studierende Poeten, macht Bücklinge vor ausstudirten, und ist ein rechter Göttinger-Mäcen. Von Nicolai's wenigen Briefen ist nichts zu sagen. Die von Großmann hätten neben jenen an Gilbert, und die von Knebel an seine Schwester Henriette, herzlich, schön und bedeutend für Knebel's Charakteristik, wie sie sind, im dritten Bande eine passendere Stelle gefunden. Nun geht es aus einem höhern Tone. Die Briefe des herrlichen, so oft, und leider! noch jetzt häufig verkannten Wieland stellen uns diesen wahrhaft schönen Geist wieder in seiner liebenswürdigen Größe dar. Feiner, gefühlvoller Scherz, scharfe, menschenenträthselnde Gedanken, rührende Innigkeit, große Ansichten, wechseln mit einander, und werden nur durch

die sanfte Beleuchtung zusammengehalten, welche das Licht innerer Klarheit über sie ausgießt. Diese ruhige Helle ist es nebst anderen, was unserer verworrenen Zeit, der alles Große nur als Komet vorschwebt, an Wieland ungenießbar bleibt. Diese Briefe aber, die zum Theile aus den Tagen seiner Zurückgezogenheit sind, verdienen Dank, daß sie uns das schöne Bild großen, klaren, anmuthigen Daseins wieder vor Augen bringen, das Wieland unter dem Namen Agathodämon zeichnete, „als letzten Versuch, ein schon so lange in seiner Seele liegendes Ideal abzuschatten.“ (II. S. 213) Ein Ideal, das seine eigene Persönlichkeit und Art zu sein, auf's Lebendigste verwirklichte. — Herder sendet geflügelte Blätter, verschiedensten Inhaltes, an den ihm besonders ergebenen, seelenverwandten Freund. Sein Styl ist in diesen Briefen derselbe wie in seinen Werken, nur noch individueller. Es sind hingeworfene Skizzen, große Umrisse, ahnungsvolle Blitze, vielbedeutende Orakel; alle Worte deuten in's Unendliche hinaus. Was sich von ihm aneignen läßt, hat seine Gattin Caroline mit ihrer eigenen gemüthlichen Zartheit und Weichheit, bei etwas Unbestimmtem, Unaufgehelltem in ihrem Denkkreise, zu einer wohlthuenden Persönlichkeit verschmolzen. Ihre Briefe behandeln meist literarische Vorwürfe, und ich kann nicht umhin, hier eine Stelle daraus mitzutheilen, die dem beliebten Gemeinspruch über Goethe's Eugenia; „marmorglatt, aber auch marmorkalt“ — gänzlich zuwider lautet (II. 345): „Das Thema des Stücks hat eine große Anlage — nämlich: der ewige Kampf der menschlichen Verhältnisse mit den politischen.

Der Keim und Gang des Schicksals wird vor uns entwickelt, wie eine Blume entfaltet sich eine Folge aus der andern, Handlungen und Empfindungen sind Eins, vortreffliche Gesinnungen, Gedanken, ausgesprochen in einer klassischen Sprache .... die Stände handeln, ohne Namen: König, Herzog, Graf u. s. w.; zwischen diese kommt nun die natürliche Tochter des Herzogs ins Gedräng. Das Verhältniß eines verständigen, zärtlichen Vaters zu seiner geliebten Tochter ist unvergleichlich dargestellt, seine Liebe und sein Schmerz, da er sie verloren, so rührend wahr! Die Schuldlose wird vom Bruder verfolgt, von ihrem Vater, der sie todt glaubt, entfernt, — sie soll über's Meer. Hier zeigt sich nun, in den verschiedenen Situationen, wo sie um Hülfe fleht, daß sie nur Stände, nicht Menschen antrifft. Nur Einer hat ein mitempfindend Herz, er will sie retten ... Sie sagt ihm ihre Hand zu ... dieß ist die erste Abtheilung von dreien. Es ist ein wahrhaft hohes, klassisches Stück, ... nach diesem Anfang zu urtheilen, das Schönste, was Goethe je gemacht hat." — Nach dieser enthusiastischen Aeußerung wirft sie einige ungerechte Seitenblicke auf Schiller, und verzweifelt wieder im nächsten Briefe bei der Vorstellung, Goethe könne das Stück zu Gunsten der Stände statt zu Gunsten der Menschlichkeit, wie es ihr gutes Herz wünscht, enden wollen. Wie nun, wenn er es zu Gunsten der Wahrheit geendet hätte? der alten, grauen, eisernen Wahrheit, die von Ständen so wenig als von guten Herzen weiß? und wenn es eben diese Wahrheit wäre, deren harte, schwer verdauliche Bissen uns die hätschelnde Amme Poesie in gezuckertem Brei

darreicht? — Knebel's Antworten an das bedeutende Ehepaar folgen auf ihre Briefe; und nun tritt uns Lavater's Kerngestalt entgegen. Schade, daß so wenig von ihm da ist! man spürt sogleich, daß man es mit einem tüchtigen, in sich ausgearbeiteten Manne zu thun hat, der weiß was er will und es ganz will. Jedes seiner Worte lebt, alles ist individuell, wahr, kräftig, groß, und wir wagen es zu sagen, daß vielleicht von Allen, die hier vor uns auftreten, dieser unschätzbare Mann an eigentlichem geistigen Gehalte Goethe am nächsten steht. Er fühlt sich auch so. — Heinr. Meyer, auf schlichte, klare Weise, Fernow mit etwas mehr Aufputz, Passow mit modernem, gelehrtem Enthusiasmus, Wolf mit der Sicherheit des bewährten Kenners, und Schütz mit Bescheidenheit, geben Meinungen über philologische Gegenstände, Vorschläge, Conjecturen, Lesarten u. dgl. m. Jean Paul wiederholt seine bekannte Art, über allerlei Objecte mit geistreich-sentimentaler Laune zu phantasiren, und sich zwischen „den zwei Brennpuncten seiner närrischen Ellipse, Hesperus Rührung und Schoppens Wildheit (S. 425) zu bewegen. Die wenigen Briefe Matthisson's haben etwas unangenehm Elegantgefühlvolles, etwa wie sich Apoll mit Frack und Beinkleid bei einem ästhetischen Thee am Genfersee ausdrücken würde. Hegel zeigt sich beschäftigt und vertraut mit den öffentlichen Angelegenheiten, und bewährt auch hier den eindringenden Verstand. Falk, und der frische, herzliche Voß lassen sich nur kurz vernehmen; so wie ein einziger Brief hinreicht, um Wernern auf's Täuschendste zu porträtiren, und uns diese ganze merkwür-

dige Persönlichkeit, wie wir sie im Leben kannten, wieder vor's Auge zu rufen. Die altfränkische Ungeschicklichkeit mit emphatischen Kraftäußerungen, die übertriebene Demuth bei unverholner Selbstgefälligkeit, der fromme Ton von mythologischen Formeln durchbrochen, — dieses aus Widersprüchen geknetete Ganze macht einen wehmüthigen Eindruck. Oken endlich rechtfertigt bündig seine consequente, freilich mancher Mißdeutung fähige Lehre gegen die Zweifel des, die determinirte Sprache einer schlußfesten Systematik nicht so gewohnten Knebel. Er verfährt dabei mit der ihrer selbst gewissen, liebenswürdigen, runden Derbheit des Philosophen, die dem Gegner nichts übrig läßt, als das Bekenntniß seiner Unwissenheit. — Dieß sind sämmtliche Briefsteller. Ueber Knebel selbst wird der dritte Band erst die rechte Auskunft geben. — Weil wir nun doch das Ganze in Bezug auf Goethe gefaßt und dargestellt haben, so werden einige Stellen über ihn von den Briefstellern die Charakteristik vollenden. Der Herzog K. A.: „Goethen hab' ich geschrieben. Diesem Menschen scheint's gewaltig wohl zu geh'n, und jetzt in seinem Alter hat er die Gewalt über sich, sich's nicht wohler werden zu lassen, als sich's geziemt.“ (I. 161) „Goethe schreibt mir Relationen; die man in jedes Journal könnte einrücken lassen; es ist gar possirlich, wie der Mensch so feierlich wird.“ (I. 180) Wieland: „Verzeihen Sie das unartige Zeug, das ich Ihnen letzthin in einem hypochondrischen Anfall über Goethe schrieb. Ich bin inzwischen radicaliter von allem Mißmuth gegen diesen sonderbaren großen Sterblichen geheilt worden.“ (II. 210)

Herder,: „Goethe hat uns seine Abhandlung vom Knochen vorgelesen, die sehr einfach und schön ist; der Mensch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen, . . . Er trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle, und ist in jedem Schritt des Lebens ein Mann. Wie Viele gibt's Solcher? . . . In der Kunstbetrachtung bin ich nach meiner Weise fleißig, und ich gebe Goethen in Allem Recht was er darüber sagt." (II. 236, 240, 246) Lavater: „An der Iphigenie lab' ich mich noch alle Tage." (II. 399) Jean Paul: „Goethe sei von allem, was gut und recht in mir ist, auf's Innigste gegrüßt." (II. 429) Jacobi: „Goethe hat einen Kupferstich von mir; ich hätt' ihn gern wieder; eine feierliche Zurückforderung will ich aber nicht; der Hasenfuß möchte sich, wer weiß was, dabei denken." (I). 72) So komisch dieser letzte Zug ist, so bezeichnend ist er, und mag, als ein lustiges Problem, der letzte bleiben.

Das beigegebene Bildniß präsentirt Knebeln mit dem von Wieland ererbten Käppchen, und einem flüchtigen Facsimile. Von einer „plastischen Schönheit, von echt antiker Bildung des Kopfes" wie sie Mundt (S. LXIII) rühmt, bemerke ich nichts. Der gemüthliche, sinnende Ausdruck, verbunden mit dem deutschen Costüme, erinnert eher an einen Steinmetz oder Baumeister des 16. Jahrhunderts.

Dem dritten Bande sieht man mit Erwartung entgegen. Wenn auch die goldenen Zeitalter mehr in den Köpfen der Dichter spucken als die Wirklichkeit beglücken, so gewährt doch immer die Betrachtung bedeutender Indivi-

bnen und einer regsamen Literatur-Epoche ein reines und fruchtbareres Vergnügen, als die Erscheinungen einer verworrenen und verwirrenden Gegenwart.

Louise Strozzi. Eine florentinische Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert; vom Verfasser der Nonne von Monza. Nach dem Italienischen bearbeitet. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1835. Zwei Theile.

Den Inhalt dieser vortrefflichen Erzählung macht scheinbar das traurige Schicksal Luise Strozzi's aus, — in der That aber der Zustand der Florentiner unter Alexander von Medici. Das Beste wie das Schlimmste, was sich von dem Buche sagen läßt, ist: daß es ein historischer Roman ist. Diese Behauptung zu begründen, bemerke ich Folgendes:

Wenn gleich seit Xenophon's Kyropädie die Geschichte oft genug als Roman und der Roman als Geschichte behandelt ward, so ist es doch Walter Scott, von dem an wir eigentlich jene beliebte Gattung datiren, die wir den modernen historischen Roman nennen. Dieser ausgezeichnete, und trotz der Launen einer leichtfertigen Mode und den Grillen pedantischer Zünftler, unsterbliche Schriftsteller kannte genau die Bedürfnisse seiner Zeit und Nation, und war der Mann, sie zu befriedigen. Er machte die Geschichte, und zwar die vaterländische, zum Hintergrunde seines Romans, ohne an ihr übrigens das Geringste zu schnitzeln; sie gab nur dem Erfundenen Würde

und Interesse, ohne sich damit zu vermischen. Ich rede hier von seinen besten Werken; wo er jene Maxime verließ, entstanden Zwitter, die dem Historiker Verdruß, dem Romanleser Langeweile machen. Im Ganzen hielt er die Ansicht fest: Der höchste Zweck des Romans darf nicht außer dem Romane liegen. Es ist Entweihung der Dichtkunst, wenn ihre tiefste Bedeutung factischen Interessen untergeordnet wird, und nur der ganz Ungebildete freut sich einer Geschichte, die man ihm vorerzählt, erst dann, wenn man ihn versichert, daß sie sich wirklich zugetragen hat; es ist Erniedrigung der Geschichte, wenn die Resultate tiefster Forschung die müßigen Stunden romanlesender Damen tödten sollen, und nur der Verbildete zieht das Pikante ergötzlicher Lügen der einfachen Wahrheit vor. Was also Scott's beste Werke dem gebildeten Leser so werth macht, ist nicht das Historische, sondern das Menschliche in ihnen. — Von seinen Nachfolgern oder den durch ihn angeregten Schriftstellern haben die Einen jene Maxime anerkannt, und, wie Cooper, Tüchtiges geleistet; oder, wie Washington Irving, verkannt, und sind dabei übel gefahren. Allein ganz außerordentlichen, von der Idee durchdrungenen Geistern gelingt wohl auch das, was wir gewöhnlich unmöglich nennen; und so hat Salvandy im Alonso ein Werk geliefert, von dem wir nicht sagen können, ob die historische oder die innere menschliche Bedeutung der Hauptzweck sei; ihm sind die Menschen zur Geschichte geworden, die Geschichte hat sich ihm vermenschlicht; sein Geist hat da zu vereinen gewußt, wo wir trennen und classifiziren; wir beugen uns dem Ge-

nius, und lassen uns von ihm bezaubern und belehren. Indem ich nun Rosini, den Verfasser des vorliegenden Buches, als einen Geistesverwandten dieses großen Mannes, nur auf geringerer Stufe, bezeichne, glaube ich ihm seine Stelle ehrenvoll genug angewiesen zu haben.

Jene Einheit von Geschichte, Leben und Dichtung ist auch hier bezweckt, nur nicht völlig erreicht; die Geschichte überwiegt, und will das frische Leben hier und da verdrängen; es ist, als liebte und litte manches seelenvolle Wesen, um uns eine Jahreszahl tiefer einzuprägen; und der deutsche Bearbeiter, dem gelehrten Hang unserer Landsleute treu, hat, statt diesem Mangel nachzuhelfen, ihn vielmehr durch eine historische Einleitung und ähnliche Noten nach Kräften unterstützt. Damit Niemand glaube, ich thue dem Verfasser Unrecht, stehe hier: daß mitten in einem interessanten Abenteuer, die Flucht Alamanni's betreffend, der gespannte Leser durch den Zwischensatz wie geohrfeigt wird: „Es braucht hier kaum erinnert zu werden, daß Alamanni nach dem Ariost der berühmteste Dichter der damaligen Zeit war.“ (I. 299.) Eben so wundert man sich, im zweiten Theile, S. 136, aus dem Munde eines Unglücklichen in Momenten der Schwermuth literarische Ansichten über Bojardo, Ariosto und Berni zu vernehmen. Gleicher Weise wird man mitten im Heranblühen der schaurigen Katastrophe, in den Momenten schmerzlichster Erwartung (II. 335) mit einem Abriß der Geschichte von Siena hingehalten. Hierin liegt es denn auch, daß mehr Personen auftreten, als mit Bedeutung beschäftigt werden konnten; daß manche Situationen bloß

als historische Decoration da sind; daß erst vom zwölften Kapitel des ersten Theils an die Geschichte eigentlich anfängt und an sich interessirt; daß sie überhaupt vorzugsweise auf den Florentiner, auf den Patrioten berechnet ist und wirken muß. Der Verfasser ist so von vaterländischer Art und Historie durchdrungen, daß sogar die Schreibart den Styl jener denkwürdigen Zeit annimmt, und an Macchiavell, ja an die Alten erinnert. Glückliches Land, dem seine Ahnen einen Geist eingeimpft, dessen Aura selbst die dumpfe Atmosphäre der Gegenwart noch durchduftet! Da ist nichts von sentimentalen Expectorationen, nichts von subjectiven Erinnerungen, nichts von moderner Effectjägerei, nichts von philosophisch sein wollenden Radotagen; einfach, bündig, in gut berechneter Folge werden Facta erzählt, die an sich wichtig und rührend genug sind; die handelnden Personen werden, der Weltgeschichte, nicht der particulären zu lieb, in wenigen Zügen gemalt; die Localitäten mehr für Heimische als für Fremde bezeichnet; Gespräche zur Belebung und Charakteristik, lebhaft, kurz, bedeutend, eingewebt; Reflexionen, nur wo sie sich fast unabweislich aufdringen, kräftig und bündig hingestellt; sie sind immer wahr, nicht selten tief; nur manchmal wird man auch hierin an die Alten gemahnt, daß eine Wahrnehmung, die man täglich zu machen Anlaß hätte, also als bekannt voraussetzen sollte, mit einem gewissen, Neues verkündenden Pathos vorgetragen wird. Freilich gedenkt man dann der Nothwendigkeit, uralte Wahrheiten heut zu Tage, noch so gut wie zu Herodots Zeiten, als neu einschärfen zu müssen!

Das Wichtigste aber am Buche ist die Gesinnung des Verfassers, um derentwillen es geschrieben ist, — von der er wünscht, daß sie auf uns übergehe. Möchte sie's doch! sie ist durchaus wacker, kräftig, echt. Er weiß sehr gut, was er will; und auf Leser, die bis über das zwölfte Kapitel des ersten Bandes ausdauern, wird er auch seine Wirkung nicht verfehlen. Hier aber tritt, wie überall und immer, der alte fatale circulus vitiosus ein: die, welche die Lehre brauchten, fassen und fühlen sie nicht, — die sie verstünden, brauchen sie nicht. Tugend, Kraft, Selbstgefühl ist es, was er predigt; welch ein Unterschied von jenen modernen Novellchen und pikanten Allerlei's, in deren üppigen Verstecken Entsittlichung und Auflösung lauern, den Mann zu Gunsten des Träumers in Schlaf zu lullen. Es ist eine alte Geschichte, die er erzählt, ein altes Thema, das er variirt, — von Hipparch bis auf Alexander von Medici öffentlich und geheim oft genug aufgeführt. Tugend und Laster werden sich, zu einem einfachen, großen Kontraste, aber nicht in hohlen Personifizirungen, sondern in zwei lebendigen Menschengestalten, gegenüber gestellt; um sie herum bewegt sich eine vielfach abgestufte, krankhaft agitirte Masse. An leise, allmählige Charakterentfaltung wird man da nicht denken; sie ist nicht einmal nöthig; denn man hat meist historische Menschen vor sich, deren Bekanntschaft bei uns vorausgesetzt wird. Alles dient nur dem Einen Zweck: ein Stück Weltgeschichte lebendig hinzustellen, damit es ein Symbol für hundert andere Stücke derselben sei. Die Intention ist klar, der Entwurf zweckgemäß, das Detail

skizzirt. — Es ist hiervon genug gesagt, um Rosini's Verdienst, aus seinem Innern heraus, gewürdigt zu haben. Des Nähern belehre sich der Leser selbst, so wie man diesem das bittere Vergnügen lieber selbst überläßt, von der Schürzung des Knotens geängstigt, von dessen Zerhauung überrascht zu werden. Wenn der deutsche Bearbeiter im Vorworte fürchtet, man möchte die Hauptsachen zu grell finden, so wird ein Blick auf die blutigen Blätter der Weltgeschichte genugsam lehren, daß seine Furcht, leider! ungegründet sei.

Weil ich hier auf den Bearbeiter zu sprechen komme, so muß ich, bei Unbekanntschaft mit dem Original, nur loben, daß er die nationale Färbung des Ganzen so treu zu erhalten gewußt hat. Kann ich nun meinen Bericht aaders schließen, als mit dem Wunsche, daß ein solches Werk recht viele Leser finden möge? scheint nicht ein gesundes, nahrhaftes, minder gewürztes Gericht von Zeit zu Zeit dringend nöthig, wenn wir nicht bei unsern üppigen, aromreichen, aber saftarmen Assietten, entweder aus Heißhunger oder aus Ueberladung mit giftigem Nichts, endlich sterben sollen?

Wanderungen durch den Thierkreis. Von Ludolph Wienbarg. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1835. VIII und 260 Seiten. 8.

Nach der, den modernsten Schriftstellern wie Lesern behaglichsten, und in der That unsern Bedürfnissen gemäßen Manier, wird hier ein Allerlei von Aufsätzen, durch kein äußeres Band verknüpft, durch innere Einheit allerdings verwandt, aufgetischt. Die Zeichen des Thierkreises müssen, wie Herodot's Musen, nicht ohne passenden, oft humoristischen Bezug, die Titel liefern. Will ich nun redlich verfahren, und des Verfassers Freunden keinen Grund geben, mich der Flüchtigkeit anzuklagen, so muß ich wohl jedes einzelne Zeichen mit Aufmerksamkeit, wenn gleich mit der Kürze, die einem leichten Bändchen angemessen ist, betrachten.

Die Vorrede hat, bei warmem, kräftig schönem Wortstrome, etwas Ausruferisches. Dem Jünglinge, wenn er sich der Welt und seiner zum ersten Mal lebendig bewußt wird, kommt es immer vor, als entfalte sich mit ihm erst auch die ganze Welt. Verbinden sich nun in dieser glücklichen Periode gleichfühlende Herzen mit dem seinen, so scheint ihm eine neue Aera aufzugehen, deren Apostel er und seine Freunde sind. Diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten erlebt, und zu allen Zeiten wird man sie erleben. Wer aber einen Blick in die Zeiten thut, lächelt über das stete Verkünden des neuen Tages und Verdammen der alten Nacht: da es doch immer und überall Tag ist in den hellen Geistern und reinen Her-

zen, — immer und überall Nacht, wo Vorurtheil und Bosheit herrschen. Daß es aber allgemein unterm Monde tage, ist nicht das Werk einer Institution, eines Aufrufs, eines guten Schriftstellers, also auch nicht Herrn Wienbargs, sondern das stille Werk der Aeonen, die den geheimnißvollen Händen des Ewigen entfließen. Dieses nun, was ich da sage, so gut wie das, was Hr. W. sagt, haben unsere großen Schriftsteller, unser Lessing, Herder, Wieland, Goethe, Schiller, alles auch schon gesagt, — reifer, schöner, vernünftiger als wir; und gewiß! wir könnten uns manches Wort ersparen, wenn wir jene fleißiger läsen, statt uns an ihre Stelle setzen zu wollen. Ich habe mich hierbei etwas aufgehalten; die Vorrede gibt doch den Text an, wozu das andere die Noten sind, und so darf ich mich später nicht wiederholen.

Der Widder gibt, nach einer sehr hübschen, wahren Einleitung, wie man den Pindar übersetzen müsse, — die sich alle Anhänger der wortelnden Schule gesagt sein lassen mögen! — ein Beispiel, wie man ihn nicht übersetzen müsse. Des Verfassers Gedicht ist an und für sich gut, mit einer gewissen Virtuosität der Einfachheit, im Geiste von Schiller's Virgil gearbeitet; wer nun je den wahren Pindar gekostet hat, braucht weiter keine Kritik.

Der Stier bringt eine simple Geschichte tiefen Gehaltes. Es wäre Lästerung, wenn man an das Gefühl tasten wollte, das ihr zu Grunde liegt. Nur führt es den Verfasser zu weit. Er möchte, daß Jeder, wie sein Karl, seinen Besitz „bis auf den letzten Thaler in den Wasserfall werfe (S. 70).“ Dann aber sind wir,

wo wir waren, ehe die Blutherrschaft Mammons begann, — und die Wege der Vorsehung, die uns durch diesen das Mittel wider ihn selbst in die Hände gab — waren vergebens. Wir wollen also statt: „werfet hin und beginnt von neuem!“ lieber sagen: „besitzet und verwendet!“ Dann wird der Besitz dem Edlen kein Nachtgespenst mehr sein, sondern belebender Genuß.

Die Zwillinge müssen als Symbol des Doppelgestirns Liebe und Haß, Lust und Qual, Wollust und Grausamkeit, Leben und Tod, Schaffen und Vernichten, des Einen großen Gegensatzes, der die ganze Welt der Erscheinungen bedingt, — einer Reihe von — ich weiß nicht, soll ich sagen „Betrachtungen“ oder „dithyrambischen Rhapsodien“ — leuchten, deren hinreißende Darstellung den Leser, wenn er am Ende ist, dem losgelassenen Strome seiner eigenen Gedanken überliefert. Es ist ein Zug aus jenem Abgrund, in den jeder Denker einmal geschaut hat; Viele wenden sich hastig ab, dem heitern Tag des Genusses zu, — Viele kriechen gelähmt in den Winkel der Frömmelei, — Viele starren dumpf, wie der bezauberte Vogel, in den Rachen der Klapperschlange, bis sie verschlungen sind, — der Verf. hat den Anblick ausgehalten, ja aus dem Wasser des Todes den Becher des Lebens mit Kraft gefüllt.

Der Krebs unserer Zeit: das Unvermögen, zu glauben und zu handeln, veranlaßt ihn zu redlichen Ergießungen und zu einer Schilderung Schleiermachers, die zu beurtheilen ich außer Stande bin. Recht ist's, daß uns am Schlusse der Krebs als Lenz kündendes Himmels-

zeichen vorgeführt wird, damit wir nicht in der Verzweiflung der Unheilbarkeit die Hände sinken lassen.

Der Löwe schließt sich dem Insecte herablassend an, indem er jenes Allgemeine auf Deutschland und Politik klarer bezieht.

Die Jungfrau ist ein poetisches Votivbild, welches nur die Pietät recht würdigen könnte, wie die Pietät es schuf.

Der Scorpion legt ein allzugroßes Gewicht auf Heine's Lieder. Diese kecken, liederlichen Kinder einer unbekümmerten Eigennatur nehmen sich auf dem historischen Kothurn, den ihnen der Verfasser unterschnallt, mit den Philosophenmänteln, die er ihnen umgibt, komisch genug aus. Doch fließt sein Wort aus reiner Quelle, führt Goldsand, befruchtet manchen dürren Acker, — und straft ihn schließlich mit Selbst-Ironie, wenn er sagt: „daß jene Lieder nicht besser sind, als wir sie verdienen (S. 167);" und wenn er die Zeit preist, „die glückliche, in der sie ihren geheimen Reiz werden verloren haben."

Die Wage ist ein guter symbolischer Spaß. Und wenn nur noch stets etwas so Unschuldiges, und ohne Zweifel Aergerliches, als ein ungehorsamer, verbildeter Backenbart, in die eine Schale der ewigen Wage gelegt würde! Aber der schmutzige Egoismus, die blinde Leidenschaft schweren sie tiefer hinab; da haben die Doctoren, wie der in dieser Geschichte, ein leichteres Spiel.

Der Schütz übernimmt den Schutz der Frauen gegen ihre Unterdrücker. Ob er überall den Nagel auf

den Kopf getroffen, mögen die geistreichsten und ehrlichsten Clientinnen selbst entscheiden. Sie allein haben die echten Documente. — Das alte Mährchen, daß sich Napoleon vor der Frau v. Staël gefürchtet, kommt hier wieder vor, und Herr W. glaubt es.

Der Steinbock ist ein Gedicht an die in Hamburg versammelten Naturforscher, das früher die Censur gestrichen. Verloren hätten wir nicht viel daran. Es läuft nun so mit der zahmern Herde darein.

Der Wassermann bringt ein skizzirtes Seestück, und eine Schiffermoral, aus der ich nicht klug werde.

Die Fische versichern gleich in den ersten Zeilen, daß der Verf. im Wassermann zeigen wollte, wie er einen Roman schriebe. Man darf aber wohl, nach den sonst geäußerten Kräften des Verfassers, hoffen, daß ihm ein Roman besser gelänge, als diese Probe. Noch weniger gelungen ist ihm hier die Kritik Walter Scott's und dessen, was er historischen Roman nennt. Es ist hier der Ort nicht, in dieß Kapitel sich breit einzulassen, — aber die Ehrenrettung eines großen Mannes vor dem Angriffe eines geistvollen Gegners ist überall am Orte. Herr W. hat Walter Scott zu einer Zeit gelesen, wo er ihn nicht begriff (S. 246); seitdem hat er sich nicht die Mühe genommen, seine Vorstellung zu berichtigen, und so ficht er gegen einen Schatten. Was ihm an jenem Dichter allein verdienstlich scheint, „das Rüst- und Rumpelzeug aus Abbotsford“ — gerade das ist nicht Scott; es ist die Schachtel, in der er seine Pillen verkauft; das, was sich Herr W. in der Vorrede lobt: die große Kom-

position, und das, was er so wahr und schön vom künftigen Dichter zu fordern weiß: das „vom und zum Leben" — das hat W. Scott, — und wer wie er? Glaube doch Niemand, daß man mit leeren Flittern die Herzen aller Zeitgenossen trifft! eine tiefe Einwirkung muß tiefe Gründe haben; — oder soll die „Reaction gegen die lebendige Gegenwart" solche Wunder wider sich selbst wirken? Das wird man uns noch weniger glauben machen wollen. Was irgend den Menschen klar macht über sein Verhältniß zu sich und zur Gegenwart, das wirkt für und nicht wider die Zeit; und thun dieß die Werke Scott's nicht? Die große Moral des Rechts und der Liebe im Herz von Midlothian, der gelöste Zwiespalt von Ideal und Leben im Robin, die tiefe Welt-Poesie im Guy Mannering, — hängen die alle auch im Ankleidezimmer zu Abbotsford? und sind nicht eben jene Werke Scott's, in welchen er dieß Ankleidezimmer am meisten vergaß, die besten, die gehaltvollsten? es muß also sein Werth tiefer liegen. Aber wir Deutsche sehen nur da Tiefe, wo uns philosophische Phrasen aus Abgründen, wie Trophonius Orakel, entgegenqualmen, und wollen der tiefen Klarheit des Lebens die Ehre nicht geben! — So viel zur Ehrenrettung der besten Romane unserer Zeit. Was der Verfasser weiter über die Unmöglichkeit des historischen Romans sagt, beweist, daß er Salvandy nicht kennt. Denn hier ist, was er verlangt. Besser würdigt er den trefflichen Bulwer und die Franzosen; aber was soll man zu dem Wunsche sagen, „daß Goethe und Jean Paul Milchbrüder möchten gewesen sein (S. 254)?"

„Dann besäße — meint Herr W. — „Deutschland einen Titan, der meisterhaft, und einen Meister, der titanisch wäre." Nicht doch! dieß Wortspiel soll uns nicht irre machen; Titan's Nebelschein von Größe würde am Lichte Meister's zerronnen, oder dieses durch jenen getrübt worden sein. Ehre also, dem Ehre gebührt! — Nun wirft er die Frage auf: „warum hat Jean Paul gar keinen, Goethe nur so wenige, Scott so ungeheuer viele Nachahmer gefunden?" — und antwortet: „weil Scott so leicht nachzuahmen war." Allein diese Leichtigkeit betrifft wieder nur die Schächtelchen, — die Pillen hat der Verf. nicht gekostet, und Niemand wird sie so leicht nachcomponiren. Daß Jean Paul keinen Nachahmer gefunden, ist bekanntlich nicht wahr; wenn Goethe weniger fand, so kommt's daher, weil an ihm am wenigsten Manier ist; und diese ist Affenköder. — Was der Verf. nun am Schlusse den künftigen Romandichtern vorpredigt, kann nicht wahrer, schöner, eindringlicher gesagt werden, und man kann nichts hinzufügen, als: Amen! — Ich habe mich bei diesem Abschnitte aufgehalten, weil es Ehrenrettungen galt, deren unsere, aller Autorität höhnende Zeit so sehr bedarf; und weil es sich um Literaturgeschichte handelte, die der Zweck dieses Blattes ist.

Hiermit sei dem Verfasser für jedes warme Wort aus reiner Brust gedankt, und schließlich bemerkt:

Ein Bischen Uebermuth wird den Verständigen nie verletzen, wenn er aus übervollem Herzen quillt; nur der Neid wird an ihm ein Aergerniß nehmen. War doch Uebermuth von jeher das schöne Vorrecht des Glückes

position. - und das, was er so wahr und schön vom künftigen Dichter zu fordern weiß: das „vom und zum Leben" — das hat W. Scott, — und wer wie er? Glaube doch Niemand, daß man mit leeren Flittern die Herzen aller Zeitgenossen trifft! eine tiefe Einwirkung muß tiefe Gründe haben; — oder soll die „Reaction gegen die lebendige Gegenwart" solche Wunder wider sich selbst wirken? Das wird man uns noch weniger glauben machen wollen. Was irgend den Menschen klar macht über sein Verhältniß zu sich und zur Gegenwart, das wirkt für und nicht wider die Zeit; und thun dieß die Werke Scott's nicht? Die große Moral des Rechts und der Liebe im Herz von Midlothian, der gelöste Zwiespalt von Ideal und Leben im Robin, die tiefe Welt-Poesie im Guy Mannering, — hängen die alle auch im Ankleidezimmer zu Abbotsford? und sind nicht eben jene Werke Scott's, in welchen er dieß Ankleidezimmer am meisten vergaß, die besten, die gehaltvollsten? es muß also sein Werth tiefer liegen. Aber wir Deutsche sehen nur da Tiefe, wo uns philosophische Phrasen aus Abgründen, wie Trophonius Orakel, entgegenqualmen, und wollen der tiefen Klarheit des Lebens die Ehre nicht geben! — So viel zur Ehrenrettung der besten Romane unserer Zeit. Was der Verfasser weiter über die Unmöglichkeit des historischen Romans sagt, beweist, daß er Salvandy nicht kennt. Denn hier ist, was er verlangt. Besser würdigt er den trefflichen Bulwer und die Franzosen; aber was soll man zu dem Wunsche sagen, „das Goethe und Jean Paul Milchbrüder möchten gewesen sein (S. 254)?"

„Dann besäße — meint Herr W. — „Deutschland einen Titan, der meisterhaft, und einen Meister, der titanisch wäre." Nicht doch! dieß Wortspiel soll uns nicht irre machen; Titan's Nebelschein von Größe würde am Lichte Meister's zerronnen, oder dieses durch jenen getrübt worden sein. Ehre also, dem Ehre gebührt! — Nun wirft er die Frage auf: „warum hat Jean Paul gar keinen, Goethe nur so wenige, Scott so ungeheuer viele Nachahmer gefunden?" — und antwortet: „weil Scott so leicht nachzuahmen war." Allein diese Leichtigkeit betrifft wieder nur die Schächtelchen, — die Pillen hat der Verf. nicht gekostet, und Niemand wird sie so leicht nachcomponiren. Daß Jean Paul keinen Nachahmer gefunden, ist bekanntlich nicht wahr; wenn Goethe weniger fand, so kommt's daher, weil an ihm am wenigsten Manier ist; und diese ist Affenköder. — Was der Verf. nun am Schlusse den künftigen Romandichtern vorpredigt, kann nicht wahrer, schöner, eindringlicher gesagt werden, und man kann nichts hinzufügen, als: Amen! — Ich habe mich bei diesem Abschnitte aufgehalten, weil es Ehrenrettungen galt, deren unsere, aller Autorität höhnende Zeit so sehr bedarf; und weil es sich um Literaturgeschichte handelte, die der Zweck dieses Blattes ist.

Hiermit sei dem Verfasser für jedes warme Wort aus reiner Brust gedankt, und schließlich bemerkt:

Ein Bischen Uebermuth wird den Verständigen nie verletzen, wenn er aus übervollem Herzen quillt; nur der Neid wird an ihm ein Aergerniß nehmen. War doch Uebermuth von jeher das schöne Vorrecht des Glückes

und der Jugend! Auch das wollen wir der letztern nicht verdenken, daß sie den Bau von vorne beginnt, als seien die Meister nicht gewesen; hat doch jede Zeit als den Anfang und das Ende der Bildung sich betrachtet! Die Arbeiten der Väter sind nicht umsonst, wenn sie den Söhnen die ihrigen erleichtern; mag man sie immerhin vergessen, nur roh zertrümmern soll man sie nicht. Der Weltgeschichte, oder vielmehr dem heiligen Willen, der in ihr offenbar wird, liegt nichts an Namen und Ruhm — alles an der Wirkung. — Was die Darstellung betrifft, so mögen sich die neuesten Schriftsteller einer gewissen Einfachheit befleißigen; wir bekommen sonst, trotz unsern Fortschritten, wieder eine Manier, wie sie das schwülstige Mittelalter, der hochtrabende Orient gehabt. Also: Kraft, je mehr desto besser; aber nur Klarheit dabei!

Frauenbilder; oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakespeare's Dramen; von Mrs. Jameson. Deutsch von Dr. Ad. Wagner. Leipzig, bei J. A. Barth. 1834. 8. XII und 532 Seiten.

„Wir können Shakespeare's Menschen mit vortreffli-
„chen anatomischen Wachspräparaten vergleichen, welche
„diejenigen, die ohne Schauder ein wirkliches Exemplar
„nicht zerlegen können, studieren; woran sie das Geheim-
„niß unsers Baues, die gesammte, innere Wirksamkeit unse-
„res wunderbaren Lebensgetriebes ergründen lernen können."

(Worte der Einleitung.)

Es war unstreitig ein sehr glücklicher Gedanke, und der den Dank der gesammten, zumal der weiblichen, Lesewelt verdient, den Mrs. Jameson in sich gebar. Frau, Engländerin, in vollem Besitze der conventionellen, im unbestreitbaren selbst der tiefern, literarischen Kultur, erscheint sie völlig geeignet, ihn auszubilden und in's Leben einzuführen. Was sich an die Betrachtung Shakespeare'scher Geschöpfe alles knüpfen läßt und von selbst knüpft, springt Jedem in's Auge. Hier war ein unbegränztes Feld, von tausend Ausgangspunkten, in tausend Richtungen zu durchwandeln. Unserer Verfasserin sagte die comparative Darstellungsweise vor andern zu. Belesen, man darf wohl sagen eingelebt, in den lebenvollen Dichtungskreisen ihres ehrwürdigen Textes, ist es ihr weniger darum zu thun, den einzelnen Charakter aus den gegebenen Elementen gleichsam zu reconstruiren; was auch ungleich mehr Raum erfordert hätte; als vielmehr das Vorwaltende der Indivibüen, wie es ihr erscheint, in wenigen, freien und dabei sicheren Umrissen anzudeuten, und wechselweise belehrend gegen einander zu halten; durch welches Verfahren der Lesende unterhalten, und zur eignen Reproduktion jener typischen Formen angeregt wird, wobei er sich dann nach Umständen, zu Beifall oder Widerspruch bestimmt fühlen mag. Denn abgeschlossene Bildungen der gesetzmäßigen Natur — und das sind Shakespeare's Gebilde – erscheinen Jedem so, wie seine Auffassungsorgane beschaffen und gestimmt sind; und es läßt sich oft das Verschiedenste, ja das Widersprechende davon mit gleichem Rechte sagen. Wenn wir Deutsche gelernt haben, Lady Macbeth als

„zärtliche, liebevolle Seele," den Monolog Hamlets als weit entfernt von jeder Anspielung auf Selbstmord, aus dem Geiste eines hochgeschätzten Dramaturgen, zu betrachten: so werden wir der englischen Erklärerin lieber nachgeben, wenn sie etwa in ihrer Nachempfindungsart von unserer nüchternen Ueberzeugung manchmal abweicht; wenn sie vielleicht bei der Entwicklung von Opheliens Lieben und Leiden die irdische Basis allzusehr aus dem Auge verliert, auf welche Wilhelm Meister — den übrigens auch sie zu Rathe zieht — so treffend hinweist; wenn sie Julien mehr von der Seite flammender Leidenschaft, als inniger Tiefe, begreift, wiewohl sie gerade hier den echt sittlichen, für's Leben fruchtbaren Kern, den wohl die Mehrzahl liegen läßt, selbstständig, zur frohen Ueberraschung des Denkenden, herauszuschälen weiß; wie sie denn auf ihr Bild von Julien auch den größten Werth zu legen scheint. Und solche Differenzen mag jeder einzelne Leser aus dem Seinigen hinzufügen. Denn so weit ist allerdings die Bildung unserer Tage gediehen, daß des Einzelnen Stimme nicht mehr als kritisches Orakel, sondern eben als Stimme angesehen werden darf, die aus besonderem Naturell, Bedürfniß, Bildungssphäre hervorgehend, auf ihre Weise den Einklang des Ganzen bestimmen hilft.

Wie nun unsere Bildnerin ihren Marmor im Ganzen behandelt, möchte Manchen interessiren, und vor der Lektüre das Verständniß fördern.

In einem Dialoge, der zur Einleitung dient, bekennt sie zuvörderst, daß es ihr vor Allem darum zu thun war, die bittern Erfahrungen, die sie über den Stand ihres

Geschlechtes in der Societät und über weibliche Erziehung gemacht, zum Frommen derer, die es betrifft, mitzutheilen; daß sie die Ergebnisse, zu denen sie gelangt, aber lieber beispielsweise an Shakespeare als in anmaßlichen Tractaten oder unmenschlicher und unweiblicher Satyre darstellen mochte. Denn der Dichter erscheint ihr, wenn nicht consequenter, doch faßlicher, gleichsam assimilirter, als das unendliche Leben selbst. Sie geht dann auf eine Vertheidigung der Shakespeare'schen Frauenwelt gegen britische Kritiker über, deren es bei uns wohl kaum bedurft hätte; von da auf eine Rechtfertigung ihres Geschlechtes überhaupt gegen falsches Erziehungs- und Weltwesen, wobei sie allenthalben die reifsten und anmuthigsten Betrachtungen, über das Verhältniß der Frauen zur Satyre, der Menschen des Poeten zu denen der Natur, über witzige Frauen, über das Gemeine „als das Negative in Allem,“ über weiblichen Muth, weibliche Freundschaft, politische Frauen, einschaltet; und schließt mit der Wiederholung der oben gegebenen Versicherung, daß eine tiefe und ernste Moral die Absicht und der wahre Inhalt ihrer Blätter sei, „welche diejenigen wohl finden würden, die sie suchen.“

Diese Confessionen der Verfasserin glaubten wir weitläufiger mittheilen zu müssen, weil sie es sind, die eigentlich den Leser über dieses Buch orientiren; die den Standpunkt der Darstellenden vollkommen bezeichnen, und Werth wie Mangel des Geleisteten in's rechte Licht stellen; denn jeder Einsichtsvolle wird uns wohl zugeben, daß wohl nirgends vollkommenere Buchstaben für das Wort des sittlichen Gesetzes aufgefunden werden können, als in

Shakespeare; daß es aber auch nicht eigentlich den Dichter erläutern heißt, wenn man seine organischen Geschöpfe zu moralischen Exempeln verwendet. Und hiermit ist Alles gesagt, was sich über's Ganze, als solches, sagen läßt.

Um sich das breite Geschäft zu erleichtern, bringt sie nun ihre idealen Individuen in gewisse Classen, wobei sie freilich nicht mit pedantischer Skrupulosität verfährt; denn pedantisch wäre es gewiß, wenn sich das Lebendige einer arithmetischen Proportion fügen müßte.

Der Uebersetzer findet hierbei Anlaß, sich über die Unbestimmtheit der englischen Wörter intellect, wit, reason, sentiment, zu beklagen; und allerdings wird es Manchen befremden, Miranda unter den leidenschaftlichen, phantastischen Charakteren zu finden, so wie Julien von den Seelenvollen ausgeschlossen zn sehen. Auch entsproß die Rubrik „geschichtliche Charaktere" keinem logischen Eintheilungsgrunde; denn auch geschichtliche Menschen können geistreich, seelenvoll u. s. w. sein; außerdem sagt uns eine vortreffliche Stelle der Einleitung, wie richtig die Verfasserin selbst empfindet, daß eben jene Charaktere nicht mehr der Geschichte angehören, sobald sie des Künstlers Hand berührt. „Shakespeare löste ihr das Räthsel, das ihr die Geschichte knüpfte." Wir werden also billig den formellen Behelf nicht mit ihrer gründlichen Art zu denken verwechseln.

So viel, um nicht in's Breite zu gerathen, vom Wesen und Charakter des vorliegenden Werkes, dem der wohlverdiente allgemeine Beifall nicht entgehen wird. Ueber das Einzelne und Einzelnste mag sich der Theilnehmende

selbst unterrichten; wie sich denn überhaupt über Urtheile, wenn sie nämlich gebildet sind, nicht weiter urtheilen läßt; es sind eben Ansichten; und Jeder füge vergleichend, zu eigner und fremder Förderung die seinige hinzu. Von unserer Seite dürfen wir allenfalls bekennen, daß uns die Darstellung von Kordeliens reinem, stillem Wesen am meisten, die der Lady Macbeth, die wohl zu hoch gestellt ist, am mindesten gemäß erschien. Vortrefflich werden, im Vorbeigehen, auch oft männliche Naturen erörtert, z. B. „der fürstliche, philosophische, wohlwollende Zauberer Prospero:“ „Cloten, der Mischling von Tölpel und Bube“ u. m. A. So werden wir neuerdings erinnert, daß den englischen Schriftstellern ein eigenes Organ für das Charakteristische verliehen zu sein scheint. Einsicht in den Weltlauf und in die stillern Wege des Gemüthes, Erfahrung, Fülle der Belesenheit in der eigenen so wie in fremden Literaturen, Geschmeidigkeit und Routine im Ausdrucke, Schönheit und Adel in der Gesinnung, wohlthuende Wärme bei anständiger Besonnenheit, lobenswerther Enthusiasmus für ihren Dichter, wodurch das Ganze nebenbei den Anstrich einer Apologie Shakespeare's bekommt, sind Eigenschaften, die überall hervorleuchten. Besonders erfreulich wird ihre Darstellung, wenn sie Bilder aus der Kunst- und Naturwelt, die sie wohl auf ihrer italienischen Reise erbeutet, oder aus der griechischen Geschichts- und Mythenwelt, die ihr überall vorschweben, zum Organe ihrer Empfindungen wählt. Sie spricht nicht um zu sprechen; sie spricht aus der Fülle des Erlebten, das aber den schönen Fluß ihrer Imagination nicht zu trüben vermochte; und ihre Rede,

wie sie vom Herzen kommt, geht zu Herzen. Oft wird sie Dichterin, und ihre Worte erscheinen wie das erläuternde Accompagnement eines herrlichen Liedes; denn bei ihrer herzlichen Hingebung an den großen Dichter kann es nicht fehlen, daß auch dem umsichtigen Literator gar Manches in einem Texte erst durch ihre Offenbarung aufgeht, der für das Studium ewig unversiegbar bleibt. Und so dürfen wir mit dem Uebersetzer, dem wir dabei unsern Dank nicht verschweigen, nur wünschen, „daß die Verfasserin Leben und Zeit gewinne, das Werk auszuführen, wovon das vorliegende, nach einer Aeußerung in der Vorrede, nur einen Theil ausmacht!"

Die Uebersetzung, von der Hand eines so thätigen, als dazu berufenen Mannes, in wiefern sie ohne Kenntniß des Originals zu beurtheilen ist, erscheint fließend und sich aneignend; obwohl hin und wieder nach der jetzt in Deutschland beliebten Art, die Worte mehr sagen möchten, als der Text. Man will dadurch, so scheint's, die einfachern Genien fremder Idiome dem combinirenden, metaphysischen des unsern annähern. Hieher möchten Ausdrücke, wie: „eigenwichtig, ehweiblich, Anschau, Schlechtnis, innkräftig, urheiter, empfindselig, Bekundungen, Ueberschwang, Doppelei" u. s. w. gehören. Derjenige aber verdient den Preis sprachlicher Vollendung, der mit einfachen aus dem Bereich der gesellschaftlichen Uebereinkunft geschöpften Mitteln das Tiefste und Bedeutendste auszusprechen im Stande ist.

Hindeutungen auf eine neuere vaterländische Dichterin.

Spirat adhuc amor,
— commissus —
Aeoliae fidibus puellae.
Horatius.

Das Vollkommene, einem heiligen Gesetze in der Entwickelung unseres Geschlechtes gemäß, macht sich, früher oder später, aber doch gewiß irgend einmal, Bahn, trotz Hinderung und Indifferenz, nach seiner Bestimmung durchzudringen und zu wirken. Das Schlechte, werde es auch Tage-, ja Decennien-lang durch den trüben Schlamm der Vorurtheile und Moden auf der Oberfläche der Wellen erhalten, sinkt eben so gewiß, wenn sich einst die Fluthen klären, in den Abgrund, wohin es gehört. In beiden Fällen hat die Kritik nichts zu thun, als, wenn sie es vermag, dasjenige schneller herbeizuführen, was auch ohne sie endlich erfolgt wäre. Ihr eigentlichstes Geschäft ist einem dritten, bei den verwickelten Bildungszuständen unserer Zeit häufig genug vorkommenden Falle gewidmet. Es regen sich nämlich hie und da Talente, die, bei einer abgeschlossenen, einsamen Stellung des Individuums, bei einer, durch mancherlei Zufälligkeiten bedingten, eigenthümlichen, von der gewohnten verschiedenen Erziehung oder Bildungsweise, einen Weg einschlagen, auf dem ihnen Niemand, auch nur mit dem Auge, folgt, — weil man ihn im Voraus für verfehlt und ungangbar erklärt. Bemerkt nun bei solchen Umständen die Kritik einen Kern des

Strebens, eine angeborne Fähigkeit, die nur der Richtung bedürfte, oder eine Richtung, die größerer Fähigkeit oder mehrerer Anerkennung bedürfte, — da ist es ihre besonderste Pflicht, einzutreten, und, wo man sie hören will, dem Bringenden wie den Abweisenden ein förderndes Wort zuzurufen.

Ein solcher Fall, zu dessen Wahrnehmung ich ganz zufällig gelangte, veranlaßt mich zu diesen Zeilen; und zwar um so mehr, weil die im Ganzen sonderbare Erscheinung eine vaterländische ist, und weil durch sie zum Theile jene Ansichten bestätigt werden, die ich in diesem Blatte (erster Jahrgang, Nr. 80: die Alten, als Bildungsgrundlage) zu vertheidigen bemüht war.

In Salzburg (also wieder in dem dichterischen Ländchen ob der Enns) erschien im Jahre 1832 in Commission der Mayr'schen Buchhandlung ein bescheidenes Bändchen, unter dem Titel: Gedichte von Maria Johanna Sedelmaier. Wahrscheinlich ist es nur in sehr wenige Hände gekommen, hauptsächlich für den Kreis bestimmt, in welchem die Verfasserin lebt. Haben es Fremde zufällig zur Hand bekommen, so haben sie es vermuthlich, nach kurzem Blättern, für ewig wieder bei Seite gelegt. Gedichte sind es an und für sich nicht, nach denen man, ohne vorgängige Empfehlung der Mode oder der berühmten Recensenten, greift; Gedichte eines Frauenzimmers noch weniger; Gedichte, meist antiken Inhalts und antiker Form, wieder weniger; und solche Gedichte noch dazu von einem Frauenzimmer, am allerwenigsten. Wer in diesem Büchlein beim ersten Aufschlagen sofort die übel berufene

Gestalt der Hexameter, sapphischen und alcäischen Formen erblickte, wem sogleich die oft vorkommenden Namen aller Bewohner und Bewohnerinnen des Olymps, ja sämmtlicher Philosophen von Athen, und Heroen von Lacedämon und Rom in's Auge sprangen, der hat wohl alsbald das Buch mit dem Ausrufe weggelegt: welche unglückliche Richtung für ein weibliches Gemüth! — Ist es mir doch fast auch so gegangen, und nur die Gewohnheit, zum Behufe einer gewissenhaften Kritik alle, auch die reinsten Brillen, abzulegen, hat mich zu genauerer Betrachtung und theilnehmender Billigkeit gestimmt.

Die Verfasserin, entfernter von den breiten Strömen der modernen Poesie, die nun alle Lande durchwogen (durchwässern?), scheint ihr frühes Bedürfniß aus wenigen ältern Quellen gestillt zu haben. Klopstock, Stolberg, Matthison, Schiller, waren es wohl hauptsächlich, an denen sie ihre Gabe ausbildete. Vielleicht ist Vierthaler, der edle, besonders der Geschichte des Alterthums zugewendete Mann (seinem Tode ist eines der Gedichte geweiht) nicht ohne Einfluß gewesen. Alle diese Männer erkannten und priesen Griechenland und Rom als Ursprung und ewiges Vorbild menschlicher Kultur, ihre Musen bekannten sich zu bescheidenen Nachfolgerinen der alten, echten, und wie konnte ein solches Bekenntniß ein für das Schöne und Große empfängliches, und durch eine gewisse bürgerliche Abgeschlossenheit nur noch mehr gestimmtes Gemüth ohne Eindruck lassen? Ist nun Passivität einmal der weibliche Geschlechts-Charakter, so kann es nicht fehlen, daß so lebhafte und ausschließliche Eindrücke die eigene Production

eine Zeit lang unterdrücken; wie denn die Gedichte „Sehnsucht“ und „das Fest der Proserpina“ wohl bloß Reminiscenzen aus Schiller, und „Abendfeier“ und „Frühlingsgemälde“ aus Matthisson darstellen. Nichts desto weniger trat, eben bei dem unläugbaren angebornen Talente der Dichterin, der Fall ein, der, was wir im erwähnten Aufsatze aussprachen, bestätigt. Es beweist sich nämlich auch hier: daß ein längerer, herzlicher Umgang mit der Welt der Alten nicht umhin kann, unser edleres Selbst zu wecken und zu bilden, und uns, ja alles was wir thun und reden — wenn ich so sagen darf — in einen Aether von Klarheit und Größe einzutauchen; und daß, wenn die Poesie auch jetzt noch einer Mythensprache bedarf, sie trotz der Kälte derer, die sie verbraucht nennen, keine vollkommenere finden wird, als die uns das Alterthum überlieferte und die auch die Sprache Aller blieb, die unter uns groß und herrlich gewesen sind.

Sollen wir denn sowohl dem Leser von den Gedichten, die uns zu allen diesen Bemerkungen veranlassen, einigen Begriff geben, als auch die Verfasserin, wenn sie uns hört, unseren Ueberzeugungen gemäß, zu fördern suchen, so müssen wir zuvörderst aufmerksam machen, daß die sämmtlichen Gedichte, wie sie uns vorliegen, sich beiläufig in acht Classen absondern. Zur ersten gehören solche, in welchen sich die Dichterin so ganz ins Alterthum versetzt, daß ihr eigenes Leben ganz dabei verschwindet.

So ernsthaft gerade diese Gedichte aussehen, so kann man sie nur als Spiele betrachten, als Verkleidungen, um zu sehen, ob eine Chlamys besser als ein Ueber-

rock=Kleid ansteht. Hierzu kommt, daß die Verfasserin das antike Metrum, welches hier im Grunde Hauptsache ist, doch offenbar nur dem Gehöre nachschreibt, was freilich den auf solche Liebhabereien eingehenden Leser und Kenner nicht zu gewinnen gemacht ist. Von ihren Hexametern merkt man es meist nur an dem letzten — ⏑ ⏑ — ⏑, daß sie es sein wollen. Gehören nun eigentlich diese Gedichte nicht ihr an, und hat sie dabei nicht die Routine und Virtuosität, durch die Jongleur=Künste der Rhythmik dem Scheine Werth zu verleihen, so wäre es gerathener, in dieser Gattung künftig sparsam zu sein. Als Beispiele derselben bezeichne ich: „An den Apollo, Klage eines Heloten, Aegeus, an Brennus, Hannibal an Fabius" u. ä., die fast wie poetische Schulaufgaben aussehen. — Gelingt ihr nun die nöthige Strenge der antiken Formen nicht, so ist die gänzliche, unter der Firma des Dithyrambischen eingeschwärzte Formlosigkeit noch unzuläßiger. Schon bei den Stolbergen, wo das innere Feuer warm genug durchschlägt, lassen jene hymnenartigen Exclamationen kalt; und so sollte unsere Verfasserin, zu eigener Förderniß, nichts mehr wie „An die Erde, An die Göttin der Gesundheit" dichten, ohne sich ein wohlthätiges, die selbstentquellende Fülle zur Harmonie begränzendes Maß anzulegen. — Nicht zu verwechseln mit den Gedichten der ersten Art sind jene, wo die warme Begeisterung für's Alterthum in bequemer moderner Form selbst den Stoff ausmacht. Man muß in ihnen den unverkennbaren Stämpel einer großen und reinen Empfindung respectiren, die, sei sie uns auch an dem zarteren Geschlechte noch so ungewohnt, doch auf keine

Weise dem männlichen ausschließlich zum Monopole angewiesen ist. In dieser Art wird sich das Gedicht „das alte Rom" neben jedes stellen dürfen, welches edle Wehmuth über den Untergang so vieler Herrlichkeit irgend hervorgerufen hat. — Gelegenheitsgedichte, „juvavienfische" u. dgl. mögen mitunterlaufen, wie wir sie, mit nicht mehrerem Antheile, auch bei den großen Dichtern, nur dulden; was auch Goethianer, einem mißverstandenen Worte ihres Meisters zu Folge, der selbst genug Unbedeutendes in dieser Art gedichtet hat, zu ihrem Lobe vorbringen mögen.

Alle Gedichte, die mit „Dich will ich besingen" (S. 24) oder „Nicht dich will ich singen" (S. 13) anfangen, wären nach unserem Rathe künftig zu unterdrücken. — Eine untergeordnete Gattung sind ferner diejenigen, welche in einer gedrängten, an die sinnigen Epigramme der Griechen erinnernden Form bekanntere Motive oder anregende Gedanken neuerdings wirksam zu machen suchen. Die Verfasserin ist nicht immer unglücklich in dieser Art, welche Goethe unter der Aufschrift „antiker Form sich nähernd" (Bd. 2. S. 125) zu regeneriren versucht hat. Die Gedichte „Die Geschenke, an die Tanne, die Statue der Nemesis" u. a. sind unserer Schülerin der Griechen artig genug gerathen; aber freilich sind dergleichen Blüthen der Lektüre und Erinnerung nicht als eigentlicher Lebensgewinn zu betrachten. — Wieder eine andere Art bilden die versifizirten Erzählungen, worin die Dichterin nach mancherlei Vorbildern den Eindruck, den eine bedeutungsvolle Begebenheit in ihr zurückließ, festzuhalten und zu einem poetischen Effekt zu gestalten suchte.

So wünschte sie in der Geschichte des entsühnten Orestes (S. 142) die ernste Bedeutung der griechischen Mythe mit der kurzen, abgerissenen, getuschten Manier Ossians zu stärkerer Wirkung zu verarbeiten. Allein die erfolgreiche epische Darstellung setzt jene erfahrungsbreite und ruhige Objectivität voraus, welche der Jugend fast durchgehends, und noch mehr der weiblichen, abgehen. — Nun kommen wir auf jene Gedichte, in denen uns die Seele der Dichterin rein, ungetrübt, aber auch ungestaltet entgegenklingt. Sie haben schon den großen Vorzug, nicht gemacht zu sein, und uns etwas zu offenbaren. In der Form ist meistens der dunkle Anklang der genannten deutschen Dichter zu empfinden; wer möchte auch, in einer so ausgeprägten Sprache wie die unsere, fähig sein, an das Beste, was in ihr gesagt ward, nicht zu erinnern? Der Gehalt aber ist denn doch, wie man ohne unbillige Forderung voraussetzen mußte, nicht so bedeutend, daß er für den Mangel einer frappanten Außenseite sattsam entschädigen könnte. Wir fühlen und denken gerne mit, ohne eben einen Wachsthum in unserem Inneren zu gewahren. Es sind eben die Gedanken und Gefühle einer edlen, reinen, gebildeten Natur. Eine sanfte, durch Sittlichkeit und Hingebung an die erkannte weise Ordnung der Welt verklärte Melancholie bestimmt ihre Färbung im Ganzen. Als das Beste in dieser Art ist das Gedicht „Duldung" auszuzeichnen. — Von hier ist nur ein Schritt zu der letzten Gattung, in welcher das Beste geleistet, in welcher das Talent der Verfasserin auffallend und merkwürdig entwickelt ist, und um derentwillen sie uns

eigentlich im höheren Grade bedeutend erscheint. Wir möchten diese Art zu dichten, nach dem Vorgange eines ihrer Kultoren (v. Schober's Palingenesien, Breslau 1826) die „palingenetische“ nennen. Die ausgeprägten, aus verehrtem Alterthume überlieferten Typen (hier die hellenische Mythe) werden zum Vehikel für das Erlebte, Empfundene gebraucht, und so in gewissem Sinne wiedergeboren. Die Wahrheit und der Ernst des Inhalts verleiht der todten Form lebendige Bedeutung, und die Anmuth und Verständlichkeit des Bildes dem Inhalte Klarheit und Interesse. In dieser Art nun ist unsere Dichterin bemerkenswerth. In dem kurzen Gedichte „Ate“ drückt sie, durch einfache Hinstellung des mythischen Begriffes, die schauervolle, über das ganze Menschengeschlecht sich ausbreitende Gewalt der Schuld so kräftig aus, daß man ein Gedicht von Mayrhofer zu lesen glaubt. Und damit es doch nicht scheine, als redeten wir von einem Welttheile, den Niemand zu sehen bekommt, und wovon das Fabeln erlaubt ist, so stehe, zur Beurtheilung einsichtiger Leser, das Gedicht hier, welches ich für das beste dieser Gattung und der ganzen Sammlung halte. Man denke sich ein Mädchen, welches den tiefen Schmerz männlicher Unbeständigkeit erfahren hat. Die Götter haben der Armen keine anderen Waffen verliehen, als die zarten, beschwingten Pfeile des Gesanges; und sie möchte nun, unter fremdem Bild und Namen, was sie erlitten, mit den Klagen tausend Anderer in die Lüfte senden, daß ein mitfühlendes Echo sie vernähme; könnte sie es zarter, inniger und poetischer thun, als im folgenden Gedichte?

Die Liebe der Hamadryade (S. 166).

Seht der Esche Zweige neigen,
Ihr gefiedert Laub erblaßt,
Ihre Wurzeln seht entsteigen,
Die der Erde Grund nicht faßt.
Ach, sie stirbt, die Lust der Hirten,
Wenn sie das Gefild durchziehn,
Fröhliche Cicaden schwirrten
Auf dem dunkeln Blättergrün.

Rhökos, fremdem Land entsprossen,
Reizend wie Endymion,
Hat die Wurzeln fromm begossen,
Wie die Daphne Leto's Sohn;
Deckt sie dann mit schwarzer Erde,
Fleht zum Zeus, der Regen schickt,
Ehrend, was sein Glaube lehrte,
Der den Baum beseelt erblickt.

Plötzlich borst entzwei die Rinde,
Die Dryade trat hervor;
Staunend horchten Meer und Winde,
Und der Cypris kleiner Chor.
Eros spannte schnell den Bogen,
Zielte nach der Beiden Herz,
Zwei der schärfsten Pfeile flogen,
Und sie fühlten gleichen Schmerz.

Beide wollten mit Entzücken
Wonnetrunken sich umsah'n,
Liebe liegt in ihren Blicken,
Liebend will sich Rhökos nah'n.

„Sprich, wie mag ich es dir lohnen,
Daß du sorgsam mein gepflegt?
Willst du in Pallästen wohnen?“
Frug Melissa tief bewegt.

„Willst du Herden? Schäferkränze?
Willst du Ares hohen Ruhm?
Willst du, daß dein Name glänze
In Apollons Heiligthum?
Willst du über Fluthen schiffen
Nach Agenors reicher Stadt?
Schätze aus des Meeres Tiefen
Bring', Poseidon, an's Gestad'!“

„„Nicht Neptun aus seinem Meere,
Zeus vom Himmel, Ares nicht,
Göttlich nur belohnt Cythere,
Göttlich, wenn Melissa spricht.
Sie, mit silberweißen Füßen,
Und ihr Haupt in Lockennacht;
Iris sanfte Strahlen fließen
Um der Stirne Perlenpracht.““

Und vereint zum schönsten Bunde
Hatte sich das schönste Paar;
Aber, ach! der Trennung Stunde
Weist die schnelle Hore dar.
„Wenn du scheidest, werd' ich nimmer,
Rhökos, weh! dich nimmer seh'n!
Nicht mehr lacht mir Luna's Schimmer,
Einsam seh' ich Thebe steh'n!“

Wo die königliche Helle
In dem Meergewoge schwand,
Fern, ach fern der Dirke Quelle
Auf Sigeums Blumenstrand.

Bringet eine treue Biene
Kunde von Melissa dir:
„Liebst du noch mit festem Sinne,
Sagt sie frohe Botschaft mir.“

Rhökos schied. Mit düstern Blicken
Eilt er, ohne Pfeil und Spieß,
Ohne Köcher auf dem Rücken,
Durch den Hain der Artemis.
Wann die Fluren Eos röthet,
Schweift sein Aug' in blauer Luft,
Und, wann Philomele flötet,
Horcht er, ob Melissa ruft.

Und mit leicht entbund'nem Flügel,
Mit der Liebe süßem Wort,
Ueber Thetis glatten Spiegel
Eilt die kleine Biene fort.
Ruht nicht im Myrikenlaube,
Nicht im dunklen Myrtengrün;
Schneller als Cytherens Taube
Schwirrt sie durch den Aether hin.

Rhökos sieht sie, und ein Feuer
Färbt sein blasses Angesicht,
Wie wann Phöbos durch den Schleier
Trüber Nebelwolken bricht.
Und der Laut stirbt ihm im Munde,
Und sein trunk'nes Auge schwimmt,
Da Melissas liebe Kunde
Sein entzücktes Ohr vernimmt.

So unnennbar tiefe Wehen
Trägt kein schwacher Sterblicher;
Und er fleht zur goldnen Sonne,
Daß sie weile überm Meer.

Und wie eine Marmorbüste
Starrt er, mit gehobner Hand,
Als nach der entfernten Küste
Seine holde Botin schwand.

Wann auf ihrem Drachenwagen
Ceres durch die Felder zieht,
Sirius in heißen Tagen
Am entwölkten Himmel glüht;
Fliegt die Biene her von Thebe
Wieder ohne Rast und Ruh':
Daß Melissa lieb' und lebe —
Flüstert sie ihm freundlich zu.

Und es freut ihn, sie zu schauen,
Und sie schwebet um ihn her;
Doch in seinen Augen thauen
Keine stillen Thränen mehr.
Arme Biene! deine Schwingen
Sind zu weitem Fluge nicht,
Ueber See und Land zu bringen,
Was der Freundin Lippe spricht.

Da der Apfel der Dione
Und die braune Feige winkt,
In des Laubwerks dichter Krone
Golden die Olive blinkt,
Und der Gärtner, froher Miene,
Fromm sie dem Vertumnus weiht:
Schwebet noch einmal die Biene
Aus des Haines Einsamkeit.

Aber weh! was sieht die Arme?
Ist's ein Traum, was sie erblickt?
Hält nicht Rhökos in dem Arme
Eine Fremde fest umstrickt?

Mit dem grünen Zweig der Rose
Hat der Freche sie verscheut, —
Er vergaß auf weichem Moose
Seiner ersten Liebe Eid.

Schlimm ist, was aus Pyrrha's Stamme
Treulos ist der Männer Herz,
Liebe nur ein schöner Name,
Und ihr sich'rer Lohn der Schmerz.
In der Rache heißem Drange,
Tief empört von seinem Glück,
Läßt sie in des Jünglings Wange
Ihren scharfen Stahl zurück.

Die ersehnte Botin schwebet
Ueber Kopai's Gestad, —
An der schlanken Esche bebet
Freudig lauschend jedes Blatt, —
Setzt sich auf des Baumes Krone,
Spricht das bitt're Wort, und stirbt.
„Regen hass' ich, Thau und Sonne!"
Ruft die Nymphe, und verdirbt.

Wir haben oben nur das Grundmotiv zu diesem Gedichte angedeutet, um dem Leser in der Empfindung nicht vorzugreifen; nun wird er wohl fühlen, daß in dem Stiche der Biene und in dem Verderben der Dryas noch mehr liegt, als was wir aussprachen.

Es müßten, dünkt mich, unfühlende oder von unbilligen Ansprüchen ausgehende Leser sein, welche, nach der mitgetheilten Probe, noch staunen könnten, warum wir auf eine vaterländische Erscheinung aufmerksam gemacht

haben, die, mag man sie nun beurtheilen wie man will, doch jedenfalls merkwürdig genug ist. Haben wir, bei dem Raume, den wir uns, um andere Mittheilungen nicht zu beeinträchtigen, anwiesen, etwas gesagt, was die Verfasserin selbst in ihrem Inneren zu befestigen, zu ordnen, zu leiten, zu fördern geeignet wäre, so wäre Alles, was wir bei Abfassung dieser Zeilen bezweckten, erreicht. Ihr wünschten wir deutlich zu machen, daß alle Wirkung von Innen ausgehe, aus einer reinen, ernsten Seele, wie die ihrige, mit und ohne den Schmuck ererbter Edelsteine, die das Licht zwar widerstrahlen, aber nicht erzeugen; dem Publikum wollten wir an einem Beispiele bestätigen, was der Umgang mit den Alten in Denjenigen hervorrufe, die ihn, unberührt von den Launen einer wechselvollen Zeit, in stiller, ernster Einsamkeit cultiviren. Quod erat demonstrandum.

Briefe an Joh. H. Merck, von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von Dr. K. Wagner. Darmstadt, J. P. Diehl, 1835. XL und 528 Seiten. 8.

Diese Sammlung schließt sich am nächsten an Knebels Nachlaß. Wir befinden uns meist in demselben Kreise, in den wir dort eingeführt worden. Die Korrespondenz faßt die Zeit zwischen dem Jahre 1770 und dem Jahre 1790 in sich; und hier haben wir gleich Ursache, uns eines Vorzuges zu erfreuen, der sie vor allen auszeichnet.

Sie ist nämlich mit einer besonderen Sorgfalt angeordnet und redigirt. Ein Vorwort setzt uns sogleich auf den rechten Standpunkt; eine möglichst ausführliche, verständig, und, wie es sich ziemt, mit Liebe für den Gegenstand geschriebene Biographie erleichtert uns im Voraus das Verständniß; hierauf folgt ein wohlgeordnetes Verzeichniß von Merck's gedruckten Schriften; dann eine Auswahl aus dessen Fabeln und Erzählungen, aus denen außer einer negativen, philanthropischen Richtung, die wohl mehr jener Periode als dem Einzelnen angehörte, nichts Individuelles hervorleuchtet; die Briefe selbst nun sind chronologisch geordnet, dabei aber nummerirt, und, da am Schlusse ein alphabetisches Verzeichniß der Namen der Briefsteller mit den sie betreffenden Nummern, wie am Eingang eine kurze Uebersicht aller Briefe, gegeben ist, so kann man die Sammlung bequem nach jedem Gesichtspunkte durchsehen. Ja, damit nichts vergessen sei, sind den Briefen überall erklärende Noten und dem Schlußinhalt kurze Notizen über jene bedeutenden Personen beigefügt. Nur Eines fehlt, was freilich zum fruchtbaren Genusse des Ganzen das Meiste beigetragen hätte, was zu geben, leider! nicht in der Macht des Herausgebers stand: Merck's eigene Briefe.

Hier heißt es also eine inverse Methode einschlagen, und aus dem Verhalten der Andern zu Merck auf das schließen, was er eigentlich war; um so mehr, als die biographischen Propyläen nicht in's innere Heiligthum führen. Der Herausgeber selbst wußte nicht viel anders zu verfahren; er sammelt schlichte, faktische Daten, sucht

die Aussprüche der bedeutenden Menschen, in deren Mitte sich Merck bewegte, am rechten Orte über ihn geltend zu machen, und zieht besonders einige Apophthegmen herbei, durch welche sich Merck vorzüglich ausgezeichnet, welche auf die Heroen unserer Literatur, wie es scheint, wirksamen Einfluß geübt, und nun von einer aufmerksamen Nachwelt, wie es bei den sieben Weisen Griechenlands der Fall war, als Reliquien im Gedächtniß bewahrt bleiben. Sie sind meist gegen Goethe gerichtet, dem sie meistens die Richtungen bemerkbar machen wollen, die er zu vermeiden hätte; zumal da, wo es schien, als sei er schon im Begriffe sie einzuschlagen, so, daß man das Wort: merk! als symbolisch für Goethe betrachten darf. Jene Differenz, welche Merck so bestimmt und hell aussprach: zwischen Jenen, die das Imaginative verwirklichen wollen, und Jenen, die das Wirkliche poetisch gestalten, — bleibt immer ein glückliches Aperçû, welchem Goethe Aufklärung und Förderniß zu schulden (nachgel. Werke 8. Bd.) selbst gesteht. Allein den übrigen Winken kann man nicht leicht gleichen Beifall zollen; sie enthalten meist leere Negationen, und in den Aeußerungen: „daß Clavigo ein Quark sei" (S. XV.), — daß Werther „ganz hübsch" wäre (ibid), — und in der: „was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln, oder, was mir alles Eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen;" — (S. XVII.) sehe ich weder den „Scharfblick" noch „die feine Ironie," die ihnen der Herausgeber zuschreibt. Zum Glück hat sich Goethe nicht mehr als billig durch

sie determiniren lassen, — sonst würden die Iphigenien, Tassos und Pandoren unter dem Scheffel geblieben sein. Reducirt sich doch fast alles, was gegen diesen Mann, der so ganz Er war wie wohl Keiner, gesagt worden ist, darauf, daß er nicht hätte Goethe sein sollen; und sollten wir das wünschen? — Im Ganzen wird so viel deutlich, daß Merck durch Negiren erregend wirkte, ein Ferment, welches die umgebenden größeren Kräfte in beständig thätiger Gährung erhielt, weßhalb ihn Goethe als „Mephistopheles" bezeichnete. Er scheint die Individualitäten der Handelnden gut herausgemerkt und unterschieden zu haben, und nur so wird das Verneinen fruchtbar, welches, im Allgemeinen, eine zerstörende Gewalt ist. Solchen Menschen ist es nicht gegeben, etwas Ganzes, Lebendiges aus sich hervorzubringen; sie negiren auch sich als Individuum, und so war es auch mit Merck; es blieb bei Rhapsodieen, Fragmenten, Kritiken; — ihr Feld ist mehr die Wissenschaft; wo man nicht schafft, sondern unterscheidet und denkt, — und in ihr wieder das Fach der Raritäten, noch uneingeschalteter Einzelnheiten, Erfindungen, und so war es auch bei Merck. Wie sich an dem auffassenden, empfangenden Knebel der allaustheilende Herder, so erfreute sich vorzüglich der geistreiche, freundlich verneinende Wieland an dem gleichgearteten Merck.

Wielands Briefe sind die zahlreichsten und aus denen am meisten Liebe zu Merck spricht, im ganzen Bande. Ihr Inhalt ist, außer allem Anderen, — der Merkur. Für ein solches Institut schien Merck ein ge-

fundener Mann; wenn es irgend kritische Naturen gibt, so sind es solche, wie wir ihn geschildert haben. So überträgt ihm denn Wieland-Zeus das Recensir-Packet des Götterboten, „mit Macht und Gewalt als Obermeister" — erklärt sich „geborgt, und mit allem zufrieden," wenn er es übernimmt (S. 82), und wenn er später Ursache fand, seine Zufriedenheit zu limitiren, so war wieder nur Merck's negatives Wesen daran Schuld, welches ihn lässig, unproduktiv, und unentschieden machte. Es ist unbillig, wenn man (Gervinus, über den Goethe'schen Briefwechsel Leipz. 1836) das Persönliche, das Parteiliche aus diesen Verhandlungen aufstöbert, oder, weil man selbst verdrießlich sieht, die Publikation solcher Angelegenheiten für bedenklich hält. Wer sich rein fühlt, hebe den ersten Stein auf! und was geht aus der Enthüllung des Wirkens unserer Besten hervor, — was kann anderes daraus hervorgehen, — als daß sie eben auch Menschen waren wie wir, — nur bessere; gescheidtere? — wer mehr will, weiß nicht was er will. — Arbeiten zumal, die für das Publikum der Journale bestimmt sind, — können, dürfen sie sich rein und zart wie Gedichte halten? honny soit qui mal y pense! — Im Uebrigen brauche ich über Wieland nichts weiter beizubringen. Auch, als er diese Briefe schrieb, ist seine Charis neben ihm gestanden. Die Art, wie er Goethes Wesen und Verhältniß zu den Andern auffaßt, der heitere Unwille des liebebedürftigen Herzens über Herders Herbigkeit, die genügsame Uebereinstimmung mit sich selbst, eine Aura jener Lebensluft, die in allen seinen Büchern „Freiheit und

Frieden" weht (nicht „Schwäche" und „Mittelmäßigkeit," wie es die gar zu kräftig thuende neue Kritik nennt), — das unabirrende Wandeln auf der zarten, Tausenden unauffindbaren Linie echter Menschlichkeit, — das klare Auge, die heitere Billigkeit, das gründliche Wohlwollen, der gesunde Aerger über das Verkehrte, die immer jugendliche Wärme fürs Gute, Schöne, die Strenge gegen sich, die Liebe für uns, mit dem beharrlichen Muthe und Humor uns zu erfreuen und zu fördern, — wir finden das alles in diesen Briefen wieder; aber wo sonst? — Nächst ihm war es Goethe, der an Merck den nächsten Antheil nahm; und so ist es billig, seinen Briefen die zweite Stelle einzuräumen. Man muß sie in zwei Hälften sondern: die erste dauert vom Jahre 1774 (S. 54) bis inclusive 1778 (S. 122); sie enthält durchgängig nur flüchtige Billets, angemessene „Wische," meist individuellen Inhalts, in jenem Tone geschrieben, der in den Briefen an Lavater herrscht, nur nicht so herzlich und innerlich, weil kein tiefes Verhältniß zu Grunde liegt; man kann auch wohl etwas von dem Vorsatze, sich gegen mephistophelische Zurechtweisungen zu verwahren, herauslesen. Es war die Epoche, von der man sagen kann, daß in ihr sich Goethe's Wesen zuerst zu präcipitiren anfing; der Eintritt in die weimarischen Verhältnisse; kurz vorher, wie bei einer Krise, war die Gährung am ärgsten, — die italienische Reise erst klärte die oben stehende Flüssigkeit völlig, und vollendete den Bodensatz zum Krystall. Von 1778 (S. 136) kann man, freilich nicht ohne vermittelnden Uebergang, die zweite Hälfte der Briefe

unterscheiden. Das Gefühl und die Betrachtung eines gegründeten, schönen, folgenschwangern Zustandes, erfüllen den Geist mit einer kräftigenden Ruhe, die sich sofort in seinen Schöpfungen durch Conception größerer, ganzer Gebilde (Wilhelm Meister), wie in den Briefen durch behaglichere Breite und ernstere Richtung ausdrückt. Gerade der Brief, den ich an die Pforte dieser Periode setze (S. 136), enthält die Selbstoffenbarung dieses Zustandes. „In meinem Thale — heißt es darin — wird's immer schöner; das heißt, es wird mir näher und Anderen und mir genießbarer, da ich die vernachläßigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polstere und putze, und jederzeit mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergebe. . . . Im Innersten aber geht alles nach Wunsch. Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Aehnlichkeit mit dem Wasser; es zieht jeden an, und doch versagt dem, der auch nur bis an die Brust hineinspringt, im Anfange der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus, und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt, und daß man doch nicht untersinkt, wenn man gleich nur mit der Nase hervorguckt, nun so findet sich im Menschen auch Glied und Geschick zum Froschwesen, und man lernt mit wenig Bewegung viel thun. Bäume pflanz' ich jetzt, wie die Kinder Israel Steine legten zum Zeugniß" (S. 137). Wie die Bäume gewachsen sind, Blüthen entfaltet und Früchte getragen haben, wissen wir Alle, und man hat in den eben nicht

zahlreichen Briefen, die nun folgen, Gelegenheit, dem schönen Vegetations-Processe schrittweise zuzusehen. Immer entschiedener sondern sich vor Goethe's Blick die mancherlei Sphären des Denkens und Wirkens auseinander, und wie er sich selbst seine Bahn immer bestimmter vorzeichnet, so läßt er Jeden auf der seinen gelten, schaut mit Lust den tausendfältigen Fortschritten zu, und, indem er das Ziel, in welchem sich alle Wege vereinen, mit stiller Beruhigung voraussetzt, sucht er an den Kreuzungspunkten, wo er mit Anderen zusammentrifft, wechselseitig von ihnen zu gewinnen und ihnen zu frommen. Eine solche Station ist hier das Kunst- und Naturstudium; — und während die Briefe der ersten Periode richtungslos „irrlichterirten" — sehen wir ihn in denen der zweiten sich immer mehr auf diese Richtung concentriren, bis in den letzten fast von nichts anderem als Naturwissenschaft mehr die Rede ist. — Hier ist es am Ort, zu erwähnen, daß auch von Goethes Mutter ein Brieflein mitgetheilt wird, welches, so klein es ist, ganz den Geschmack ihrer Küche hat, den wir von Bettinen her noch auf der Zunge haben. Daß Wieland einem so gemüthlichen Wesen sich insonderheit befreundet fühlte (S. 247), ist ganz gemäß.

Herders Briefe sind die ältesten in der Sammlung; sie datiren sich aus seiner leidenvollen Bräutigamszeit, handeln von Herzens-, gelehrten und chirurgischen Angelegenheiten, und geben über den, wie ein Meer innerlich stets bewegten, nach Außen ruhigen, allabspiegelnden, bodenlosen, unbegränzten Geist (auch die Herbigkeit des Meerwassers gehört mit in den Vergleich) keinen weiteren Aufschluß. Von

seiner Gattin, die wir auch aus Knebels Nachlaß kennen, folgt ebenfalls ein herzliches Blatt. **Karl August** und Amalie leuchteten auch hier als freundliche Dioskuren einem thätigen, Waaren aller Art besorgenden Schiffer. Gar wohlthuend und bedeutend werden für Jeden, der in den Bezirken der ernsten Musen, des innern Lebens seine Hütte aufgeschlagen hat, die drei Briefe J. G. **Schlosser's** sein. Hier schließt sich ein schönes, weiches, liebesuchendes Herz auf, das der Wahrheit gewiß näher ist als das Gehirn, das sie erträumen oder errechnen will. Nur darin irrt es sich, daß es ein Objekt für das innigste Bedürfniß **sucht**, als könne es gewährt werden, während es doch nur von der eigenen Kraft der Liebe und Thätigkeit befriedigt werden kann. Wer nach Liebe sucht, der wird sie nicht finden; wer aber Liebe gibt, der wird sie wieder empfangen Die allzuweiche Seele fordert, wie ein weinendes Kind, den Himmel von der Welt, den sie nur selber in sich erschaffen kann; daher dann jene betrübende Wehmuth, die auch aus Schlosser's Briefen athmet. — „In dem Augenblick des vollen Gefühls, der lebenden Harmonie in uns macht die Fülle des Herzens glücklich; aber ist der vorüber — wie viel Unmuth der Leerheit, wie viel Qual der Mißstimmung folgt dann! das Herz ist so abhängend; abhängend von den übrigen Menschen und der übrigen Welt" (S. 49). Ist es das, wenn die dauernde Kraft eines allgemeinen Wohlwollens es belebt? Nur diese Kraft, nicht der Verstand, wie sich Schlosser später bereden möchte, der Verstand, der nichts schaffen, nichts geben kann, — füllt die Lücke unseres Innern aus. Sie gibt uns

jene tiefste Selbstgenügsamkeit, die er so gut, wenn gleich nur durch Verneinungen, zu bezeichnen weiß. „Es ist noch was — sagt er — zwischen Freude, Leiden und Gleichgiltigkeit. Ich weiß nicht, wie ich's nennen soll; . . . es ist so etwas vom Kinderleben" (S. 51). Es traf sich sehr glücklich, daß eine Lebensgonossin von so ernstem, strengem ja starrem Naturell als Goethes Schwester, und die Beschäftigung mit Mathematik und Mechanik einem so unbedingten Triebe die Stange hielten, sonst hätte es um einen Phaeton mehr gegeben. Ein solches Individuum erinnert in manchem Punkt an F. H. Jakobi, von welchem auch einige Zeilen mitgetheilt sind, — gedrungener, frischer, lustiger, als man es sonst von ihm gewohnt ist. Besonders charakteristisch sagt er: „Heinse will mehr als jemals nach Italien — auf den Aetna — da, meint er, säß' es!" (S. 130). — Ein Billet des edlen Hemsterhuis, und eines des mineralogischen Fürsten Gallizin vervollständigen die Erinnerung an jene liebenswürdige, philosophische Cotterie: auch von dem gefühlvollen Denker Dalberg ist nur Ein Schreiben bewahrt, freilich für den Empfänger ein Ehrendiplom, indem es darin heißt: Sie sind „der einzige feste, gründliche, und doch gefühlvolle Kunstrichter, der mir bekannt ist." (S. 172). Ein seltsamerer Kunstrichter von einer kuriosen, nun zwar absoleten, aber wie es scheint mutatis mutandis wieder aufs Tapet kommenden Façon ist Füßli der jüngere. Er wünscht Klopstocks „Vaterlandspoesie" „zum Teufel" (S. 60), nennt Alle Lügner (S. 59), die in den Psalmen Poesie finden, schimpft „Young's Pyramiden von Teig" (S. 61), und verlangt,

man soll ihn (S. 60) „im A— lecken.“ Daß er nicht ganz ohne Grund einen solchen Lärm schlägt, ohne Empfindung vom Rechten, — wird ihm zugestanden; der Styl aber, das Extrem von der später, zumal durch die Schlegel in Schwung gekommenen, glatten, leeren pathetischen Breite (sollte attisch sein), — mag aus der Mode bleiben! — Wie sticht gegen ihn der flache, nüchterne Nikolai ab, der hier besonders durch die Art, wie er sich gegen Goethe ansetzt, komisch wird! er hält sich für zu gut, einen Streit mit ihm anzufangen; er ist und bleibt ein ehrlicher Mann; „sollte es aber Herrn Goethe einfallen, mit mir zu spielen, . . . so dürfte es ihn gereuen. Denn ich weiß, ohne mich rühmen zu wollen, daß ich vor dem Publikum sehr bald mit ihm fertig werden wollte“ (S. 81). Ein dito Ehrenmann ist Boje, der auch hier wieder wie bei Knebel seine Bude für „schöne, neue Gedichte“ aufschlägt, und literarische Persönlichkeits-Klatschereien mit in den Kauf gibt. Der Ort, an den ich ihn stellte, ist so unpassend nicht. Schöne Seelen finden sich. „Nikolai's Freuden Werthers haben ihn überrascht. Vieles darin ist so übel nicht“ (S. 57.) Warum denn nicht gerade heraus bekannt: das ist meine Herzensmeinung! jeder Mensch gewinnt, wenn er den Muth hat, wahr zu sein. — Mag der Dritte in diesem Bunde der nierenprüfende Knigge sein, der ein Empfehlungsschreiben für einen Schöngeist komponirt hat, welches ein Meisterstück von unnöthigen Verrenkungen ist. — Die Briefe des ehrlichen Bode, des höflichen Beroldingen, des Kupferstechers Zentner, des thätigen Bertuch, des gelehrten Eberhard, des realistischen K.

Heß, eines v. Hohenfeld, von dem Schiller geschrieben hat: „mein Freund und der edelste Mann, den ich kennen lernte" (s. Inhalt), dessen Freundes la Roche, des ungenirten, immer „ich bin wie ich bin" versichernden Sarrasin, der den Grafen Cagliostro seinen Wohlthäter und Freund nennt (S. 505), des Sammelfreundes Schmerfeld, des bescheidenen J. G. Schneider, des schon zahmer gewordenen F. L. Stollberg, des Balladen sammelnden Ursinus, des Steine sammelnden Veltheim, und des „hochgeehrten Kupferstechers" Wille, — alle diese Briefe geben keinen Anlaß zu weiterer Erörterung. — Eben so muß es den Lesern überlassen bleiben, aus den Blättern der Damen von Göchhausen und la Roche etwas für sich zu erbeuten. Hier genügt die Aufzählung der Namen, um den Reichthum des Materials zu bezeichnen. Größerer Theilname werden sich die Künstlerbriefe Tischbeins zu erfreuen haben; deren Inhalt hinreichen würde zu vergnügen, wenn nicht dessen einfache, aber gemüthvolle und instructive Behandlung das Interesse bedeutend erhöhte. Natursinn, praktischer Blick, warme Empfindung, und ein verständiger Tact sind ohne Zweifel die ersten Bedingnisse zur Entfaltung eines künstlerischen Vermögens; ja sie sind unentbehrlich, um auch nur wahre Empfänglichkeit für Kunstgenuß zu begründen; und diese Eigenschaften sind es, welche aus jeder Zeile dieser Briefe sprechen. Allein sie reichen keineswegs hin, einer, bis in's Gebiet umfassender Ideen gesteigerten Theorie oder Praxis zu genügen; was hiezu erfordert wird: das ideale Vermögen des Geistes, das geniale der Phan-

tasie, die letzte, hohe Bildung, — das ist es, was wir bei Tischbein vergebens suchen. Es wäre sehr ungerecht, wenn man mit Gervinus (am ang. O.) behaupten wollte, das, was unsere neue historische Malerei am nothwendigsten bedürfe, werde hier angeregt. Man denke an die Compositionen des Cornelius, und vergleiche damit die arme Conception von den Schach spielenden Prinzen (S. 407)! Man stelle sich die Zeichnungen vor, „zu denen aber auch noch Wörter gehören, aber so, daß Eins dem Andern aufhilft" (S. 509)! Man lese Tischbeins Beschreibungen von Rafaelischen Werken S. 515 u. f.), wo er sich freut, „daß alles sehr fein und ausfürlich gemalt ist; sogar den Schweiß, der über die Schläfe herabrinnt, hat er gemacht" (S. 515)! — wo immer nur „die Eile in den Beinen" und „daß man glaubt, die Worte stocken im Munde" (S. 516) und dgl. gerühmt wird, — und man wird das treue Auffassen Tischbeins, sein gesundes Organ für Charakter preisen, ohne ihm Begriff vom Höchsten anzudichten, oder die herrlichsten Leistungen der Gegenwart zu verkennen. — Was nun noch an Briefen übrig ist, bezieht sich auf jene Zweige der Naturwissenschaften, welche Merck cultiviren und ausdehnen half: Mineralogie, Geologie, vergleichende Anatomie, Botanik. Es finden sich hier die Verhandlungen der Autoritäten über den armen Zwischenkieferknochen, den sie, weil er nun einmal in das Knochengerüste der Doctrin nicht passen will, lieber wegwerfen. Ist es ihnen doch „selten um den lebendigen Begriff einer Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat" (S. 445). Und doch, indem ich dafür stimme, daß eine Gilde thätiger

Menschen der andern ihre Zunftbesonderheiten nachsehe, in Erwägung dessen, was jede leistet, — weiß ich diese Zeilen nicht würdiger zu schließen, als mit den ehrwürdigen Namen jener Priester der Natur, von welchen in diesem Bande schriftliche Denkmale niedergelegt sind: Banks, Blumenbach, Peter und Andrian Camper, Faujas de St. Fond, Forscher, Lichtenberg, de Lüc, Sömmering, Voigt, Wyttenbach.

Franz von Schober's Gedichte.

Franz von Schober ist zwar nicht von Geburt ein Oesterreicher, er ist in Schweden geboren, was zum Verständnisse des Gedichts S. 192 bemerkenswerth ist. Aber er gehört als Mensch zu uns, ist als Poet einer der Unsrigen.

Die lyrische Dichtkunst findet sich, der jetzigen deutschen Literatur gegenüber, in einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse. Von der einen Seite hört man über die überschwemmende Menge von Gedichten klagen, die, schon gar nicht mehr einzeln, sondern nur immer gleich zyklenweise producirt und feilgeboten werden; von der andern Seite scheint sich, wie in einer wahren Wassersucht, mit dem Ueberflusse der Durst nur zu vermehren; man spricht von einem wieder steigenden Bedürfnisse nach Lyrik, und die wiederholten Auflagen der beliebteren Sammlungen scheinen es zu beweisen. Dem sei nun wie ihm wolle! so viel ergibt sich thatsächlich: die ungeheure Concurrenz

veranlaßt die Einzelnen zu dem Bestreben, einander an Reiz, an Eigenheit, an Neuheit zu überbieten; — ein Bestreben, welches der immer freiern Ausbildung der Formen nur nützlich sein kann, wie denn auch die besten Gedichte unserer Zeitgenossen zeigen. Ihre Formen sind so ausgeprägt, daß es dem Dilettantismus, der sonst am liebsten und am glücklichsten dieses Feld bebaute, schwer fallen muß, mit ihnen zu wetteifern. Anders verhält es sich mit dem Inhalte. Da auch dieser neu und interessant, selbst für eine blasirte Welt, sein soll, so wird er entweder von außen, aus der Tageswelt oder aus ungewohnten Fernen, entlehnt, oder das Innere wird seltsam umgestaltet, um ihm die Farbe der Originalität, um ihm das nöthige „Interessante" zu geben. An nichts wird weniger gedacht, als an die uralten, einfachen, nahe liegenden, immer gleichen Interessen des menschlichen Herzens, wie es, unter allen Hüllen ewig dasselbe, in uns Allen schlägt, — des menschlichen Geistes, wie er, in allen Sprachen und Formen, ewig das Eine will und ausspricht. Es müßte, wenn man überhaupt ihnen sich zu öffnen Lust und Sinn hätte, einen ganz eigenen Eindruck machen, wenn ein wahrhaft Begabter wieder einmal diesen Ton ganz einfach anschlüge, und sich, ohne viel nach unsern sonstigen Verhältnissen zu fragen, mit einem kräftigen: „Wie siehts hier aus?" — an unser lange nicht berührtes Herz wendete! . . . Und nun mag man uns diese recensentenartige Einleitung zu gute halten; denn wenn wir uns die Aufgabe setzten, die vorliegenden Gedichte kurz zu charakterisiren, — so sind sie es bereits. Franz v. Schober ist der Mann, von dem wir sprachen.

Mag die Zeit diese Sammlung aufnehmen, wie sie will, mag die Kritik ihr eine Stelle anweisen, wohin sie will, mögen Ansichten darüber sich aussprechen, wie sie wollen, — jenes Eine ist diesen Gedichten, selbst vor manchen der ausgezeichnetsten der neuen Zeit, eigen, — jenes Eine, das die alten, die ausländischen (namentlich die englischen) und unsere eigenen, früheren Dichter so hoch stellten, das freilich jetzt nur eine uninteressante Kleinigkeit ist, — die Kleinigkeit: daß sie vom Herzen kommen! Wir dichten mit der Phantasie, mit dem Verstande, mit der Vernunft, mit der Sinnlichkeit, mit dem Talente, mit — ich weiß nicht was noch sonst, — hier ist nun einmal Jemand, der mit dem Gefühle dichtet. Daß wir es mit keinem sentimentalen Knaben, daß wir es mit einem durchgebildeten Manne zu thun haben, lehrt uns wohl der erste Blick; allein es ist nicht die Frucht seiner scientifischen oder künstlerischen Bildung, wodurch er uns gefallen oder etwas leisten will; es ist sein Leben selbst, ein reifes, volles, reiches Leben, dessen innersten Gehalt er zutrauensvoll vor uns darlegt. Und welch ein Geist spricht aus diesem Leben! welche Tiefe, Kraft und Innigkeit! hier gilt es nicht, die Elle der herkömmlichen Gattungsvergleichungen wieder kritisch anzulegen, — wenn wir uns nicht vor dem Dichter schämen sollen, der, im Vertrauen auf unsere Empfänglichkeit und unsern bessern Sinn, seinen Busen uns willig aufschließt und sein Bestes mittheilt. Wir müssen nicht gleich recensiren wollen; wir müssen uns fragen, ob wir das Aehnliche erlebt, empfunden haben, — und wenn nicht, ob wir gegen diese Empfindungen gerecht zu sein, ob wir diese Entwick-

lungen aus ihrem Lebensgange zu beurtheilen im Stande sind. Wehe den edleren Söhnen des Vaterlandes, wenn es ihrem Worte erginge, wie es hier (S. 1 und 2) heißt:

„Ein and're Wort, ganz schuldlos im Entstehen,
Kommt der Kritik zufällig in die Quer',
Zur Mode wird's, das arme Ding zu schmähen,
Verketzert ist's, es hebt sich nimmermehr!
Denn läßig wirft, nur im Vorübergehen,
Noch jeder einen Stein darauf, bis schwer
Verdammniß und Vergessenheit es decken;
Kein Gott vermag es wieder aufzuwecken;“

Nein, das soll man von uns Deutschen nicht sagen dürfen, — und wir wollen mit dem Dichter

. . . . . . „nicht vergessen:
So wird die äuß're Geltung nur gemessen!“

Das Innere kann einer höhern, wenn auch nicht immer lauten, Wirkung gewiß sein, und was vom Herzen kam — es wird auch wieder zum Herzen gehen! — Wenn ich mich hier so lange im Allgemeinen verweile, so liegt die Ursache eben in dem, was mir zum Verständnisse dieser Gedichte eben am nöthigsten scheint. Das Besondere ergibt sich für Jeden leicht, der sich mit uns auf diesen Standpunkt stellen will; wer es nicht mag oder kann, der lasse diese Gedichte ungelesen, aber auch unrecensirt. v. Schober ist, im höhern, im höchsten Sinne des Wortes: ein Dilettant*; so wie es Goethe von sich gesagt haben wollte:

---

*) M. s. S. W. Meyern, Dya-Na-Sore. 3. Aufl. Wien, 1840. Vorw.

„Was willst Du, daß von Deiner Gesinnung
Man Dir nach in's Ewige sende?"
Er gehörte zu keiner Innung, —
Blieb Liebhaber bis an's Ende!

Hierin liegen alle seine Vorzüge, — denn es ist die Liebe, die ihm alles zur Poesie gestaltet, hierin seine Mängel, — denn wenn er irrt, so ist es das glühende Herz, das ihn fortreißt und uns den Irrthum fast lieber macht, als die Wahrheit. Ich kann mich über das Einzelne kürzer fassen, wenn ich noch etwas Allgemeineres beifüge. Jedes Gedicht — pflegte Goethe zu sagen — ist ein Gelegenheitsgedicht; von diesen hier ist dieß noch ausschließlicher zu sagen; vielleicht keines von allen ist gemacht, um ein Gedicht zu machen, — jedes dankt seine Entstehung einem ganz persönlichen Anlasse und ist „ein gelöster Theil von einem Leben."

Doch würde der Dichter offenbar besser gethan haben, noch einige von jenen, mehr auf äußere Anlässe entstandenen Gedichten wegzulassen, die, im engeren Sinne des Wortes, Gelegenheitsgedichte, den übrigen Eintrag thun, indem sie den Schein eines falschen Dilettantismus erzeugen und dem Gefühle seinen Credit benehmen. Soll ich nun ferner das Gefühl unsers Dichters, auf das ich so viel Gewicht lege, seiner Art und seinem Umfange nach, allgemein bezeichnen, so würde ich beiläufig sagen: Ein inniges, tiefes, frühe von höherer Sehnsucht ergriffenes Gemüth fühlt den ewigen Conflict des Ideellen mit dem Wirklichen; jetzt mit der Zartheit einer Sensitive sich in sich verschließend, jetzt mit titanischem Uebermuthe gegen die ehernen Schranken an-

kämpfend, müßte es sich der Vernichtung preisgegeben sehen, wenn nicht der in gleichmäßiger Fortbildung begriffene Geist ihm in der Form ein Bett vorzeichnete, in das es sich ergießen, anfangs melodisch brausen, später den Himmel, den es zu erreichen strebte, in den beruhigten Wellen abspiegeln kann. Ein solches Gemüth gehört ganz eigentlich der Dichtkunst, zumal der lyrischen, an. Das übermüthige Stürmen wie das schmerzliche Sehnen regen gleich sehr zur Theilnahme an; ein gewisses mystisches Element, das mehr der Ahnung als dem Gedanken Spielraum gewährt, ist das der Poesie; und was der ideale Sinn, im Widerglanze seines eigenen Lichtes, etwa überschätzt, das macht er zum Gedichte, indem er es verklärt. Es ist nun einmal ewiges Gesetz: was im Leben nicht verwirklicht werden kann und soll, das ist das liebste, das eigenste Gebiet der Kunst. Die Welt des Ernstes und die Welt des Spieles trennt eine unüberschreitbare Kluft, — und man muß die Eine vergessen, wenn man in der andern landen will. —

Doch nun zu dem Einzelnen. Liebe, Natur, Kunst, Freundschaft und die Entfaltungen des innern Lebens sind die Gegenstände, welche Franz v. Schober am liebsten besingt. Er weiß ihnen so viele Seiten für die Empfindung abzugewinnen, daß es unmöglich ist, das Colorit der einzelnen Gedichte besonders zu schildern. In mannichfachen Formen bewegt er sich mit Bequemlichkeit, ja mit Virtuosität. Doch ist in der Wahl der Versmaße, in dem Vorwalten der weiblichen Ausgänge und in einem gewissen „Sich gehen lassen," das manchmal den natürlichen Abschluß, manchmal kleine metrische Nachläßigkeiten übersieht,

jenes dilettirende Element wieder zu erkennen. Die vollendetsten Producte sind daher diejenigen, in welchen eine vorgeschriebene Form unsern Dichter in feste Schranken einengt, und, indem sie seinen Ueberfluß beschneidet, die Fülle seines Gehalts erst recht zur Anschauung bringt. Namentlich ist dies der Fall im Sonette; und ich wage zu behaupten: die deutsche Sprache hat keine Sonette aufzuweisen, die, bei gleicher Bedeutung des Inhalts, den hier mitgetheilten an Reinheit, Kraft und Schönheit des Ausdruckes gleich kämen. Ich bin übrigens nicht der Einzige, nicht der Erste, der dieses sagt; da schon bei der ersten Erscheinung der „Palingenesieen" (S. 221. Breslau, bei Max 1826), deren Verständnisse freilich das gewissermaßen Enigmatische der Conception im Wege steht, dasselbe Urtheil andern Ortes ausgesprochen wurde. Die Lieder, die zum Theil durch den unsterblichen Schubert, den Freund des Verfassers, die angemessenste Würdigung fanden, indem er sie mit seelenvollen Melodien begleitete, zeichnen sich, wie „Trost im Liede" (S. 6.) „Am Bache" (S. 9.) „Nocturnen" (S. 28.) „Todesmusik" (S. 70.) u. a. durch eine ganz eigenthümliche, bezaubernde Innigkeit, ein, ich möchte sagen, musikalisches Denken aus, das, in minderem Grade, sich auch durch die übrigen Gedichte Schober's hindurchschlingt. Die erzählenden Gedichte (z. B. das treffliche Gedicht „Isfendiar" S. 144.) halten die Empfindung, das lyrische Element fest. Die Allegorien, (z. B. die Heilquelle S. 59.) sind so consequent durchgeführt, daß sich der Faden, der in das Wirkliche zurückführen soll, schwer festhalten läßt. Die Gedichte, welche sich auf große Er-

scheinungen in Kunst, Wissenschaft und Leben beziehen, zeigen einen reichen, auf der Höhe der Bildung stehenden, und jene, welche gewaffnet erscheinen (z. B. „der Sumpf" S. 92.), einen freien, kräftigen Geist, der, über den feindlichen Stürmen, das Licht der Heiterkeit, ja das Lächeln des Witzes zu bewahren wußte. Der hohe Mythus der Antike, die schöne Feenwelt des Orients, die heilige Urkunde der Bibel reichen dem Dichter ihre Blumen zum Kranze; die tiefsten Lebensfragen der Philosophie sind ihm zu Ereignissen des Herzens geworden, die er, bald wie im leichten Spiele („Accorde" S. 150.), bald in schmerzlichen Klaglauten, zu Dichtungen gestaltet. Den Zeitgenossen können besonders die „Schattenrisse" (S. 195.) interessant und aufklärend sein, in welchen Schober die Seelen Walter Scott's, Byron's, Goethe's, Schiller's, Jean Paul's, Börne's, Heine's, Hoffmann's, Voß's, Rückert's und Mayrhofer's auf sein Blatt beschwört und in wenigen, aber geistreichen Zügen vor dem Leser umzeichnet. Gedichte zu schildern, wenn es, wie die eben besprochenen, wahre sind, ist, — ich fühl es in diesem Augenblicke — ein eben so vergebliches Bemühen, als Farbentöne mit Worten nachzuahmen. Man sagt hier immer weniger, je mehr man sagen will. Es war nur meine Absicht, ein Verständniß einzuleiten, dem vielleicht, — nicht zur Ehre unserer Mitlebenden! Manches im Wege stehen möchte. Möchten diese anspruchlosen und doch groß empfundenen Gedichte, diese Denkmale eines an schmerzlichen Erfahrungen reichen Daseins, das unsere Zeit in allen ihren Zuständen in sich abspiegelt, — Denkmale, die ich nur mit

jenes dilettirende Element wieder zu erkennen. Die vollendetsten Producte sind daher diejenigen, in welchen eine vorgeschriebene Form unsern Dichter in feste Schranken einengt, und, indem sie seinen Ueberfluß beschneidet, die Fülle seines Gehalts erst recht zur Anschauung bringt. Namentlich ist dies der Fall im Sonette; und ich wage zu behaupten: die deutsche Sprache hat keine Sonette aufzuweisen, die, bei gleicher Bedeutung des Inhalts, den hier mitgetheilten an Reinheit, Kraft und Schönheit des Ausdruckes gleich kämen. Ich bin übrigens nicht der Einzige, nicht der Erste, der dieses sagt; da schon bei der ersten Erscheinung der „Palingenesieen" (S. 221. Breslau, bei Max 1826), deren Verständnisse freilich das gewissermaßen Enigmatische der Conception im Wege steht, dasselbe Urtheil andern Ortes ausgesprochen wurde. Die Lieder, die zum Theil durch den unsterblichen Schubert, den Freund des Verfassers, die angemessenste Würdigung fanden, indem er sie mit seelenvollen Melodien begleitete, zeichnen sich, wie „Trost im Liede" (S. 6.) „Am Bache" (S. 9.) „Notturnen" (S. 28.) „Todesmusik" (S. 70.) u. a. durch eine ganz eigenthümliche, bezaubernde Innigkeit, ein, ich möchte sagen, musikalisches Denken aus, das, in minderem Grade, sich auch durch die übrigen Gedichte Schober's hindurchschlingt. Die erzählenden Gedichte (z. B. das treffliche Gedicht „Isfendiar" S. 144.) halten die Empfindung, das lyrische Element fest. Die Allegorien, (z. B. die Heilquelle S. 59.) sind so consequent durchgeführt, daß sich der Faden, der in das Wirkliche zurückführen soll, schwer festhalten läßt. Die Gedichte, welche sich auf große Er-

geweihte geheimnißvoll schwelgten, auch für sich gedeckt sieht, freut sich; und — unser Leser, welcher wohl weiß, wie wir hier zu diesen Betrachtungen kommen, da Enk so ziemlich den ersten Rang unter den sogenannten populären filosofischen Schriftstellern Oesterreichs einnahm, — möchte nun wohl wissen, wer in dieser Angelegenheit Recht, wer Unrecht habe. Vielleicht, wie so oft, Jeder und Keiner. Es gilt nämlich vor Allem, bei dem Begriffe Popularität die Behandlung und den Stoff zu unterscheiden. Man ist dadurch populär, daß man sich Gegenstände wählt, welche allgemeines Interesse haben und allgemein verständlich sind, oder daß man Gegenständen, welche diese Eigenschaften nicht haben, sie durch die Darstellung zu leihen sucht. Es stellt sich, wenn man diese Sonderung festhält und verfolgt, leicht heraus, daß jenes ein löbliches, dieses ein verkehrtes Beginnen ist. Denn, daß es Erkenntnisse gibt, welche, ihrer Natur nach, eine ganz besondere, schwierige, lange, gründliche Vorbildung bedürfen, um auf irgend ein giltiges Resultat geführt zu werden, wird wohl kein Gebildeter, der die Geschichte menschlicher Erkenntniß-Entwicklungen auch nur oberflächlich kennt, namentlich kein Deutscher, mehr in Abrede stellen. Solche Gegenstände sind: die Metafisik, die Aesthetik, die Fakultätswissenschaften — auf einer gewissen Höhe. Von diesen kann das Publikum für den praktischen Hausbedarf nur die Fundamentalsätze und die endlichen Ergebnisse nützen und brauchen. Was dazwischen liegt, die weitläufigen und verwickelten Untersuchungen, wodurch man von den Fundamentalsätzen zu den Ergebnissen gelangt, wird man

sich vergeblich abmühen, ihm faßlich und angenehm zu machen. Wer diese Ansicht festhält, wird leicht die scheinbaren Widersprüche, die oben berührt wurden, lösen, und sich ein Urtheil über die dort angeführten Meinungen, über die betreffenden Schriftsteller, also auch — über Enk, bilden. Denn da die Werke dieses letztern im Wesentlichen nur auf die erwähnte Weise verschieden sind, im Einzelnen nur wenig wichtig Eigenthümliches bieten, so haben wir uns bei diesen Zeilen zur Aufgabe gesetzt, weniger das vorliegende Buch, als Enk's schriftstellerischen Charakter im Ganzen zu besprechen. Ein Rückblick auf die bisherigen Betrachtungen zeigt uns also, daß jener Gelehrte Recht hatte zu jammern, sobald man Gegenstände, die ihrer Natur nach tiefe Studien erfordern, durch oberflächliche Darstellungen zu erschöpfen wähnt, eigentlich aber nur profanirt und die Verwirrung steigert; daß aber auch der Weltmann Recht hatte, sich zu freuen, wenn man Gegenstände, die ihrer Natur nach klar und practisch sind, und über welche die Gelehrsamkeit bisher ein verderbliches Monopol ausübte, dieser ehrwürdig sein sollenden Finsterniß entreißt, und sie der Welt, der Gesellschaft, die ein unabweisbares Recht auf sie hat, zurückgibt. Ein solcher Rückblick zeigt uns, daß der populär-genannte Schriftsteller, — also auch Enk, dort Lob verdienen wird, wo er Gegenstände, welche das Leben und die Gesellschaft in ihren practischen Interessen berühren, im Tone gebildeter Conversation instructiv behandelt; dort Tadel, wo er Filosofeme oder wissenschaftliche Specialitäten, die im Stillen mit Ernst abgemacht sein wollen, vor die Schranken

herauszieht, und den Leidenschaften, dem Egoismus, der Flachheit, dem Spotte und der Unwissenheit des Haufens preisgibt.

Noch gibt es einen andern Begriff der Popularität, welcher sich auf Klarheit der Darstellung innerhalb des wissenschaftlichen Kreises bezieht. Diese sollte aber nicht Popularität heißen; wer seinen Gegenstand selbst klar sieht, wird ihn klar darstellen, für — den klar Sehenden. Kant, in seinen streng philosophischen Schriften, ist keineswegs unklar, wohl aber unpopulär; wer würde auch Raisonnements, wie die, auf welchen die Kritik der Urtheilskraft beruht, je populär machen können? Herder in seiner Gegenansicht, ist populärer und doch weniger klar; war er es vielleicht sich selbst weniger?

Enk's Verdienst läßt sich, mit Rücksicht auf diese Erörterungen, in Kürze dadurch bezeichnen, daß er in mannigfachen Versuchen bestrebt war, Gegenstände, die sich dazu eignen, und welche die Fragen der Gegenwart eben an die Tagesordnung riefen, vor den Richterstuhl des gesunden Menschenverstandes zu fordern, der in Oesterreich nie unbesetzt geblieben ist, und noch am Anfange unsers Jahrhunderts, im Gegensatze zu den damals modischen, nun verschollenen Schwindeleien der Romantik, in dem trefflichen Schreyvogel (West's Sonntagsblatt) so gediegen (wenn gleich leider! ungeachtet) repräsentirt war.

Enk's Schattenseite lag theils darin, daß er Gegenstände, die vor ein höheres Forum gehören, eben so bequem abfertigte, — theils in einem gewissen Pedantismus der Behandlung. Dieser Pedantismus, der sich den heu-

tigen Lesern, welche eine elegante, lebhafte, mitunter nur zu freie und formlose Behandlung gewohnt sind, zumeist fühlbar machte, rührt von der Art her, wie Enk producirte. Er wartete nämlich nicht die Forderung von innen ab, sich selbst ein Räthsel des Lebens oder der Reflexion zu lösen, und das gelöste auszusprechen, sondern er griff in den Vorrath gangbarer Lebensfragen, wählte sich eine Aufgabe, stellte sie über das schon Vorhandene geordnet zusammen, fügte hier und da einflechtend eigene Bemerkungen hinzu, und so entstanden jene populären Schriften über die Freundschaft, den Umgang mit uns selbst, die Seelenruhe, und die vorliegende über Bildung und Selbstbildung. Sie tragen alle das Gepräge jenes, ich möchte sagen thematischen Verfahrens; sie haben bei aller richtigen Denkweise, bei aller verständigen Anordnung und so mancher treffenden und selbst prägnanten Bemerkung, etwas schulmäßiges; es fehlt ihnen das Erlebte, der lebendige, frische Keim eines neuen Lebens. Ja selbst das beliebteste, vielleicht auch das bedeutendste von Enk's Werken: Melpomene, oder über das tragische Interesse, wiewohl reich an wohlüberdachtem Stoffe, vielfach belehrend und anregend, schwankt zwischen dem moralischen, ästhetischen und philologischen Standpunkte und hat gewiß noch keinen Dichter auf seiner Bahn practisch gefördert. Ja, ich würde gerade aus diesem, in manchem Betrachte vortrefflichen Buche die Ueberzeugung geholt haben (wenn es überhaupt noch eines Beweises bedürfte!), wie grundlos das Gerücht war, das vor einiger Zeit dem theoretischen Enk die ganz prac-

tischen Gebilde eines unserer beliebtesten Bühnendichter zuzuschreiben wagte. Wenn — wie ein altes Wort sagt — nichts so absurd ist, was nicht einmal irgend ein Philosoph behauptet hätte, — was sind denn dann die Behauptungen der müßigen Welt?

Die bisherige Schilderung möchte so ziemlich auch das vorliegende, letzt erschienene Buch unseres Verfassers im Wesentlichen mitcharakterisirt haben. Der Begriff der Bildung wird entwickelt, ihr Zweck, ihre Schranken gezeichnet. Jede wahre Bildung muß, wie die Anlagen des Menschen, eine harmonische sein (S. 17). Sie muß aber zugleich, wie die Anlagen der Menschen, eine individuelle werden (S. 18). Ihre Mittel sind: Belehrung, Erfahrung, Selbstdenken (S. 24). Ihre besten Ergebnisse: Klarheit des Erkennens (S. 44) und Kraft im Wollen (S. 46). Die Bildung zur Religiosität (S. 47), zur Sittlichkeit (S. 60), zur Humanität (S. 105) (welche Enk, obwohl er Herdern beschuldigt, sie zu weit zu nehmen, offenbar zu eng nimmt, wenn er sie bloß auf die Charitas beschränkt), zur Geselligkeit (S. 124), zur Wissenschaft (S. 143), zum Schönheitssinne (S. 166), zu einem bestimmten Berufe (S. 190), — werden im Einzelnen erörtert, und es bieten sich dabei manche Anlässe zu Digressionen über dieses und jenes, namentlich in der modernen Lebensform und Literatur, was dem nüchternen und sittlichen Sinne des Verf. nicht zusagt. Eine der besten und beherzigenswerthesten dieser Digressionen ist die (S. 207) über den Dilettantismus, diese Schmarotzerpflanze auf dem Stamme der Menschheit-Kultur, die ihre

Blüten durch künstlich nachgeäffte wegtäuscht und uns um die Früchte betrügt. Man kann nicht streng genug gegen diese krankhafte Halbheit sein, aus welcher, zumal in der Literatur, die Krebsschäden unserer Zeit stammen; man kann nie genug das Eine, was Noth thut, an die Herzen legen: Ernst und Ganzheit in jeglichem Beginnen. Das scheint denn auch Enk (S. 213) schmerzlich empfunden zu haben. Doch war er gegen die Zeit nicht ungerecht und verschlossen; er beschließt sein Buch mit der Bildung für ihre Forderungen (S. 214), er anerkennt, daß in allen Bestrebungen das geistige Element der Zeit zu erfassen sei (S. 224), aber auch: daß sie an Jeden die Forderung stelle, daß er, was sie von Außen nicht bietet, mit selbstständiger Kraft in seinem Innern sich erschaffe (S. 225). Diese sittliche Grundlage, dieser sittliche Schlußstein begründen und vollenden das Ganze, und in dieser Denkart liegt der größte und eigentlichste Werth dieses Buches.

Einer wehmüthigen Erinnerung aber kann sich, wer den Verlust des trefflichen Verfassers betrauert, nicht erwehren, wenn ihm als Motto und Schlußwort eine Aufmunterung zur Fröhlichkeit mit schmerzlicher Ironie entgegenlächelt. Quantum mortalia pectora coeca noctis habent!

Ueber die poetischen Richtungen unserer Zeit. Von Melchior Meyr. Erlangen, Verlag von C. Heyder, 1838. X und 154 Seiten.

Ansichten kann man nicht kritisiren, — man kann nur andere dafür geben. Ehe wir dies im gegenwärtigen Falle thun, ist es nöthig, Folgendes voranzuschicken. Das vorliegende Buch ist aus einer reinen, achtungswerthen Gesinnung hervorgegangen, und, mit Einsicht und Folgerichtigkeit, in einem edlen, angenehmen und würdigen Tone geschrieben. Möchte nur Jeder seine Art zu denken, wenn sie denn schon geäußert sein muß, so äußern! Es wäre uns besser damit geholfen, als mit humoristischen Tiraden, philosophischen Orakeln, oder rohen Verneinungen. Nach dieser Anerkennung ist es erlaubt, Differenzen auszusprechen.

Lyrische Richtungen sind noch nicht poetische überhaupt; einige deutsche Lyriker sind noch nicht unsere Zeit; abgesehen davon, daß man über Richtungen in der Poesie gar kein Wort verlieren sollte, denn nicht was Einer will, macht ihn zum Dichter, sondern wie er es gestaltet. Man findet also in diesen Blättern nicht sowohl das, was man sich beim Anblick des Titels versprechen mag, als eine mit Sachkenntniß durchgeführte Darstellung der Eigenschaften einiger deutschen, lyrischen Dichter. Es sind Recensionen über Heine, Platen, Uhland, Rückert.

Das Buch ist in Erlangen gedruckt, und wenn man im Voraus vermuthet, daß Rückert darin die Palme erhalten werde, so war man nicht im Irrthume. Wir haben,

wie uns dieser vortreffliche Dichter in seiner Stellung zur Poesie und zur deutschen Literatur erscheint, wiederholt ausgesprochen, und sind am wenigsten geneigt, dasjenige zu verneinen, was aus wahrer Anerkennung und edler Zuneigung entquillt, — auch wenn es uns als Ueberschätzung erschiene. Rückert's Poesie und Philosophie ist denn doch im Ganzen eine Art von Uebersetzung, und in neuester Zeit ein Spiel mit den dürren Reliquien ehemaliger Blüten und Früchte. Nun ist es aber gerade eine dieser neuen Hervorbringungen des Dichters: das brahmanische Lehrgedicht, — woran unser Verfasser sich besonders erfreut. Dieser Umstand führt uns auf den Punkt, von welchem aus seine Art über Poesie zu denken, überhaupt klar, und Zweck und Zusammenhang seines Büchleins verständlich wird. Sein Auge ist nämlich unablässig auf jenes letzte Ziel gerichtet, in welchem das Schöne, das Wahre und das Gute in Eins zusammenfließen, während wir gewohnt sind, zum Behufe der Beurtheilung dessen, was in Einem Bezirke geleistet wird, uns strenge auf die Gränzen dieses Bezirkes zu reduciren. Wer ahnt nicht, daß der Dichter, ein Werkzeug in der Hand einer höheren Gewalt, zu demselben höchsten Zwecke mitarbeite, welchen der Denker auf seinem rauhen Pfade erstrebt? aber eben dadurch, daß er sich von diesem Pfade fern hält, ist er Dichter; und wir haben, sobald wir ihn als solchen zu beurtheilen beschließen, nicht über sein Wollen und Wissen, sondern über das Leben und die Schönheit seiner Gebilde zu richten. Meyr begehrt, daß die Dichtkunst dasjenige unmittelbar in sich aufnehme, wozu sie selbst nur vielleicht ein Mittel ist; daher alle

Differenzen, die wir beim Lesen seines Buches fühlen; daher der Umstand, daß er auch da, wo wir im Ganzen beistimmen, gerade das lobenswerth findet, woran wir wenig, gerade das manchmal tadelnswerth findet, woran wir viel Wohlgefallen finden.

So sagen ihm an Platen jene späteren, ernsten, von schätzbaren Gesinnungen beseelten, meist in antiken Versmaßen abgefaßten, Gedichte vorzugsweise zu, in welchen wir mehr den Lateiner als den Dichter sehen. Seine frühesten, aus mannigfach aufgeregten, oft schönen und edlen, oft vielleicht mit Schonung zu richtenden Gefühlen hervorgequollenen, seelenvollen und melodischen Gesängen athmen Wahrheit und Natur, und sie sind es, die uns mehr, als die pindarisch-horazischen Hymnen und Oden, Platen's poetisches Talent anzudeuten schienen.

Eben so können wir nicht finden, daß das S. 57 angeführte Liedchen Heine's gelungener sei, als andere seiner Lieder, weil es sittlicher ist. Es scheint vielmehr, daß ihm die, ihrem Inhalte nach nicht zu billigenden Gedichte am besten gelingen. Uebrigens handelt es sich darum, gewisse Phänomene nicht nur in ihrer Einzelnheit, sondern in ihrem Zusammenhange mit der Epoche aufzufassen, deren Bedürfniß sie andeuten. Dieser Gesichtspunkt ist es, welchen man festhalten muß, um Heine, und was sich aus ihm entwickelte und an ihn schloß, mit dem rechten Verständniß zu ergreifen; er ist es, den man in Meyr's letztem Aufsatze (S. 145) wohl angedeutet, aber nicht völlig begriffen und erklärt findet. Man wird billiger gegen die überfreie Weise jugendlicher Talente, wenn man mehr

das auffaßt, was aus ihnen spricht, als das, was sie sprechen; wenn man die nothwendigen Evolutionsvorgänge literarischer Perioden kennt, und die, in welcher wir leben, damit zusammenhält; und wenn man die übrigen, tristeren und völlig unfruchtbaren Verkehrtheiten, die sich auch in unsern Tagen geltend machen wollen, mit dieser, wenigstens heitern und über sich selbst hinausführenden Verkehrtheit vergleicht.

Am meisten wird das Gefühl und der Geschmack deutscher Leser mit der Darstellung übereinstimmen, welche (S. 87 u. ff.) von Uhland's Eigenschaften gegeben ist. Uhland hat gewiß von allen hier recensirten Dichtern am eigentlichsten den dichterischen Weg eingeschlagen, den Weg der Schönheit und Natur. Er gewährt eine, auf einen engen Lebenskreis beschränkte, aber in diesem Kreise vollkommene Befriedigung. Dadurch, daß er, als echter Poet, die Position so gut wie die Verneinung in sittlichen Dingen dahingestellt sein läßt, und doch durchaus sittlich ist und wirkt, reizt er unsern Verfasser wenigstens zu keinem Widerspruche, und nöthigt ihn, bei seiner Erörtung mehr auf die poetischen Eigenschaften einzugehen, als auf andere; und diese Stellung ist es eben, welche wir dem Beurtheiler von Poeten überall wünschen, um ihm danken, um ihm glauben zu können. Wenn noch, was man getrost der oft sehr wohlthätigen Mode überlassen darf, die Begriffe von „Romantik, ethischer und philosophischer Poesie" u. dgl. (S. 70 ist sogar von „sittlichen Balladen", als einer Gattung, die Rede), sich allmälig verlieren, und einer gesunden, reinen, genie-

ßenden Auffassung dichterischer Productionen Platz machen werden, werden ächte, poetische Talente wohl auch wieder Lust bekommen, uns damit zu beschenken, — was ihnen für jetzt eine allzuweise Kritik wohl verleiden dürfte.

Dankbar muß man es anerkennen, wenn Männer wie der Verfasser des vorliegenden Buches, frei von kleinlichen Nebenabsichten, in klaren, warmen Worten uns die innerste Meinung ihres Herzens, uns das treue Ergebniß ihres Denkens nicht vorenthalten; wenn sie, in den Tagen der Lüge, des Indifferentismus, der Frivolität, die Stimme der Wahrheit, der Sittlichkeit, zur Freude aller Gutgesinnten, ertönen lassen; wenn sie prophetisch auf das letzte, höchste Ziel hinweisen, zu welchem, bewußt oder unbewußt, die ganze Menschheit auf tausendfachen Pfaden geleitet wird: aber der Dichter wird die leise Forderung nicht verschweigen, daß ihn die Kritik auf *seinem* Pfade fördern möge, ohne ihn durch Vorhaltung des letzten Zweckes zu demüthigen, zu ermüden; er wird zum Beurtheiler sagen: lieber Freund! laß es mir über, *was* ich dir zu bringen, zu sagen habe; sage mir nur, ob ich es *so* gebracht habe, daß es dir auch zu Herzen gegangen ist! Denn, wie der Mensch, in der Dunkelheit seiner irdischen Sendung, nur in seinem schmalen Bezirke das Rechte thun und sagen muß: Herr! thue nach deiner Weisheit mit den Werken meiner Thorheit! — so kann auch der echte Poet nur sagen: Hier sind die Gebilde, die ich nach den Gesetzen der Kunst, die in mir wirkt, geschaffen; seht zu, ob sie Leben haben, und ob sie in das Ganze, das ihr zu überblicken behauptet, so eingreifen, wie ihr Philosophen es wünscht und fordert!

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, von Dr. G. G. Gervinus. Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtkunst bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. Leipzig, bei Engelmann, 1835. VIII und 476 Seiten. gr. 8.

Opus aggredior, opimum casibus.
Tacit.

Ein Werk von so ernster Intention, und welches mit einer solchen Fülle und Beherrschung von Mitteln unternommen ward, wie das vorliegende, fordert die Kritik zu redlicher Bemühung auf, wenn sie ihren Beruf erfüllen, und dem Publikum von dem, was der Verfasser gewollt und geleistet hat, Rechnung legen und gleichsam ein Facit ziehen will. Hier nun kommt es ihr sehr zu Statten, wenn der Autor, so viel es seine subjective Stellung zuläßt, diese Bemühung anticipirt, und den Versuch gewagt hat, sich und sein Werk selbst zu charakterisiren. Der Ort dazu pflegt die Vorrede zu sein; und darum erscheint bei Werken dieser Art jenes Proömium so wichtig; der Beurtheilende hält sich mit Recht daran fest, und dabei auf; erspart so sich und dem Leser eine verdrießliche Folge von Wiederholungen, da doch eine in's Detail angewandte Ansicht nur eine Wiederholung ihrer selbst ist, und gleicht, wie er soll, dem Prologus oder Chorus, der dem versammelten Publikum die Scene, den Umriß und Charakter des aufzuführenden Stückes bezeichnet, dann aber noch zu

rechter Zeit abtritt, und dem Werke selbst überläßt -- zu sprechen; nicht bloß was er gesagt hat, noch einmal zu sagen. Er deutet besonders jene Partien unter den Zuschauern an, welchen das Werk vorzüglich gemäß sein wird; damit befriedigt er zugleich die übrigen, die nun wissen, wie sie daran sind, und den Dichter wenigstens gelten lassen.

Alles was ich hier gesagt habe, paßt vollkommen auf den gegenwärtigen Fall; um so mehr, da das Werk selbst eine fortlaufende Kritik ist; denn was ist pragmatische Geschichte, zumal der Literatur, anders? wir haben uns also vorerst aus dem, was der Verfasser im Vorworte Preis gibt, über den Geist seiner Darstellung zu orientiren, und dann diese letztere nur in großen Contouren zu verfolgen, wobei wir unsere eigenen Meinungen über die Gegenstände die er vorführt, als Anregung für den Forscher solcher Sphären, nicht aber als Berichtigungen der Resultate die ein diesen Regionen ganz geweihtes Leben gebracht hat, anreihen und betrachten dürfen.

„Jeder, der da weiß" — sagt Gervinus auf der ersten Seite — „daß man heut zu Tage nicht bloß für das Leben . . . sondern auch (leider nicht so sehr für Wissenschaft und Kenner, als) für Gelehrsamkeit und Gelehrte schreiben muß, und der zugleich den Wunsch mit mir theilt, daß dies Muß nicht sein müßte, der wird das Verhältniß meiner . . . Schriften zu einander leicht finden." — Den Wunsch theilen wir von ganzem Herzen, allein das Muß will uns nicht einleuchten. Warum muß? kein Mensch muß müssen, und ein Autor müßte? Wenn sich der wahre

Forscher von der gelehrten Gilde Gesetze vorschreiben ließe, wohin würde die Wissenschaft gerathen? würde sie ihren Zweck erfüllen: vom Leben aus für's Leben zu wirken? wenn es so wäre, wozu noch eine Feder anrühren? nein es ist nicht so, es gibt noch Menschen, denen es um die Sache, nicht um's Wort zu thun ist; für diese und für Niemand sonst schreibt der wahre Historiker, und wenn sie nicht existirten, er müßte sie erträumen, um nur überhaupt schreiben zu können; ja, ich gehe noch weiter, und sage: er soll sie erträumen, denn dann nur wird er so schreiben, daß er sie sich erschaffen kann; um das übrige Publikum hat er sich nicht zu kümmern, — als ob es gar nicht da wäre. In diesem Verfahren liegt das Heil und die Rettung unserer Literatur. Das ist nun der erste Punkt, in welchem wir mit dem Verfasser, gleichsam übereinstimmend dissentiren, und wobei wir bemerken, daß von hier aus alles, was man mit Recht an dem trefflichen Werke bemängeln könnte, sich erklärt. Hat er die Zunftgelehrten durch Verschmähung todten Citatenwesens beleidigt, so hat er es uns Weltkindern dadurch, daß er sich jenem Muß unterwirft, auch wieder nicht ganz recht gemacht; nach dem alten Sprichwort: zweien Herren zugleich ist schwer zu dienen. Wenn also Gervinus Verdienst gehörig geschätzt werden soll, so gehört dazu ein aus beiden Classen gewissermaßen abstrahirtes Publikum; ein Publikum, das sich an dem Durchstöbern rauchgeschwärzter Pergamente erfreut, ohne sich an der Freiheit, mit der sie vor das Licht des Verstandes gebracht werden, zu stoßen. Weil ich nun hier, indem ich die Stellung des Ver-

fassers bezeichne, über ihn etwas Allgemeines ausspreche, so soll sich gleich eine kurze Schilderung seiner Art und Richtung im Ganzen anschließen, wie man sie sonst als Schlußstein zu setzen pflegt; ich verschaffe mir dadurch die Erleichterung, im Verlaufe das Wesentliche als gesagt voraussetzen zu dürfen.

Gervinus, gleich entfernt von jener kindischen Ueberschätzung des deutschen Alterthums, die jetzt, Gott sei Dank, immer mehr aus der Mode zu kommen scheint, — wie von der Ueberschätzung unseres eigenen Werthes, welche die Wurzeln der Gegenwart in der Vergangenheit zu suchen vergißt, — unternimmt es, eine Geschichte, d. i. eine genetische Darstellung der deutschen Poesie zu liefern, aus welcher hervorgehen soll, wie sich das, was sie ist, aus dem, was sie war, mit Nothwendigkeit entwickelt hat; wobei sich vielleicht ein Lichtstrahl über das, was sie werden soll, entzündet. Er kennt und fühlt die Größe und Schwierigkeit seiner Aufgabe sehr genau, ja fast mehr als zu einer leichten, kühnen Bewältigung des Stoffes wünschenswerth ist; er ist aber auch ganz der Mann, mit einem solchen Probleme siegreich fertig zu werden. Vertraut mit den Denkmälern unserer alten Poesie, geübt, in die Zeiten und Völker zu schauen und durch Vergleichung und Unterscheiden den Blick bestimmter und heller zu machen, vergißt er nie, ihn prüfend auf die Gegenwart zu heften, deren Erklärung der Zweck der ganzen Arbeit ist. Dieses Festhalten am Zwecke wäre vielen wissenschaftlichen Rittern zu wünschen, die vor den Schranken der Einleitung, weil es einmal Turnierbrauch

ist, etwas wie ein Ziel oder einen Preis aufpflanzen, dann aber auf der ganzen Rennbahn sich nicht weiter darum bekümmern. Daß unseren Historiker eben die große Umsicht, die im Felde der Weltgeschichte gegönnt ist, manchmal da zur Synthese leitet, wo eine Analyse das Verständniß mehr befördert hätte, daß er gern alles massenhaft aufgreift und wirken läßt, ist mehr der Geschichtsschreibung unserer Zeit überhaupt, als ihm insbesondere, eigen, und es wird bald Anlaß sein, mehr davon zu sprechen. Uebrigens ist seine Denkart edel, würdig, frei; seine Ansichten sind verständig, vielseitig, hell, bedeutend und überall begründet; seine Darstellung ist stufenweise fortschreitend, folgerichtig, lebendig; seine Sprache der Majestät der Geschichte angemessen, gebildet, einfach mit Wärme, rhetorisch ohne Schwulst; doch nicht ohne eine gewisse pathetische Färbung und Periodenbreite. Von letzterer rührt zum Theile wohl auch der dem Leser unerfreuliche Anblick ununterbrochen angefüllter großer Octavseiten, ohne Absatz, ohne Ruhepunkt; von ersterer ist das zweimalige Beginnen mit „Ich" (Vorwort, Einleitung) ein Beispiel. Es ist höchstens dem Rhetor, — dem gebildeten Briefsteller längst nicht mehr — gestattet; und der Schriftsteller, besonders der deutsche, sollte sich immer mehr an die Gesetze der guten Gesellschaft und an den Styl einer geistreichen Correspondenz gewöhnen. So viel an Umrissen. Es ist Zeit, daß wir näher treten.

In der Einleitung mißt der Verfasser den Umfang seines Werkes, und zählt vorerst, ohne den Vorwurf der Ruhmredigkeit zu befürchten, die Schwierigkeiten auf,

die er zu überwinden fand. Allzu große Forderungen enthalten oft in sich selbst den Grund, warum ihnen nicht genügt wird; bei der stäten Rücksicht auf's Ganze ist das Eingehen in's Einzelne erschwert, in so fern, wie es bei der Poesie besonders der Fall ist, das Eigenthümliche nur aus sich selbst zu begreifen ist, und hier ist es am Orte einen Faden wieder anzuknüpfen, den ich oben fallen ließ. Das ungeheuere Gedränge literarischer Erscheinungen, das uns umtobt, die Schulen, welche sich theils selbst gebildet und benannt haben, theils bei Zusammenstellung gewisser Schriftsteller vom Kritiker aufgestellt werden, die großen Ereignisse der neueren Geschichte, welche uns die Wirkungen der Massen und Epochen im Vergleich mit der des einzelnen Menschen auf's Merkwürdigste bewährt haben, endlich der philosophische Geist der Deutschen, welcher sich seit Herder gewöhnt hat, Alles im Großen anzuschauen, — alle diese Umstände haben unsern historischen Blick vielleicht in's Weite und Universelle gelenkt. Unter den Kritikern hat es, so viel ich weiß, Menzel zuerst ausgesprochen, daß er gesonnen sei, die deutschen Dichter fortan nach Classen, gleichsam in Bausch und Bogen, zu recensiren. Wenn sich nun aber ein unglückliches Individuum durchaus nicht will „in Catalogum registriren" lassen, — wie dann? es muß dem Ganzen geopfert werden! es mag wollen oder nicht, es muß „sich aus seiner Zeit erklären lassen!" volentem ducit, volentem trahit, — kann man von dieser Kritik sagen, welche eben so unerbittlich, wenn auch nicht eben so weise als das Schicksal ist. Hätte sich Gervinus dieser Ansicht weniger unterge-

ordnet, hätte er die einzelnen Werke mehr beschrieben und weniger verglichen, so würde er mehr Historiker als Kritiker, also seinem Ideale treuer geblieben sein. Das Gefühl einer solchen Unzulänglichkeit scheint ihn bewegt zu haben, als er sein mit Riesenfleiße ausgearbeitetes Werk „eine Skizze, ja den bloßen ersten Entwurf einer Skizze" (S. 1) nannte, — eine Bescheidenheit, die nicht leicht zu überbieten ist, und einen deutschen Literator charakterisirt; es ist als ob der Erbauer des Straßburger Münsters sein Werk „einen Plan zu einem Modell" nennen wollte. Wie dem auch sei, jene Art die Dinge zu sehen, ist Schuld, wenn er sich im Einzelnen selbst nicht genügte. „Die schöne Zeit des Thucydides — klagt er — ist vorüber; . . . mit solchem Aufgebot von Fleiß und Ausdauer, wie wir, brauchten die Alten ihre Weisheit nicht zu kaufen!" (Seite 4 und 7.) Diese Zeit ist nie vorüber, so lange es einen Thucydides gibt, d. h. einen gesunden, practischen Mann, der ein festes, beharrliches Auge auf seine Zeitgenossen wirft, und die Ursachen der Ergebnisse nicht immer in Ideen, sondern oft auch in Boudoirs, Küchen und Kammern sucht. Wenn das eine Abschweifung war, so wollen wir die folgenden Capitel um so succincter behandeln.

Die ältesten Spuren mythischen Gesanges in Deutschland veranlassen die Bemerkung, daß diese Art Dichtungen über der Völker Anfänge meist überall gefunden wird, überall aber auch erst in Zeiten entstanden zu sein scheint, wo schon durch irgend einen Gegensatz gegen ein fremdes Volk oder fremde Zustände die Veranlassung

dazu gegeben ist, so daß die Gesänge dieses Inhalts bei den Germanen schwerlich aus viel älterer Zeit gewesen sein mögen, als in der sie Tacitus erwähnt (S. 19); eine Bemerkung, die ich als historisches Problem dahin gestellt sein lasse. War die Herleitung der Nation von den Göttern, wie es wahrscheinlich ist, zugleich eine Ansicht von der Menschenschöpfung, so sehen wir hier in den Vorstellungen der Germanen, schon bei den ersten dunklen Spuren das Menschliche, das Historische vorwaltend (S. 20); ein Zug welchen Gervinus glücklich und bezeichnend auffaßt. In jener Verehrung des Herkules und Ulysses vermuthet er Spuren einer priesterlichen poetischen Sage (S. 20); von eigentlich priesterlicher Dichtung aber, die auch dem Stoffe nach, die Pflege durch diesen Stand verriethe, haben wir in Deutschland kaum Spuren (S. 22). Die von Tacitus geschilderten Schlachtgesänge mußten wohl am ersten verschwinden. Quant à ces chants populaires — sagt Fauriel — germes premiers de l'épopée complexe et developpée, il est de leur essence, de se perdre, et de se perdre de bonne heure, dans les transformations successives, auxquelles ils sont destinés (S. 24). Mehr noch ist der Verlust der historischen Gesänge zu bedauern, von deren Inhalt Gervinus aus Jornandes Kunde gibt, wobei er eine Anekdote, die sich dort findet und die in der Volsunga- und Wilkina-Sage wieder zu erkennen ist, zum Typus für die oben erwähnte Differenz der deutschen und nordischen Dichtung, und zum Belege für seine Annahme des deutschen Ursprungs der in Scandinavien und Deutschland zugleich vorfindlichen Sage anführt (Seite

26). Eigentliche Nachbildungen deutscher Dichtungen sind die Eddalieder freilich nicht; und das hat auch wohl Niemand im Ernste behauptet (S. 27). Diese vergleichende Ansicht scheint durch die longobardischen Geschichten des Paul Warnefried Sohns bestätigt zu werden, deren Inhalt so poetisch, menschlich, nationalgeschichtlich erscheint, daß sie dem Verfasser längst eine Bearbeitung für die deutsche Jugend wünschenswerth machten (S. 20). Die schöne Charakteristik nordischer und deutscher Dichtung aus dem Leben, der Naturumgebung, den Urzuständen der Völker abgeleitet, die nun folgt, ist ganz in dem von Herder (oder von R. Wood über Homer) angeregten Sinne, trefflich gedacht und durchgeführt (S. 30, 31). In eine noch weitere Sphäre führt die Zusammenstellung der ältesten Dichtungsweise der Deutschen mit jener der Hellenen. Was Gervinus (S. 33), aus freiester, historischer Umsicht und geläutertem, ästhetischem Sinne hierüber ausspricht, halten wir fest, weil es uns über die ganze Differenz der alten und neuen Poesie, ja über das, was man Polarität der Dichtkunst überhaupt nennen könnte, aufklärt, und uns später, wo wir es mit der Ansicht, welcher die Nibelungen als Ilias erscheint, zu thun haben, trefflich zu Statten kommen wird. Ich müßte mehrere Blätter ausschreiben, wenn ich alles das Schöne und Gediegene dieser Erörterung mittheilen wollte; das Resultat aber läßt sich in Einem Satze zusammenfassen, den ich so ausdrücken würde: das Eigenthümliche griechischer Kunst ist Selbstständigkeit; die deutsche unterwirft sich dem Stoffe, der aus ihr begeisternd wirkt. — Schließlich vindicirt Gervinus der

deutschen Poesie das Vorrecht, mehr als jede andere, von ihren Ursprüngen bis zur Periode ihrer Ausbildung, im reinsten Sinne populär gewesen zu sein; er erkennt aber sehr richtig, daß diese Eigenschaft nur den Anfängen, nicht aber der Höhe der poetischen Cultur gedeihlich ist; er empfindet den edlen geistigen Aristokratismus, welcher der Dichtkunst inwohnt, — wirft einen Blick über die Gränze seines Capitels prophetisch in die Gegenwart hinüber, und kehrt zur Betrachtung der Wirkungen der Völkerwanderung auf den historischen Volksgesang zurück. Sehr einsichtsvoll deutet er aus der getrübten, gestörten, von römischer Cultur überwältigten Fortbildung der alten Nationaldichtung, aus der weltgeschichtlichen Erschütterung und Verwirrung einer Zeit, in welcher Europa unter traurigen Wehen wiedergeboren ward, und aus der durch das Christenthum allgemein aufgeschlossenen, durch das beschauliche Naturell des Deutschen früh und individuell angebauten Zauberwelt des Gemüthes, — das Eigenthümliche unserer, zumal poetischen, Bildung; er öst und bindet vor unsern Augen die Elemente dessen, was unter dem Namen „Romantisch" in der neueren Literaturgeschichte eine so verhängnißvolle Rolle spielt; er erklärt, als ein wahrer Geschichtschreiber, aus der Vergangenheit die Gegenwart. Hiermit ist ein großes Lob ausgesprochen; denn, wenn gleich fast alle Historiker dasselbe zu thun, in der Vorrede und im Context wiederholt versichern, so leisten es doch die Wenigsten. Gervinus aber reißt uns in's Ganze fort, ohne auch nur ein einzelnes Sandkorn im Fluge zu verschütten. So darf er es

wagen, ohne kernlose Paradoxie, die Edda und Hoffmann's Spuckgeschichten aneinander zu knüpfen. Den größten Werth legt er billig auf das berühmte Hildebrandlied. Die Brüder Grimm haben uns darüber die bedeutendsten Aufschlüsse gegeben; sie setzen sein Vaterland nach Hessen; der Zeit nach gehört es in's 8. Jahrhundert, ist also mit den Eddaliedern gleichaltrig, vor denen es sich aber durch Wahrscheinlichkeit und Einfalt in den Motiven, durch menschlichere Fühl- und Redeweise, durch epische Besonnenheit und Ruhe, kenntlich macht. Gervinus äußert sich über den in's Niederdeutsche vorneigenden Dialect des Gedichtes, wie über den Vorzug, den das ältere Fragment vor den spätern Bearbeitungen verdient, ganz wie der einsichtsvolle, gelehrte Verfasser der Abhandlung „die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache" in Nr. 8 u. 9 des dießjährigen Bandes dieser Zeitschrift. Eben da wird man sich auch über das Wessobrunner-Gebet nach Wunsche belehren, welches in dieselbe Epoche gehört, von Gervinus aber, dem es mehr um die innern Verhältnisse der Dichtkunst, als um Erläuterung der Formen zu thun ist, übergangen wird. — „So weit also" — schließt er diesen Abschnitt — „führte die Völkerwanderung, daß sie die ursprüngliche poetische Erzählung, welche in sich abgerundeter, passender für den Gesang, für Erregung eines momentanen Antheils, einer einzelnen Empfindung war, auflöste, erweiterte, auf großartige Verhältnisse und Zustände . . . ausdehnte. . . . Auf solchen großen Erschütterungen ruhen alle größten Volks-Epen; . . . Die Anstrengungen der Nation waren nöthig, um einen weiten,

würdigen Stoff zu erschaffen; um ihn zu einem Producte der Kunst zu bilden, bedurfte es der Einheit. . . Eben so wie Carl der Große die germanischen Nationen wieder zusammenband, so geschahen von demselben Bedürfniß aus seit ihm und durch ihn die ersten Schritte zur Sammlung und Vereinigung der epischen Sagen. . . . Das Epos dankt überall seine Entstehung, und im Mittelalter insbesondere seine ungeheure Verbreitung und Mannigfaltigkeit demselben Geiste, der wie er hier das Zerstreute und Vereinzelte in der Poesie, so in andern Verhältnissen die Mönche in Orden, die Edeln in einen Ritterstand, die Handwerker in Gilden verband und schloß. Es ist das Bestreben, ganze Corporationen zu vereinigen, und mit Ideen zu durchdringen . . . jenes Bestreben, das dem ganzen Mittelalter einen so poetischen Anstrich gibt, der nur seine Kehrseite hat, weil die Ideale allzu schnell in Träumereien ausarteten. . . . Die Dichter blieben mit ihren Kräften hinter der Aufgabe zurück, . . . die begonnenen Werke waren der Zeit zu groß!" (S. 56—58.) — Der welthistorische Blick, den Gervinus hier gethan, der gründliche Umriß, mit dem er das Mittelalter bezeichnet, und die neue Zeit von der alten vollständig gelöst und geschieden, und auf jenes tiefe, fortzeugende Element hingewiesen hat, welches sich dem Auge keines Einzigen, der das Problem der Zeiten vor sich hinstellte, entzog. — haben mich gleichsam genöthigt, die ganze Stelle, die zugleich ein Specimen der Darstellung bietet, mitzutheilen. Jene Betrachtung eröffnet uns das Verständniß aller folgenden; ihr Eigenes würde noch erleichtert worden sein,

wenn es dem Verfasser gefallen hätte, auch die übrigen Kunst- und Lebensbestrebungen jener palingenetischen Epoche, zumal die Baukunst, mit in die Schilderung aufzunehmen. Ich aber habe nun, wenn ich mich nicht absorbiren will, den Faden der Entwicklungen zu verfolgen; denn meine Hauptaufgabe bleibt es, die Conturen des ganzen Gemäldes zusammenzudrücken, die Mittelglieder, welche in dem weitläufigen, von hundert Episoden durchflochtenen Geschichts-Epos schwer aufzufinden sind, aneinander zu ketten, die Hauptpartien effectvoller, und so eine Uebersicht des großen Ganzen möglich, ja wirklich zu machen.

Wir haben nun, auf dem Punkte, wo wir stehen, zu betrachten: „welcherlei Dichtung um und nach Carl's Zeit besonders gehegt ward, um uns nachher zu erklären, warum wir in der Zeit der Ottonen das Volks-Epos plötzlich in die Feder der Geistlichen, und aus der Volkssprache in die Lateinische übergehen sehen." Es sind dieß die geistlichen Dichtungen im neunten Jahrhundert. Hier nimmt nun Gervinus Anlaß, seine Anerkennung des sprachlichen Werthes dieser unschätzbaren Reliquien zugleich mit der Ueberzeugung auszudrücken, daß ihr poetischer Werth, in Folge dieses grammatikalisch-geschichtlichen Interesses, überschätzt werde. Die oft ventilirte Frage, wie die Sprache und die Bildung überhaupt in ihren Pro- und Regressen sich zu einander verhalten, wird dahin beantwortet, daß allerdings Fortbildung und Rückgang für alles Existirende gleich geordnet sei, und daß wir, wären wir nur im Stande, hinlänglich weit zurückzugehen mit unserer Forschung, nachweisen können wür-

den, daß auch einst eine Zeit war, in welcher der Körper der Sprache von einer niedern Stufe zu jener Höhe hinaufsteigen mußte, von der wir ihn nachher absinken sehen. Wenn wir hiermit den gelehrten Verfasser des erwähnten Aufsatzes in den Bl. f. Lit., Kunst u. Kritik, Nr. 5, in Widerspruch finden, so wird dieser dadurch ausgeglichen, daß Gervinus Sprache und Poesie von einander unterscheidet, Entwicklung und Bedürfniß beider als getrennt darstellt, indem einerseits die reichste, sinnlich vollkommenste Sprache keineswegs einer mehr auf's Innere gerichteten Poesie, andererseits den anschaulichen Gestalten, welche die epische Dichtung fordert, eine naive, weit mehr als eine geistig cultivirte Sprache genüge. Hierbei schlägt er den Einfluß fremder Sprachen auf die unsere hoch an, will dem Herausgeber des gothischen zweiten Corintherbriefes (Castilionaeus. Mediol. 1829) seine Ansicht von der Einwirkung des Griechischen auf's Gothische nicht abgeläugnet haben, und schlägt den Philologen vor, die Art und Verhältnisse dieser Einflüsse genauer zu untersuchen. Da aber diese Gelehrten, von der Wichtigkeit Otfried's und ähnlicher Werke für Sprachkenntniß hingerissen, sofort auch der Jugend solche Studien anmuthen, da der neue Herausgeber des Otfried die Commentation dieses Denkmales zu einer stehenden Lection auf der Universität und in den Gymnasien und höhern Bürgerschulen machen will, — da erwacht in Gervinus der Mensch. „Wie?“ ruft er aus, „wir sollen also zu der ungeheuren Last, die unsern Schülern ohnehin schon aufgebürdet ist, ihnen auch noch dieß Opus aufladen? . . . . eine neue Sprache, zu der noch

die nöthigsten Hilfsmittel erwartet werden, soll um eines Buches willen erlernt werden? . . . . und was sollte und könnte uns denn in diesem Buche ansprechen und belehren? . . . . sollen wir die naive, reine Sprache der Bibel mit diesem Otfried verdrängen? . . . . oder sollen wir mit diesem Buche den Geschmack an der altdeutschen Poesie eröffnen?" (S. 65 und 66.) So frägt Gervinus, der solche Studien unter die Aufgaben seines Lebens zählt; und wir stimmen lebhaft mit ein, und berufen uns auf das, was wir wiederholt hierüber gesagt haben. Gerade je bedeutender, tiefgreifender eine literarische Aufgabe ist, desto weniger gehört sie vor die Jugend, die am Leben für's Leben zu erziehen ist.

Nur die beiden Evangelienharmonien (die hochdeutsche des Weissenburgischen Otfried, und die niedersächsische des Heliand) hebt Gervinus aus dieser Periode geistlicher Dichtung heraus. Die erstere repräsentirt den deutschen Süden, die zweite den Norden; sie stehen sich gegenüber wie die Ritter-Epen der schwäbischen Periode dem Volks-Epos. Der Vers des sächsischen Gedichtes besteht aus jenen, der Alliterations-Poesie eigenen Satzweisen (vitteae); Otfried's Werk dagegen ist das älteste, in welchem der Reim herrscht, bei dessen Kritik Gervinus wunderlich unser Landvolk beneidet, dessen Ungeschick, die Reinheit der Reime zu empfinden, ihm als „volles Ohr" erscheint (S. 69). Im Heliand ist ein Ton der Unschuld, der Bewußtlosigkeit; im Otfried Besinnung, Kritik; dort reines Aneignen des Stoffes, hier Erkenntniß und Erstrebung einer Form; dort Anklang der Volks-Poesie, hier

Bearbeitung nach gebildeten Mustern. Auf welcher Seite Gervinus echtes, poetisches Leben gewahrt, wird man leicht errathen. Die Mönche retteten Wissenschaft und Philosophie, — das gibt er zu — allein die Poesie gedeiht nur in der Blüte und Frische der Welt, und wer in Otfried's Werke ihren Hauch zu spüren vorgibt, der — meint er — müsse zu rechter Genügsamkeit herabgekommen sein. Hier ist er nun bei dem Ziele, das er am Anfang des Kapitels festgestellt: Abhängigkeit geistlicher Dichtkunst. Der bedingende Satz: es wäre einseitig, wenn man an die Dichtkunst jederzeit Selbstständigkeit fordern wollte; sie besaß sie nur höchst selten, und hat oft, indem sie der Gelegenheit diente, das Höchste erreicht;" (S. 74) — dieser Satz ist auszustreichen, wie alle bedingenden Sätze, denn die Ausnahmen verstehen sich immer von selbst, oder vielmehr es gibt keine Ausnahmen von einer rein und scharf ausgedrückten Regel. Immer ist Selbstständigkeit von der Dichtkunst zu fordern; immer war die wahre Poesie selbstständig; nie hat sie, im Dienste der Gelegenheit, das Höchste erreicht, nie überhaupt der Gelegenheit gedient; entwachsen ist sie wohl aus ihr, wie jede Erscheinung des Göttlichen auf Erden. So viel im Vorbeigehen, nur des „zwar" und „nur" halber; denn in der Hauptsache denkt Gervinus überein. Indem er das übrige wenig Bedeutende dieses Zeitraumes übergeht, weil es ihm „eine Hauptpflicht des Historikers ist, überflüssigen Stoff auszuscheiden von der Geschichte" (S. 75) — wendet er seinen Schritt weiter.

Die Volksdichtung in den Händen der

Geistlichkeit bot ein gemüthliches Bild von einer innigen, religiös durchdrungenen Zeit; in diesem Betracht interessirt das Siegeslied über die Normannen, nach 881, zu Ehren Ludwigs, eines Sohnes Ludwigs des Stammlers, gedichtet, ein durchaus volksmäßiger Gesang, sei er nun durch geistliche Hände gegangen oder nicht. Mit Recht nimmt Gervinus die rührige Periode der Ottonen in Schutz; mit Recht findet er das Anerkennen, das Aufnehmen deutscher und gedeihlicher als das Abschließen, das Hypernationalisiren; mit Recht deutet er ehrfurchtsvoll auf das hehre Alterthum hinüber, dessen ewig lebendige Wirkung nur eine trotzige, gotteslästerliche Selbstbeschränkungslust ablehnen wollen kann. Er macht uns auf das lateinische epische Gedicht von Walther von Aquitanien (von Eckehart I. in St. Gallen; 1. Hälfte des zehnten Jahrhunderts) aufmerksam, welches dem Stoffe nach, wie der Gesinnung, echt deutsch, der Behandlung nach ganz antiken Mustern nachgebildet, als Beispiel vaterländischer Heldensage in den Händen eines Geistlichen, einen Begriff von jener übergänglichen Bildung gibt; wenn es gleich dem poetischen Werthe nach weniger preiswürdig erscheinen möchte, als es Gervinus ausgibt. Naivetät und Ungeschicklichkeit sehen sich oft zum Sprechen ähnlich; aber jene bleibt sich gleich, während diese bald einen rechten bald einen Fehltritt macht. In die Betrachtung dieses quasi-klassischen Zeitraumes, in welchem gleichzeitige Heroen unmittelbar vielfach in den Gesang verwoben wurden, flicht Gervinus die Bemerkung ein, daß, abgesehen von W. Grimm's Hypothese von einem lateini-

schen Nibelungenbuche, jedenfalls die Zeit der Ottonen eine Durchgangs-Periode für das Nibelungen-Epos, eine Zeit seiner Wiederaufnahme und Umgestaltung war, — welche Bemerkung er sehr schön commentirt und fortsetzt, und die Erläuterung des zerstückelten, lückenhaften Wesens dieses Gedichtes daran knüpft; es sind treffliche Gedanken und Worte, von denen ihm nur „Haimons Liebelei" die alten Götter verzeihen mögen (S. 91); ich aber fürchte, sie werden's nicht, sondern ihm einmal bei Gelegenheit einen scharf angelegten Pfeil dafür abwenden vom Leibe des Feindes.

Wissenschaft und Kunst blieben während des Ueberganges zur ritterlichen Poesie der Hohenstaufen-Zeit wohl noch in den Händen der Geistlichkeit; allein der Geist des Ritterthums beginnt zu wehen, und eine neue Welt will sich entfalten. Ehe wir aber diese Morgenröthe erblühen sehen, geht, wie bei der wirklichen, ein Moment der Kälte voran. Die Zeit der fränkischen Kaiser gab vorzugsweise politisch-kirchlichen Angelegenheiten Raum; die Welt hatte damit zu thun, ihren eigenen Lauf zu betrachten; das Gewahrwerden dieses großen tragi-komischen Thier- und Puppenspieles versetzte der Poesie einen fast tödtlichen Schlag; unverwüstlich wie sie ist, schuf sie sich in der Bedrängniß ein neues Element, dessen launig-bittere Geburt: die Thiersage, von der Darstellung jener geistigen Lebensprocesse nicht ausgeschlossen werden kann. Gervinus zieht sie einsichtig in den Umriß seines Bildes, und Reinhart Fuchs, der alte Schelm, muß herhalten und sich nolens volens philosophisch-ästhe-

tisch-historisch analysiren lassen. Der Stänkerer macht freilich ein wunderlich Gesicht dazu; allein Wolfen und Isegrimm ergeht's auch nicht besser. Am komischesten verzieht er seinen Mund zu dem, was er über das „uralte Thiermährchen" (S. 110) und von den „Heimlichkeiten der Thierwelt" (S. 113) zu hören bekommt; daß übrigens etwas Gefühltes in diesen Rhapsodien steckt, kann er doch nicht läugnen. Ist doch nur sein ärgerlich weltliches Wesen allein Schuld, daß uns, neben seiner Figur, der gründliche Ernst eines Gervinus, der dieselbe mit der Reformation und Weltgeschichte in feierliche Verbindung bringt, ein Lächeln abnöthigt.

Dieser Ernst erscheint ganz am Platze, wenn es sich um die Einwirkung handelt, welche die Kreuzzüge auf die Bildung, und somit auf die Poesie jener Zeit geäußert. Ob der Uebergang der alten Welt zur neuen, christlichen, durch diese „außerordentlichste Revolution, welche die Welt je sah" (S. 125 — dieser Superlativ möchte angefochten werden!) so scharf zu markiren sei, wie Gervinus meint, — ob denn dem Orient dabei so ganz aller Miteinfluß abzusprechen sei, wie er auch meint, — bleibe mit einem Fragezeichen in der Weltgeschichte stehen. Ob man wohl thut, die ganz neue Bildung immer durch das eine Epitheton „christlich" zu charakterisiren, — hänge ich diesem Fragezeichen an. War denn nicht schon in der zerfallenden alten Welt ein Element, welches das christliche vorbereitete? und war dieß das einzige der neuen? Gervinus selbst hat im Früheren solche Uebergänge leiser und vollständiger angedeutet. In der Geschichte so gut wie in der

Natur geschieht alles übergänglich, und was uns als impetus erscheint, ist immer Wirkung und Ursache zugleich. Im Gefolge dieser Betrachtungen möchte von den zwei Haupteinflüssen, welche Gervinus den Kreuzzügen zuschreibt, der erste: Erweiterung des Verkehrs, und durch ihn Ausdehnung der Kultur, — der wichtigste sein. Hierauf beruht wohl allerdings die Differenz beider Weltalter; und es wird immer mehr anerkannt werden, daß Extension der errungenen Masse von Kultur über die Masse der Menschheit, die Aufgabe dessen ist, was wir unsere Zeit nennen; so wie das Erringen die Aufgabe der Vergangenheit war. Hier, wenn irgend wo, ist dem Sterblichen ein bescheidener Blick in die heiligen Wege der Vorsehung gegönnt. Der zweite, von Gervinus statuirte Hauptpunkt: Entfaltung des Innern, — bleibe dahin gestellt. Wir fühlen nicht genug mit den Alten, weil wir nicht mit ihnen gelebt haben, — wir glauben, wie jeder einzelne Mensch, die Welt sei mit uns geboren worden; das Gemüth aber, das tiefste Innere des Menschen, hat sein eigenes Leben und bedarf keiner Kreuzzüge, keiner Welterschütterungen, um sich sein bewußt zu werden. — Daß Gervinus, in der Entwicklung dieser Zeiträume, nicht bei uns Deutschen stehen bleibt, ist seiner großen Manier und Absicht gemäß; daß er dabei Ariost (S. 136) überschätzt, vergibt man gern in Betracht so Vieler, die diesen herrlichen Dichter zu wenig achten; übrigens ist das, was nach seiner eigenen richtigen Angabe (ebend.) demselben zum Homer fehlt, gerade das, was diesen zum Homer macht.

Das französische Volks-Epos scheint dem Ver-

fasser den Geist der Kreuzfahrten am treuesten auszusprechen, der Gesang der Troubadours und ihr Frauendienst scheint ihm einen fröhlichen Gehalt, einen unversiegbaren Stoffquell in die breite Welt geströmt zu haben. Er verweist die, welche sich über diese Kreise ursprünglicher unterrichten wollen, auf Uhland, Schmidt, und vorzüglich unsern verdienstvollen F. Wolf (die neuest. Leist. der Franz. f. i. Nation. Heldenged. Wien 1833); und wir können nichts Besseres thun, als diese Andeutung wiederholen. Conrad's deutsche Bearbeitung der Rolandsgeschichte wird nun charakteristisch geschildert, und Geist und Werth dieses Gedichtes gebührend anerkannt.

Den Uebergang zur Darstellung des veränderten Zeitgeschmacks, der sich an Legenden und Novellen letzte, macht eine Reflexion, die mir nicht gefällt. „Was der großen Masse — heißt es (S. 152) — die gewöhnlichste Unterhaltung bietet, . . . verdiene in einer Geschichte der Dichtung keinen vorzüglichen Platz; . . . von einem poetischen Geschmack sei es gegenwärtig eine Sünde zu reden; . . . die Romangattungen und dergleichen (!) verdienen in einer Geschichte der Dichtung, ihrem Werthe nach, wahrlich keinen Raum“ . . . (S. 153). Dieses historiographische Nasenrümpfen kann man einem Gervinus doch nicht so hingehen lassen; einem Gervinus am wenigsten, sonst machen sichs' die „Kleinen von den Seinen“ gar zu bequem, nennen Sterne, Scott, Bulwer, Salvandi, Manzoni, Cervantes, Boccaccio und den Dichter des W. Meister „gemeine Unterhaltungsschriftsteller“ — und finden es unter der historischen Würde, ein Wort über solchen Kram zu

verlieren, — was freilich das größte Unglück nicht wäre! Belletristische Zeitschriften, Romane, Novellen, Bühnenstücke und dergleichen (!)" werden S. 153 auf einen Mist geworfen, da sich der Geschichtschreiber nur mit dem „Belehrenden, was bleibendes Muster ist" abgeben soll; nun frage ich: was ist belehrend, — das Lied von Hildebrand und Hadubrand, oder Tristram Shandy? was ist bleibendes Muster, — das Wessobrunner Gebet, oder W. Meister?

Es fürchte die Dichter
Das gelehrte Geschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.

Es gefällt ihnen aber, zu leben und leben zu lassen; und so sei es genug an diesem Ausfalle; ein anderes Mal wollen wir die Materie wieder aufnehmen, und darthun, daß „die Charakteristik einer Zeit" (für welche Gervinus die angeführten Werke selbst wichtig findet) mit der Geschichte der Poesie gar sehr zusammenhängt, und daß Roman und Theater von dem künftigen Geschichtschreiber unserer Poesie nicht ungestraft werden verachtet bleiben dürfen. Nach einer Abschweifung über das Niebelungenlied, die der entspricht, welche ich mir eben zu Schulden kommen ließ, — kommt Gervinus auf die Kaiser-Chronik, deren Druck uns so lang versprochen und noch nicht erfolgt ist, zu reden, die er, ihrer deutschen Quelle nach, worauf sie sich beruft, in den Anfang dieses Jahrhunderts

setzt, — und mit der er, der Form und dem Wesen nach, den Lobgesang des heil. Hanno genau verbunden wissen will, von welchem er mit Recht sagt, daß man ihn seit Herder überschätzt habe. Er tadelt an dem veränderten Geschmacke die Unklarheit, das leichtsinnige Untereinanderwerfen, das kleinlich Materielle, wovon er aus der Kaiser-Chronik ein Beispiel gibt, das freilich spaßig genug ist: Nero verlangt von seinen Aerzten, daß sie ihn schwanger machen; sie geben ihm Getränke, es kommt die Zeit der Geburt, und er gibt eine Kröte von sich:

> die walche sprungen uf sa
> sie riefen lata rana;

daher der Name Lateran! (S. 159). — Konnte ich eben das Vornehmthun gegen die lebendigen Formen der neuen Zeit nicht ungeneckt lassen, so klatsche ich desto herzlicher Allem Beifall zu, was Gervinus nun über die kindische, doch glücklicher Weise wie es scheint, schon abnehmende Liebhaberei an Märchen sagt, deren wiederholtes Herausgeben oder gar neues Erfinden, zu andern als geschichtlichen Zwecken, er unverantwortlich nennt (S. 164). Was er hierüber weiter sagt, sollte man fleißig lesen, und denen einprägen, denen es Noth thut; ihm aber danken, daß er uns einmal die Stimme eines Mannes wieder hören ließ, in einer Welt, die bereits drohte zu einer Kinderstube zu werden. Italien war zu der Zeit, von der jetzt gehandelt wird, der Herd der Unterhaltungs-Poesie; aus Italien leitet Gervinus, mit Ausschließung alles andern Einflusses (was wir oben schon befragzeichneten), die Wellen dieser

Dichtungen nach Deutschland, gibt aber bald eine mittelbare Influenz des Orients und Griechenlands zu, wobei sich an den geistreichen Seitenblicken, die er auf Bidpai, Hitopadesa, und die griechischen Erotika wirft, eine leicht und frei beherrschte Gelehrsamkeit glänzend hervorthut. Zu mancherlei Betrachtungen regt die Wahrnehmung an, daß sich ähnliche Erscheinungen, die, frei von einander, im Osten, Süden und Norden aufkeimten, in jener Mittel-Epoche begegneten (S. 174), und so Brücken bildeten, auf welchen die alte Welt in die neue, und die seltsame Fremde in die Heimath herüberschritten.

Die Ausartung der Volks-Poesie, theils durch Veränderung, theils durch Verpflanzung, Entstellung durch gereiste Poeten, ungeschickte Amalgamirung mit griechisch-morgenländischen Sagen, und Bereicherung aus neueren Efindungen, wird nun am König Rother, wie an einem tauglichen Specimen, klarer vor Augen gestellt.

Gervinus bescheidet sich, den Streit, der über die Geschichte dieses Gedichtes unter den größten Kennern herrscht, nicht schlichten zu können; so viel ist gewiß, daß es ein ursprünglich deutsches ist, daß äußere Verhältnisse aus Byzanz darauf eingewirkt haben, und daß man dem Werke viel zu viel Bewunderung gezollt hat. Mit Salomo und Morolf, mit Herzog Ernst von Veldek ist es nicht anders. Der Nationalgeist ist verschwunden, die Willkür des Einzelnen schaltet mit dem poetischen Eigenthume des Volkes, und wirft Fremdes und Einheimisches roh untereinander.

Die Einflüsse aus England oder der Bretagne,

welche der Verfasser mit etwas gar zu schneller Analogie, der Anglomanie des vorigen Jahrhunderts gleichstellt, veranlassen wieder ethnographisch-literarhistorische Ausflüge in jene britisch-wallisischen Regionen. Die Echtheit der wallisischen Bardenlieder und der Gesänge Ossians soll aus dem wechselseitigen Verhältnisse hervorgehen. Die Merlin- und Arthur-Sage werden beleuchtet, von den Tafelrunde-Romanen, denen nichts als ihre Neuheit Werth und Ansehen gegeben haben soll (?), wird das vorwaltende Element der Courtoisie und Frauenliebe, das hier zum ersten Male (?) Eingang in die epische Poesie fand (S. 205), abgeleitet. Es ist zu wundern, daß nicht gleich auch die Verbindung mit Lafontaine und Kotzebue nachgewiesen wird! Die Poesie, und somit auch ihre Geschichte, ist ein gar proteisches Element; es ist das Spielzeug des menschlichen Gemüthes, und schlüpft, wenn es zu sehr en gros gefaßt wird, aus den Händen des Historikers, welche Schwert und Wage zu halten gewohnt sind. Hier macht sich die Willkür geltend, keine blinde, aber eine freie, geistige, der nur der schöpferische Genius gebietet. Diese Willkühr schaltet oft selbst mit Recensenten, und wirft ihnen Abschweifungen, wie diese da, auf's Blatt, wo sie triste supercilium Catonis sich vorgesetzt hatten. — Bei **Ulrichs Lancelot** verweilt Gervinus einen Augenblick; wie es denn seine Art ist, seine theoretische Ansicht immer an einem Beispiele zur Anschauung zu bringen. Er beschreibt das Gedicht; und was er von der dichterischen Ungeschicklichkeit, vom Mangel innerer Nothwendigkeit, zumal in der deutschen Verarbeitung sagt, ist recht gut; — allein bei

seinem Sinne für's Innerliche, Tiefe, befremdet es doch, daß er das Menschlichgroße, was in diesen Dichtungen verborgen ist, und von einer spätern Zeit gar gut herausgefühlt und herausgebracht worden ist, verkennt oder übergeht. Die hier zum Grunde liegenden Ideen von Erziehung, Liebe, Kraft, Prüfung, Geselligkeit, haben eine tiefe Wurzel, und es entwuchs ihnen ein Baum, der späten Enkeln herrliche Früchte trug. Hier aber kann man auf eine solche Entwicklung sich nicht einlassen.

Sehr ergötzlich ist der folgende Abschnitt, wo wir antike Dichtungsstoffe in der abenteuerlichen Gestalt des Mittelalters uns vorgeführt sehen. Der alexandrinisch-wälsche Geschmack hatte sich geltend gemacht, das Nationelle war verdrängt, das Hellenische lebendig nicht wieder hervorzurufen, — und Gervinus bricht in Klagen aus. Aergerlich überläßt er den barocken Dares Prygius den kritischen Literarhistorikern, und wendet sich mit mehr Interesse zur Sage von Alexander, die er, von den Quellen bis in die Mündungen, verfolgt. Mit Recht zieht er die orientalischen Darstellungen mit herein; nur war nicht zu vergessen, daß diese, dem Geiste östlicher, zumal persischer Dichtkunst gemäß, nicht sowohl als das Ergebniß populärer Ueberlieferungen zu nehmen sind, als vielmehr als Gebilde des Geistes einzelner großer Dichter, zumal des herrlichen Nisami aus Gendsch, der, nach seiner Weise, im Iskendername ein romantisches Gemälde, dessen einzelnen Partieen man die Erfindung, die Allegorie, alsbald abmerkt, zu sittlichen Zwecken hinzauberte, welches dann die Nachfolgenden, ein Dschami u. A. theils modificirten, theils

copirten. Diese persische Dichtung vom Alexander darf also nicht als Sage betrachtet werden, und hat einen eigenen Charakter. — Sehr bedeutend ist die jedenfalls deutsche Bearbeitung dieser Geschichtsfabel von Lamprecht, sei nun das Verdienst ihm oder seinen Vorgängern beizumessen. Sehr ausführlich und beredt entwickelt Gervinus das kräftig-verständige Gedicht, und gibt ihm den Vorzug vor fast allen mittelaltrigen deutschen Dichtungen (S. 229). Wir, indem wir die Vergleichung mit der Odyssee (S. 233) liegen lassen, machen nur auf die trefflichen Erörterungen des Verfassers und auf das merkwürdige Gedicht alle Freunde jener älteren Poesien aufmerksam (S. Maßmann's Denkmäler deutscher Sprache u. Literat. 1828). — So werthvoll jenes Werk ist, so ärmlich sieht es mit der Aeneide des Heinr. v. Veldeck aus. Wenn Gervinus gleich den römischen Urdichter selbst, wie es scheint, nicht gehörig zu schätzen weiß, so zeigt er doch in einer Parallele sehr einleuchtend das parodistisch Lächerliche seines altdeutschen Rivals, bei welchem Anna die Dido nach ihres Liebsten Namen fragt, und diese antwortet: E— und ne—, und ehe sie sagt —as, hat die kluge Anne schon gewußt, wer es gewesen. Nach der Kritik der Schönheiten dieser „Eneit" bemüht sich unser Geschichtschreiber zu untersuchen, warum denn diesem Dichter seiner Zeit ein so besonderes Lob geworden, — eine Frage, auf die sich bequem hätte antworten lassen: weil seine Zeit nicht besser war als er, — und stellt dann den trojanischen Krieg des Herbort v. Fritzlar in die Mitte zwischen beide letztbesprochenen Werke. Das Zusammentreffen mit dem Inhalte des

schönsten Gedichtes in der Welt wirkt drastisch in dieser quasi Epopöe.

Einer so schwankenden, gehaltleeren, da und dort hinausvagirenden Poeterei folgt das Bedürfniß der Nation, wieder einmal tiefer und ganz angesprochen zu werden, und bedingt in einer an sich noch kräftigen Zeit, wo die Vergangenheit noch lebendig in's Gegenwärtige herübergreift, — eine Regeneration des Volks-Epos, welche uns längst nicht möglich ist, denen selbst das Verständniß jener Reliquien versagt scheint. Hier ist es, wo Gervinus die Betrachtung der Niebelungen und der Gudrun am Platze findet; hier, wo man wohl auch meinerseits eine ausführliche Erörterung eines so oft erörterten Lieblingsgegenstandes erwarten mag, und wo ich es eben für meine Pflicht halte, so kurz als möglich zu sein. Ich habe es mit Gervinus zu thun, nicht mit dem Niebelungen-Gedichte; dieses ist nicht da, — sagt der dichterischeste Kenner — um ein für allemal beurtheilt zu werden, sondern an das Urtheil eines Jeden Anspruch zu machen und deßhalb an die Einbildungskraft, die der Reproduction fähig ist, an's Gefühl für's Erhabene, Uebergroße, so wie für's Zarte, Feine, für ein weit umfassendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne; aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben. — Da es sich nun trifft, daß sich das Gedicht in den Hauptsachen mir eben so darstellt, wie es Gervinus schildert, so kann ich dem Leser wie mir viel ersparen, und ziehe nur Folgendes zusammen:

Daß die Gudrun im zwölften Jahrhundert in frühe- rer Gestaltung existirte, ist durch neugefundene Zeugnisse entschieden; daß aber die Niebelungen darin vielfältige Schicksale erlitten haben, ist von Niemanden geläugnet. Wo die nordische Siegfried-Sage, zu jener Zeit, in Deutsch- land wieder eingeführt ward, ist ungewiß. In Nieder- Deutschland am wahrscheinlichsten; wo die ersten Zeugnisse dafür gefunden werden. Der Norden, das Alterthum trat damals so in die Gegenwart, wie in neuerer Zeit das Deutschthümliche (?) (S. 253); und „nicht anders" wandte sich Goethe von den Göttingern, Schiller von Bür- ger ab, als die Hofsänger jener Tage vom Volksgesang (! ?). — Die ungeschickte Verbindung zweier heterogener Stoffe (im Niebelungenlied) springt in die Augen. (?) Nicht zwei Stoffe kämpfen mit einander; sondern der Stoff und die Behandlung. Der Unterschied nordischer und deutscher Sage, den wir festsetzten, bestätigt sich auch hier; auf jene ist die allegorische Deutung (Sagabibl. II S. 366) anwendbar (wir geben ihr das Zeugniß, mit dem chemisch- naturphilosophisch sein sollenden Unsinn bei Zeune nichts gemein zu haben; ob sie aber durchaus rein und unschul- dig ist?); diese hat geschichtlichen Boden. Dieser Boden ist in Deutschland, die ursprüngliche deutsche Gestalt, die uns verloren ist, hatte aber mit der nordischen weit we- niger gemein, als die, so wir jetzt vor uns haben, die ihre Züge aus dem Norden borgte, und, ungeschickt ge- nug, uralte Rohheit und neue Courtoisie vermischte. — (Hier folgen Vermuthungen, Annahmen und Wünsche S. 356—261.) Ein letzter überarbeitender Dichter muß an-

genommen werden; ob er Ofterdingen oder Klinsor hieß, ist gleichgiltig. Dieser Ordner hat nicht Vermögen genug, den ungeheuern Stoff zu bewältigen (S. 263). Wir finden aber doch im Niebelungenliede die rein plastische, objective Kunst (? liegt denn diese im Stoff?) der Alten. (S. 263). Unklare, wenig practische Erörterungen folgen; Widersprüche werden offenbar; Vergleichungen zwischen den Niebelungen, den Ritter-Gedichten jener Zeit, und dem griechischen Epos, die zu keinem rechten Resultate führen; historische Phantasien, die außer der Sphäre der Beurtheilung liegen. Für poetischen Genuß ist das Werk nicht allzuhoch anzuschlagen (S. 271); es dient dazu, den alten Geschichten unseres Volks (wie Schlegel will, dessen verkannte Aufsätze im deutschen Museum Gervinus mit Recht vertheidigt) einen poetischen Hintergrund zu geben: zur Bildung der Frühjugend möchte es eher schädlich als nützlich sein, und was hierüber gesagt wird, ist von Zeile zu Zeile zu unterschreiben, und ich kann es nur dem Lesen dringend anempfehlen S. 272; wir beziehen uns dabei auf das bei Otfried Gesagte; auch das, was hier von Homer zu lesen ist, erquickt das Herz, — wie es aber im Haupte des Verfassers sich mit dem kurz zuvor Behaupteten verträgt, ist schwer abzusehen; „wenn man vollends" heißt es S. 273 sehr gut, „den poetischen Werth im vaterländischen Dünkel dem Homer entgegenzustellen kühn genug war, so muß man bedauern, daß solche Aussprüche unter uns nur eine Möglichkeit sind!" — wenn aber im Niebelungenliede die „plastische Kunst der Alten zu finden ist" (S. 263), so wüthet Gervinus ge-

gen sich selbst. — So viel von den Niebelungen. Es geht hoffentlich aus den Sätzen und meinem Eingeklammerten genügend hervor, was Verfasser und Referent wollen und meinen. Verläßt man die engeren Territorien geschichtlicher und ästhetischer Demarcationen, nimmt man das Lebendige lebendig auf, das Einzelne einzeln, das Ganze mit großem Gefühle, so wird man erst des Wahren inne werden, und keines Kritikers bedürfen. Zu Menschen, die so zu genießen fähig sind, spricht die Poesie aus allen Jahrhunderten gleich verständlich; um solcher Menschen willen ist die Poesie da.

„Den Niebelungen setzt nun Gervinus „die Gudrun“ entgegnen oder (?) zur Seite, die deutsche Odyssee (?) deutscher Ilias (?);“ (S. 274). — Wir lassen es bei einigen Fragezeichen bewenden, und erfreuen uns der anziehenden und instructiven Darstellung, die er uns von dem bedeutenden Gedichte gibt, über dessen Ursprung und Alter noch einige historische Zähne auszubeißen sind. Man hat an diesem Werk, wie früher an der Alexander-Sage, Anlaß zu der Bemerkung, daß der entschiedene Vorzug, welcher dem Lied der Niebelungen vor allen Denkmalen unseres Alterthums fast ausschließlich, geworden ist, ein Resultat von Zeitverhältnissen war, und eigentlich noch sub judice sein sollte. Die Geschichte der Gudrun ist jedenfalls farbiger, zarter, menschlicher, und bei schaurig wilden Zügen versöhnender, als die im Niebelungenliede; wenn nur Gervinus nicht den Brauch hätte, alles mit antiken Mustern zu vergleichen! So wird hier zur unrechten Zeit das Wiedersehen des Orest und der Elektra (S. 281)

angeführt, und dadurch, mit der besten Meinung, unserem braven Vorfahr nur geschadet. Diesen Anspruch müssen wir nun einmal fahren lassen mit den Griechen zu concurriren! man braucht nicht von der Gräcomanie befallen zu sein, um zu empfinden, welch' ein Abgrund zwischen uns und ihnen gähnt; durch keinen Literarhistoriker auszufüllen, nur durch eine frische, schöpferische Gegenwart dem Blicke zu verbergen.

Gervinus nimmt sich (S. 284) vor, den **Minnesang** kurz abzuthun, wie es billig gewesen wäre, da seit Bodmer dieser Nachtigall-Literatur wohl mehr Aufmerksamkeit, als sie verdiente, geschenkt ward, und ein neuer kritischer Singsang dem alten poetischen folgte. Es blieb aber beim schönen Vorsatz; und der Ursprung des deutschen Minnesangs, sein Verhältniß zur provençalischen Troubadour-Poesie, ihre Berührungspuncte (das joie marimen), ihre Differenz, wobei es sich versteht, daß uns der Vorzug ernster Innerlichkeit und Wahrheit vindicirt bleibt, alles dieß wird mit beredter Weitläufigkeit erörtert, Hafis und Dschelaleddin (S. 300) werden sogar (nicht mit rechtem Verständniß, wenn ich das: „selbst sie hätten's verstanden, Wein und Lust zu preisen" recht auslege; wer mehr als sie?) zu Hilfe gerufen, und der Verfasser gibt zu merken, daß er selbst empfinde, er habe diese Ansichten „weit her" geholt (S. 292). Dabei wird sein eigenes letztes Urtheil nicht klar, die vereinzelten Aussprüche wollen sich nicht verbinden lassen, und der gute Leser, der, wie so viele, gerne glauben möchte, gerne sich aus dem probaten Geschichtschreiber einen Richterspruch in sein Hirn einschreiben

möchte, um ihn, wenn von Minneliedern die Rede ist, fix und parat zu haben, — dieser brave, fromme, jedem Autor wünschenswerthe Leser kommt in Verlegenheit, wenn er aus Sätzen wie die folgenden eine Durchschnittsformel herausziehen soll: „Wer durch altkluge Erziehung, oder durch Schullast, oder durch eingeborne Verständigkeit und Prosa vor den Zeiten der Jugendliebe ungeprüft vorüberging, dem werden wir vergeblich einen Begriff von dieser Periode,... gewiß keinen Geschmack an dieser Lyrik beibringen.... Wer möchte unter uns so unverkünstelt emporwachsen, um ungestört jenes Leben in Innigkeit erfassen zu können?" (S. 293) Also: widrige Verhältnisse hindern uns am Auffassen schöner? Gervinus möchte uns Geschmack an Lyrik beibringen? in Innigkeit muß ihr Leben erfaßt werden? Nun: „Aus allen Ansprüchen auf Reichthum des innern und des äußern Lebens muß Jeder weichen, der diese Minnesinger zur Hand nimmt; auf Nahrung für den Geist darf er nicht hoffen; auf Nahrung für das Gemüth — auch auf diese nicht Jeder." (S. 301) Jetzt erklär' mir Oerindur diesen Zwiespalt des Verfassers! Wenn dir, verlegener Leser, mit einer dritten Ansicht, für zweie, gedient ist, so habe ich hier die meine: Die Lyrik jener Zeit nahm, wie eben jede, Stoff und Form aus ihrer Welt und ihrem Sänger; jene wäre reich genug gewesen, dieser war meist desto ärmer: eine freie, edle Bildung unterstützte ihn nicht, und über das für ihn süße, für die nach That, Leben und Kultur strebende Welt langweilige Thema seiner Liebe, varirte, nach hergebrachten Weisen, mit mehr, minder, oder gar keiner Anmuth, das traurig-frohe Geleier. Wir

brauchen eben keine tiefwelthistorischen Deductionen zur Erklärung solcher Phänomene; ein gewaltiger Geist hätte auch damals was Rechtes geschaffen, — und wiederum: auch unsere Zeit hat ihre Minnesinger. Der Geist der Zeiten ist etwas, aber der Geist des Menschen ist Alles. So ragt schon Walther von der Vogelweide wie eine lustige Oase aus dem Sahara jener Liedwüste. Gervinus würdigt ihn vortrefflich; Verstand und Vielseitigkeit unterscheidet ihn von den übrigen Minnesingern, Tiefe und Ernst von den Troubadours: „einlöthig und wohlgeviert" bleibt er den Treuen, eine geballte Faust wirft er den Argen; Liebe ist ihm „Leidvertreib; Sittlichkeit, Recht, Menschlichkeit" — sind ihm heilig. Mitten in den schönsten Betrachtungen über eine so respectable Poesie verfällt Gervinus in die gewohnte Parallele mit dem hellenischen Alterthum, deren wir wohl schon genug haben, — und selbst in jene, seit den Philosophen aus Schellings Schule übliche, bei Zeune (Nieb. L.) den Zenith erreichende Analogien-Liebhaberei, welche stets mehr für die Versalität eines Geistes als für seine Tiefe und Wahrheit zeugt, — und welche die Kritik gehörigen Orts zu rügen hat. Spärische Form und Linie werden (S. 312) als weiblich und männlich, demgemäß die griechische Architectur, wegen der kanelirten Säulen, als männlich, die deutsche, wegen der Bündelsäulen, als weiblich bezeichnet; daraus die Minnesänger und griechischen Lyriker weiter charakterisirt, und was dergleichen mehr ist. Es sind üble Angewöhnungen oft trefflicher Schriftsteller, wie in der Gesellschaft die ehrenwerthesten Männer manchmal sie durch das Schütteln des

Kopfes, das Zupfen am Halskragen, das Ziehen an den Knöpfen, merklich bezeichnen. Man tadelt das Zupfen, man achtet den Mann.

Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg werden von dem Ehrentitel der größten Dichter, den man allzufreigebig an sie und ihres Gleichen verschwendet, absolvirt. „Kann man — frägt unser Verfasser, und wir fragen mit — „ein schönes Talent und eine ehrenwerthe Gesinnung nicht ehren, ohne daß man gleich in lauter Superlativen davon redet? hieße das nicht selbst dem Interesse der Gepriesenen schaden, weil es der Wahrheit geschadet ist?" (S. 324.) Die ehrenwerthe Gesinnung ist im „armen Heinrich" freilich deutlich genug, — deutlicher vielleicht als es der Poesie gesund ist, die in einem Gedichte die Hauptsache bleibt; vom schönen Talente ist im Iwein desto weniger zu bemerken, wenn einzelne gelungene Stellen nicht dessen Beweis sein sollen. Der Wigalois des Wirnt (entstanden um 1212) gehört mit diesen Gedichten in eine Kategorie; Benecke (Berl. 1819) findet die größte Familienähnlichkeit zwischen demselben und Iwein; mir scheint dieß letztere Gedicht ganzer und einiger, Wigalois dagegen intelligenter, lebenvoller zu sein. Den Winsbeke (in Benecke's Beiträgen Band 2) nennt Gervinus einen der theuersten Reste unserer ritterlichen Poesie, wegen der hohen, eigenthümlichen Moralität, die darin waltet.

Wie aber aus solchen Anfängen sich ein groſses Ganzes, wie aus diesem Stamme „die Krone epischer Dichtkunst" sich entfaltet habe (S. 322), verstehe ich nicht völlig, ob-

wohl es Gervinus erklärt zu haben denkt. Es wird wohl hier wieder, wie meistens, zu viel auf volksthümliche, weltgeschichtliche Epochen und Processe geschoben; wenn auf Dichtungen geringen Kalibers Werke von größerer Bedeutung folgen, so liegt unseres Bedünkens das Geheimniß meistens darin, daß die Dichter der spätern mehr Geist besaßen, als die der frühern. Nur in den ursprünglichen Zuständen der Völker lassen sich füglich ganze Massen von Poesie charakterisiren; in Zeiten, wo wirklich noch das Volk selbst dichtet, oder poetische Geister so sparsam und einsam dastehen, daß eine ganze Periode nichts thut als: sie wiederklingen; nur in solchen Zeiten läßt sich von Entstehung eines Epos reden, in spätern wird das Epos gemacht; und ist es dann noch Epos? Je tiefer und breiter nun eine allgemeine Kultur in und über die Nation sich fortpflanzt, desto mehr ist dem Einzelnen anzurechnen, desto weniger ist von Epochen und Entwicklungen zu phantasiren. Wenn z. B. ein Geschichtschreiber unserer modernen Poesie tiefsinnig und quellengetränkt in nationellen Vorgängen den Grund nachweisen wollte, warum Raupach niedriger als Schiller, und Grillparzer höher als Raupach stünde, warum Matthisson schöner als Haller, Platen schöner als beide und am Ende wieder weniger schön als er selbst gedichtet habe, warum auf einen Goethe ein Hofmann, und auf diesen wieder vernünftige Erzähler gefolgt, warum mitten unter Schöngeistern eine Rahel, mitten aus der romantischen Zunft eine Bettina sich hervorgebildet, warum derselbe Tieck drei verschiedene Dichter in drei Cyclen seines Lebens dar-

stelle u. s. w. u. s. w., wenn Jemand das mit Aufwand von Volks- und Geschichts-Metaphysik entwickeln wollte, — nicht wahr, wir würden ihn auslachen? — So viel ein für allemal an den modernen Historiker, der manchmal den Baum vor lauter Wald nicht sieht. Genug, Wolfram v. Eschenbach war bedeutend, und wohl werth, daß man ihn zum Beginn oder Culminationspunct einer Aera machte. Daß Gervinus bei Betrachtung dieses Poeten sagt, es gehöre zum Plane seiner Arbeit, auf das Biographische wenig oder keine Rücksicht zu nehmen (S. 345), ist sehr zu bedauern; aus Gründen, welche sich leicht aus dem eben Gesagten folgern lassen. Die Quellen des Parzival interessiren ihn mehr; unglücklicher Weise sind sie verborgener als die des Nigerstroms, während Leben und Gedicht jenes Dichters, fleißig gegen einander gehalten, gewiß Klarheit über Beides verbreiten. Mit Aufwand von Geist und Wissen faßt Gervinus Wolframs Eigenheit als Weltansicht zusammen, und setzt sie als solche der des Gottfried von Straßburg entgegen. „Der Tristan", sagt er, „schwimmt mit der Welt, Parzival steuert ihr entgegen" (S. 356). Er entfaltet diese Bezeichnung sehr ausführlich und lesenswürdig; und es bleibt allerdings sehr lehrreich, zu bemerken, wie sich der bedeutendste Gegensatz zwischen geistigen Naturen und geistiger Bildung, das Scheiden in ideelle und reale Tendenz, von jeher in jeder sich entscheidenden Kultur hervorgethan hat, und wie hier in zwei ältern Dichtern Deutschlands eine Differenz, die sich in den neuern so wichtig gemacht hat, und als deren Haupttypen man bekanntlich Goethe und Schiller ansieht, gleich-

sam schon vorgebildet ist. Da werden wir denn nicht umhin können, wie in allen ähnlichen Fällen, dem tiefen, rührenden, wundervollen Wolfram unser Mitgefühl, dem heitern und erheiternden, geistreichen, kunstvollen Gottfried die Palme des Beifalls und der Anerkennung zu schenken. Daß uns hier Gervinus mit einem Cornu Copiae von Vergleichungen, Herleitungen, Andeutungen u. dgl. erfreut und überschüttet, hat man wohl schon errathen; Aeschylos, Dante, Milton, Klopstock, Goethe werden heranzitirt, und wir überlassen es jedem Leser selbst, sich in diesen schönen Labyrinthen kritischer Geschichtsphilosophie an der Hand des „rückwärts gekehrten Sehers" zu ergehen. Nur wo er etwas von „Verdammen" (S. 390) über den liebenswürdigsten jener Dichter fallen läßt, wird uns an seiner Seite bang, und wir athmen nur wieder leichter, wenn er am Schlusse die Frage hinwirft (ebend.): ob nicht der Dichter mit Recht verlangt hätte, an ein Kunstwerk die Forderungen der Moral nicht zu stellen? — Leider bloß als Frage! — Weniger als es mit dem Geschmack der meisten Freunde „der fröhlichen Wissenschaft" übereinstimmen möchte, ist das liebliche Gedicht Flora und Blanscheflur (Blume und Weißblume) von Conrad Flecke gewürdigt. Den Vorwurf „nichts weiter als zu unterhalten" (S. 392) kann sich ein Dichter immerhin gefallen lassen; das Wort „unterhalten" ist so prekär und vieldeutig, daß alles Schöne hineinpaßt; den ersten Historiker besticht das Pathos der Gegenstände und Ansichten, — allein in das Anmuthige, Heitere hat von jeher die Poesie ihre größte Tiefe gelegt.

Sehr ausführlich wird nun Thomasin Tirkler's

„welscher Gast" (Cod. Pal. Nr. 389) als Specimen einer sich hervorthuenden didactisch-ethischen Poesie beleuchtet. „Einer der bedeutendsten Reste aus den zwei ersten Decennien des 13. Jahrhunderts, leider noch nicht gedruckt, während wir so viel Entbehrlicheres erhielten" (S. 396). Der Dichter ist aus Friaul gebürtig; er schrieb ein italienisches Werk über höfliche Sitte, — später dieß deutsche, worin er um Nachsicht als „welscher Gast" ersuchte. Er lehrt eine tüchtige, aus scharfer Betrachtung des Weltlaufs abstrahirte Moral: Ohne Stetigkeit sind alle Tugenden nichts. Die Absicht und nicht die That, entscheidet. Stete Tugend weicht nicht vor Lieb und Leid Denn was innerlich ist, weicht nie dem Aeußern. Einfach, eindringlich und practisch ist seine Lehre, „denn er hat sich fest das Ziel gesetzt, das der Laie erreichen kann" (S. 401 bis 409). — Dieses Werk führt zur Erwägung des Ursprünglichen unserer Volks-Philosophie, — der Sprichwörter. Nie kann dieses Element achtsam genug behandelt werden; was steckt nicht alles darin! und Gervinus, mit Rücksicht auf die gnomischen Reliquien anderer Nationen, der Hellenen, Hebräer, Italiener, weiß über dieß Capitel so viel Feines und Interessantes zu sagen, daß der Kritiker nur zum Lesen aufzufordern hat (S. 410 u. f.). Das Resultat ist: „Eine rein practische Ansicht der Welt und der Menschen war das älteste Element in unsern Sprichwörtern." Dieß Element wird wohl das älteste in der Philosophie aller Völker gewesen sein; wenn aber der Ausdruck für die der Deutschen sich besonders bestätigen sollte, so darf uns wohl der hochgepriesene Flug in's Leere, den unsere im Anbeginn

so fruchtverheißende Weisheit später nahm, ein Ach! auspressen. Wenn uns auch nicht, wie dem stets vergleichenden Gervinus, der brave Tomasin mit Kant und Sokrates (S. 408) zusammenstellbar erscheint, so haben doch schon seine nächsten Nachfolger, die Gervinus genauer durchgeht, zu ihrem Nachtheile gegen ihn, jenen traurigen Flug begonnen, von welchem Gervinus, wie es scheint, zweifelt, ob er ihn Fort- oder Rückgang nennen soll (S. 424).

Das folgende Capitel von Legenden, deren Behandlung Gervinus streng genug recensirt, wird dem Leser eine Unterhaltung gewähren, die ich durch Auszug und Vorkritik um so weniger stören mag, als ich im Ganzen mit den Ansichten des Verfassers mich übereinstimmen fühle. Der Anklang der majestätisch-lieblichen lateinischen Kirchen-Lyrik ist erfreulich, wie in den Versen:

Moyses und Abraham mit Davide singent,
Und ihr süßes seitenspiel wunniglich erklingent,
Da die edlen cherubin tanzent unde springent
Mit gesang in jubilo ihre flügel schwingent (S. 240).

Nach dem Gesetze des allenthalben waltenden Contrastes (Tiek oder Fr. Horn würden sagen: der Ironie) streckte zwischen den frommen Sagen der Schelm Reinecke seinen Kopf heraus. Er erscheint diesmal als Franzose, Niederländer und Niedersachse: dem mittlern wird der Preis zuerkannt; von Goethe füge ich den gelehrten und scharfsinnigen Erörterungen des Verfassers, nur im Vorbeigehen hinzu: daß es ihm nicht so um Bewahrung des ursprünglichen Tons als darum zu thun war, alte, bittere

Wahrheiten in lustigen Hexametern durch Bestien an den Mann zu bringen.

Die alte Zeit des Ritterthums und der Minne ging zu Ende. Der moralisirende Reinmar von Zwetter, in Oesterreich aufgewachsen (Maness. Samml. II. 122—155), der alberne, langweilige Ulrich von Lichtenstein, der talentirte, aber wenig bedeutende Rudolph von Ems, selbst der denkende, reich ausgestattete, aber doch auch überschätzte Conrad von Würzburg, können sie nicht wieder zu Ehren bringen, können sich der eindringenden Prosa nicht erwehren. Mit den herrlichen Bestrebungen der hohenstauffischen Monarchen sinkt auch die Poesie (S. 474); wie jene, sucht auch sie an der Scheide des 13ten und 14ten Jahrhunderts noch einmal das alte Banner wieder zu ergreifen, — umsonst! morsch entfällt es ihren Händen, — und auch der Geschichtschreiber wendet sich betrübt von dem Anblicke des Verfalls, und sammelt, ausruhend, Kraft zu — einem zweiten Bande.

„Noch haben wir nichts weniger — ruft der Erwecker der Volkspoesie in unserem Vaterlande — „als eine Geschichte der deutschen Poesie und Sprache! . . . welch' ein Meer ist da noch zu beschiffen, wie schöne Inseln zu entdecken! . . . wann sammeln sich einst die Schätze dieser Art? wo arbeitet der Mann, der Jüngling vielleicht im Stillen, die Göttin unseres Vaterlandes damit zu schmücken? . . . Ich freue mich unendlich auf diese Arbeiten in diesem Felde, wozu ich ihm bei kritischem Scharfsinne zugleich

völlige Toleranz jeder Sitte, Zeit und Denkart zur Muse wünsche!" — Freue dich, edler Herder, dein Wunsch ist erreicht, — der Mann ist gefunden; Gervinus vereinigt alles in sich, was hier gefordert wird.

Aber wenn wir die ganze Bahn, die wir an seiner Hand durchgepilgert haben, nun noch einmal überschauen, — ist die Ausbeute an Blüten oder Früchten so reich als wir erwarteten? Wir haben es ihm zum Theil selbst aus dem Munde gelockt: sie ist es nicht. Desto mehr Dank dem rastlosen, aufopfernden Historiker, der den Moder und Staub vergilbter Pergamente nicht scheut, und dumpfe Tage nicht für verloren achtet, die er damit zubrachte, uns das Ueberschätzte in seiner Armuth, das Gute in seinem Werthe zu deuten und zu ordnen! Wir haben der Dankbarkeitspflicht uns dadurch zu entledigen gesucht, daß wir seine Bemühungen nicht unbeachtet ließen, daß wir sein Werk zugleich im Auszuge mit unsern Beiwerken begleiteten, daß wir dem Leser so die nicht ganz behagliche Lectüre zu erleichtern suchten, daß wir die letzten Spuren von Staub, die hie und da noch das Frische trübten, zu verwischen strebten. Der Gelehrte selbst würde sein Dasein für verfehlt und verloren achten, wenn nicht am Ende doch die Früchte seiner Pflanzung der lebendigen Welt auf irgend einem Wege zu Gute kämen; dieser Weg sollte die Kritik sein. Ich wünsche, ihn fruchtbar eingeschlagen zu haben, und freue mich auf den Verfolg des Werkes, wo der Stoff selbst schon der Gegenwart und dem Leben näher tritt.

Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blütenlese aus zweitausend zweihundert Dichtern; von Hammer-Purgstall. Erster Band. Von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Suleiman's 1300—1521. Pesth 1836, C. A. Hartleben's Verlag. XVI und 327 Seiten. gr. 8.

Dieses neue Riesenwerk der unermüdlichen Thätigkeit des berühmten Verfassers gibt Stoff zu den mannigfachsten und weitausgreifendsten Betrachtungen. Die Poesie eines ganzen Volks, in Europa bis zur Stunde, man darf wohl sagen, unbekannt — (denn außer dem von derselben Hand übersetzten Divane Baki's, Wien 1825, sind nur wenige zerstreute Einzelnheiten türkischer Lyrik vor ein größeres Publicum gekommen), wird vor uns aufgeschlossen, — Rhythmen von zweitausend zweihundert Dichtern klingen, in die Töne unserer Muttersprache übertragen, an unser Ohr. Ein Werk, in welchem eine solche Aufgabe gelöst wird, überschreitet den Horizont literaturhistorischer oder poetisch-ergötzlicher Collectaneen, greift in die Sphäre ethnographischen und historischen Wissens, und erklärt einen Theil der Weltgeschichte. Aus diesem Gesichtspunkte scheint der Herr Verfasser sein eigenes Werk zu betrachten; denn die Worte, womit derselbe seine Geschichte des osmanischen Reiches schloß, finden wir am Eingange des vorliegenden Buches als Vorrede wieder abgedruckt; und so scheint, was der unvergeßliche Herder gewünscht und begonnen, hier geleistet und vollendet: Ge-

schichte, durch Poesie belebt und erläutert. Und in der That, wenn ein solches Verfahren irgend ausführbar und hoffnungsvoll war, so war dieß am Oriente der Fall, wo allein eine Poesie existirt, welche nicht wie das gewöhnliche Volkslied bloß die Eigenheit der untern Classen, — nicht wie die studirte Dichtkunst bloß die Bildungssphäre der Gelehrten, — sondern als wahre, lebendige Nationalpoesie die Denkweise und Gesinnung, die Kultur und den Geschmack ganzer Völker ausdrückt. Und unter den Poesien des Orients ist es wieder insbesondere die türkische, welche nicht sowohl Schöpfungen genialer Geister zu betrachten gibt, nach deren Typus Jahrhunderte zu bilden haben, wie es bei Nisami, Saadi, Hafis der Fall war, im herrlichen Iran, — als vielmehr den deuterotypischen Charakter sprechend bezeichnet, den diese nachgebildete Völkerschaft aus dem ursprünglichen der Araber und Perser gleichsam erbeutet und erspeichert hat. Diese Ansicht müssen wir festhalten, um unsere Erwartung nicht zu hoch und nicht zu niedrig zu spannen; ihr gemäß werden wir auch, wenn wir diesen ersten Band durchgelesen, die Empfindung haben, in einem Garten gewesen zu sein, wo ein heimgekehrter nordischer Reisender die Erinnerung an den lieblichen Süden in tausend überpflanzten Blüten zu verewigen strebt, von denen freilich nur dann und wann eine besonders lebenvolle Samen entwickelt, der auch im fremden Boden keimt und neue, seltsame, üppige, aber von nun an unfruchtbare Gewächse hervortreibt.

Diesen Garten wollen wir nun an der Hand dessen durchwandeln, der ihn uns aufschloß, — wollen im Vor-

übergehen in unser Herbarium einlegen, was uns besonders bedeutsam, instructiv und geeignet erscheint, unsern Freunden zu Hause einige Anschauung von dem Ganzen der exotischen Vegetation zu geben. Daß wir etwas länger in den Eingangshallen verweilen, wo Bilder, Tabellen und Erklärungen von Kennerhand aufgehängt sind, die uns zu orientiren dienen sollen, wird Niemand mißbilligen, der, wie wir, nicht bloß gaffen, sondern lernen und begreifen möchte.

Vorrede und Einleitung enthalten eine Fülle geistreicher und von reichem Materiale wuchernder Betrachtungen, denen wir, in so fern sie den übrigen, hauptsächlich durch den Hrn. Verfasser selbst uns schon bekannter gewordenen Osten, ja die Formen und Gesetze der Dichtkunst selbst in ihren Kreis ziehen, wohl die unsern zur Begleitung geben dürfen. Im Eingange wird die Geringschätzung orientalischer Poesie gerügt, welche hier und da, und mirabile dictu! gerade in unserem, das Fremde sonst überschätzenden Vaterlande, gerade unter den Gelehrten, welche sich fast ausschließlich damit beschäftigen, laut geworden ist. Es geht eben hierin wie überall. Die wahre Einsicht, die ohne Liebe nicht denkbar ist, wird nicht bei der Zunft gefunden, sondern in unbefangenen, schönen, empfänglichen Gemüthern. Dichter sind es, wie Herder, Goethe, Rückert, Platen, welche das heilige Feuer, welches Geweihte wie der Hr. Verfasser aus dem Osten zu uns bringen, bewachen und nähren. Wir wollen dabei die Schwierigkeiten nicht verkennen, die sich freilich einer allgemeinern Anerkennung jener herrlichen Dichtungswelt ent-

schuldigend entgegenstellen. Das so wenigen Menschen mögliche, hier im unbegränzten Sinne erforderliche Eingehen in eine, der unsern diametral entgegengesetzte Denk-, Handlungs-, Gefühls- und Redeweise, die nur allmälich zu beseitigende Unbekanntschaft mit dem weiten, reichen Kreise von Gegenständen, den jene Dichter so verschwenderisch in ihre bunten Schriftgemälde verarbeiten, — und die an Unmöglichkeit gränzende Schwierigkeit, den geisterfüllten Wohlklang ihrer eigenthümlichen Formen für ein deutsches Ohr zu reproduciren, — sind allerdings erschwerende Umstände. Von der Schönheit der Ghaselenform allein z. B. ist schwer ein Begriff zu geben. In der Wiederkehr des einen Wortes, verbunden mit dem verkündenden Reime, liegt jedesmal eine Art rhythmischer Pointe, die endlich am Schlusse auf's Höchste gesteigert, einen Gourmand der Verse wohl entzücken kann; so daß man die großen Geschenke doch einigermaßen begreift, welche orientalische Fürsten glücklichen Poeten für ihre Rubajat gemacht haben. Am ähnlichsten hat doch, nach meiner Empfindung, Gr. Platen das Ghasel dem Geiste des Hafisischen nachgebildet. Die Ghaselen Rückert's sind mehr Lieder mit Refrain und haben das Gepräge seiner deutschen Eigenthümlichkeit. So sehr wir nun das Bedenkliche einer solchen Bearbeitung der heterogensten Poesie für ein westliches Publicum fühlen, so sei doch der gegenwärtige Anlaß ergriffen, uns an die Stimme des Hrn. Verfassers anzuschließen, und neuerdings auf die östliche Dichtkunst, welche hier treffend Zendavesta, d. i. lebendiges Wort, genannt wird, hinzuweisen. Denn wahrlich, wessen unsere Zeit in-

nerlich bedarf: lebendige Anregung, Gefühl mit Kraft, Geist mit Wärme, Phantasie mit Verstand, eine Welt des Innern, ausgeschmückt mit allen Reizen, welche die äußere bieten kann, — wenn alles dieß irgendwo zu finden ist, so ist es in der Dichtkunst des Orients. Man darf wohl sagen, daß, wenn die belebende, heilende Frühlingsaura, die in unser tiefstes Dasein dringt, das Merkzeichen echter Poesie ist, — daß dann alle Dichter der Welt, mit Hafis verglichen, kaum den Namen von Dichtern verdienen. Anlaß und Gegenstand mögen diese Abschweifung entschuldigen.

Wenn nun der Herr Verfasser (S. XV), indem er das Verhältniß dieses Werkes zu seinem unschätzbaren frühern Werke „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" (Wien 1818) bestimmt, dem erstern gewissermaßen den Vorzug einräumt, so kann man dies nur beistimmend anerkennen, wenn man erwägt, daß ein vierzigjähriges Sammeln, Sichten, Arbeiten und Vollenden dazu erforderlich war, und daß hier vierzig Quellenwerke zu Gebote standen und Proben von zweihundert und zweitausend Dichtern gegeben werden, während bei den Persern nur aus vier Werken geschöpft werden konnte, und wir also nur Proben von zweihundert Dichtern erhielten. Allein was den Inhalt betrifft, so gibt uns die Vorrede selbst einen Wink, wenn sie uns belehrt, „daß die Türken von keinem ursprünglichen und eigenthümlichen poetischen Genius, wie die Araber und Perser beseelt waren." Und eben dieser Umstand weist auch schon ihrer ganzen Dichtkunst einen untergeordneten Rang an; und wir werden wohl im Ver-

folge bemerken, daß man ihnen kaum zu ihren Originalen ein gleiches Verhältniß zugestehen darf, wie den Römern zu den Griechen; denn wenn die kräftigen Söhne Latiums sich der hellenischen Bildung in so mancher Hinsicht bemächtigt und Enkel eigenen Naturells erzeugt haben, so ließen es die trägeren Kinder Osmans wohl meistentheils beim Nachmachen im stricteren Sinne bewenden. — Auch in der innern Form der beiden Werke ist eine Differenz, die wohl den Ausschlag eher zu Gunsten der älteren geben möchte; woran aber nicht die Behandlung, sondern einzig der Stoff selbst Schuld ist. Wir bemerken nämlich an der Geschichte der persischen Dichtkunst einen periodischen, geist- und kenntnißreich erläuterten Stufengang, eine genetische Gliederung, welche den Denker wohl veranlassen konnte, in der Folgereihe der persischen Dichter etwas Symbolisches, wie in jener der römischen Könige, zu gewahren, und welche jenem bedeutungsvollen Buche erst eigentlich den Charakter einer Geschichte ertheilt. Nicht ganz so ist es bei dem vorliegenden. Obwohl das Ganze noch nicht abgeschlossen, und also ein Endurtheil noch zu suspendiren ist, so werden wir doch in den zwei uns dargestellten Zeiträumen nichts von einer begründeten Entwickelung wahrnehmen, und sonach erhält das Werk mehr das Ansehen einer chronologisch geordneten, mit biographischen Notizen geschmückten Anthologie, als einer Geschichte.

Die Einleitung, welche zur großen Bequemlichkeit des Lesers, nach altem, nachahmenswerthem Brauch, mit Marginaltiteln versehen ist, gibt vorerst eine klare, welt-

geschichtliche Ansicht von der orientalischen Poesie überhaupt. Die chinesische, indische, altpersische werden als antik betrachtet, der Islam als Gränzscheide im Mittelpunkte, wo die hebräische und älteste arabische zusammenstoßen, die spätere arabische, neupersische und türkische als modern. Vielleicht darf die indo-persische, als ein zwar kleiner, aber dem Geiste nach bemerkenswerther Absenker der neupersischen einige besondere Rücksicht ansprechen. Bei Betrachtung der türkischen haben wir es nun freilich vorzugsweise mit den drei letztern zu thun, von deren Strahlen sie ein Abglanz ist; und so sei es uns erlaubt, das Charakteristische derselben, wie es uns erscheint, zur Begründung späterer Erläuterungen, in Kürze anzudeuten. Wir finden nämlich im Ganzen, ohne dem Eigenen einzelner Schöpfungen zu nahe zu treten, daß in der arabischen Dichtkunst ein Athem ursprünglicher Kraft wehe, welcher schöpferisch und zeugend in die Welt einfloß. Das vorwaltende Element der Weisheit ist, dem Charakter der Nation gemäß, in der persischen nicht zu verkennen, und, wenn nun die osmanische nicht ganz leer ausgehen soll, so muß man ihr zugestehen, daß sie sich vorzugsweise, wenn nicht des Schönen, doch mindestens des Schmuckes, der Bilderfülle, des würzigen Aroms bemächtigt habe, deren ein still vor sich hin genießendes, üppiges Volk im mildesten Klima wohl bedarf. Vergleichen wir die drei berühmtesten Lyriker dieser Zungen, wie wir sie durch die Bemühungen des Hrn. Verfassers kennen gelernt haben, so wird es uns nicht entgehen, daß aus Motenebbi vor allem die Kraft, eine wundersam verhüllte Lebensweisheit, aus

Hafis und aus Baki eine genußfrohe, man darf wohl sagen wollüstige Muse spricht, und daß uns eine solche vorläufige Bezeichnung von weiterem Nutzen sein kann. Bei der Betrachtung dieser Verhältnisse erscheint uns sehr belehrend, was S. 3 gegen Rosenkranz und Goethe berichtigend gesagt ist: daß nicht der Koran das geistige Princip der modernen orientalischen Poesie enthalte, daß diese nicht von den Arabern ausgegangen, die der Perser nicht erst durch diese angeregt worden, — sondern daß umgekehrt die persische bei weitem die reichste sei, aus welcher die Araber, als sie an der Kultur der Besiegten die ihrige bildeten, geschöpft. Bei dieser Gelegenheit wird auch (S. 4 u. f.) der Irrthum widerlegt, der bisher über das feindliche Verhältniß des Korans zur Dichtkunst gewaltet hat; es werden Worte des Propheten bekannt gemacht, die dem „heiligen Volke der Poeten", wie es Platon nannte, allzugnädig lauten, als daß wir nicht Brosamen davon hier auch unserem Nachwuchs dieses Volkes auftischen sollten. „Bei Gott ruhen Schätze, unter dem Throne desselben" — lautet ein überliefertes Wort Muhammed's, — „und ihre Schlüssel sind die Zungen der Dichter." Und: „Schöne Poesie ist wie gutes Wort, schlechte wie schlechtes zu achten." Endlich finden wir hier Verse übersetzt, durch welche der Prophet selbst, bei der Belagerung Mekka's, vom Schanzen ermüdet, seinem bedrängten Herzen Luft machte (S. 7).

Der Nagel scheint uns auf den Kopf getroffen, wenn es in den folgenden Zeilen heißt: Der Islam kann nur in so weit für die gemeinsame Grundlage der Poesie der Araber, Perser und Türken angesehen werden, als das

Christenthum die gemeinsame Grundlage der modernen Poesie ist." Ein Satz, welchen wir denkenden Dichkunst-Historikern zu weiterer Ueberlegung anempfehlen.

Um nun den Gegenstand, mit dem wir es zu thun haben, noch schärfer in's Auge zu fassen, müssen wir uns an die Haupteintheilung halten, nach welcher (S. 8) die Literatur der Türken (man muß hier schon die Metapher „Literatur" gelten lassen) in die alt-türkische, tschagataische oder uighurische der östlichen, und in die neu-türkische, seldschukische oder osmanische der westlichen Türken zerfällt. Der Ausdruck „Türken" ist hier nur collectiv; denn die Uighuren dürften ein anderer als türkischer Stamm gewesen sein (S. 8). Der bedeutendste Schriftsteller dieser Literatur ist der gelehrte Wesir Mir Alischir, welcher biographische Kunden von vier hundert ein und vierzig tschagataischen Dichtern hinterließ. Diese Literatur ist also eine ganz verschiedene von der osmanischen, dem eigentlichen Gegenstande des vorliegenden Werkes (S. 9). Der älteste Stamm der Westtürken sind die Oghusen, die sich selbst Kunen nannten. Er überschwemmte Asien von der chinesischen Gränze an bis an die Ufer des Bosporos, und siedelte sich, als Kumanen, bis in Ungarn an. Eine bisher gar nicht beachtete Stelle der ältesten türkischen geschichtlichen Urkunden lehrt uns, daß die Kunen ursprünglich an der chinesischen Gränze saßen, von wo sie vertrieben, Asien überfluteten. Diese wichtige Kunde erklärt das bisher ungedeutete Räthsel der Aehnlichkeit türkischer und chinesischer Sprache und Sitte. Aus dieser Entdeckung nun leitet der Hr. Verf. (S. 10) weitere Folgerungen und die ganze

organische Kette östlicher Gesänge. Die ältesten Sprachdenkmäler dieses Volkes sind wie die anderer Völker gnomisch. Sie waren in dem Buch des Oghuf, „den Weisheitssprüchen der Väter", niedergelegt; und was uns hier davon mitgetheilt wird, deutet sehr charakteristisch auf einen kräftigen, egoistischen Naturzustand. Z. B.

Ein Grüß dich Gott! ist besser als tausend Behüt' dich Gott!

Wenn die Türken Heilige werden, werden die Städter Propheten.

Der Araber ißt sich satt, der Türke frißt sich schachmatt.

Man geht hin, wann man will, und geht weg, wann man kann.

Verkaufe nicht den Vogel in der Luft (S. 11).

Der Fremdling hat keinen Stern am Himmel (S. 12).

Die zwei andern ältesten Denkmäler dieser Dichtkunst sind: Distichen, und ein eclectisches Werk über Jagd und Fischfang (S. 12).

In den jetzt folgenden Reflexionen ist der Hr. Verf. bemüht, das Substantiv: „Dichtkunst", welches er an die Stirne seines Werkes gesetzt hat, dem Inhalte desselben

zu vindiciren; im Widerspruche mit einem Paradoxon Goethe's, welches der Poesie nicht den Namen Dichtkunst, wenigstens nicht den einer redenden Kunst zugestehen will. Da nun in der That gerade die Umstände, welche Goethe zur Begründung seiner Ausdrücke anführt, bei der osmanischen Dichtkunst wegfallen, so kann man dem Geschichtschreiber derselben nur beistimmen. Weniger kann wenigstens ich die Ansichten, die sofort über die Grundformen der Poesie geäußert werden, theilen. Ewig bleiben Lyrik, Drama, Epos die einzigen Naturgestalten der Dichtkunst; es wird entweder gesungen, oder gehandelt, oder erzählt; wie wir bereits anderswo (s. Blätter für Literatur, Kunst und Kritik, April 1836, Nr. 30) auseinander zu setzen bemüht waren. Das „klar" beim Erzählen, das „enthusiastisch" beim Singen, das „persönlich" beim Handeln, welche Beiwörter Goethe hinzufügt, scheinen allerdings auch mir tautologisch, ja das mittlere zweideutig. Allein die Classen des „beschreibenden" und „didactischen" Gedichtes, welche nun hinzukommen sollen, sind nicht mehr auf den Eintheilungsgrund der Form, sondern des Inhaltes gebaut. Das lyrische, epische wie dramatische Gedicht kann ganz oder theilweise beschreibend oder didactisch, — und das beschreibende oder didactische muß lyrisch, episch oder dramatisch sein, wenn es überhaupt den Namen eines Gedichtes verdienen soll. Wollen wir nun die Gränzen der angegebenen Formen nicht enger ziehen, als wir sie, nach der Natur, gezogen haben, so werden darin gewiß alle nur denkbaren Species ihre Stelle finden; der „Spruch" wird, als freier Erguß des Innern, im Kreise der Lyrik,

„die Fabel", je nachdem sie erzählt oder vor uns in Handlung dargestellt wird, im Epischen oder Dramatischen gelten dürfen. Die Dreitheilung, welche nun der Hr. Verf. (S. 15) für die orientalische Poesie aus der tiefen grammatikalischen Bedeutung des Verbums, Nomens und Partikels aufstellt, ist besonders originell und scharfsinnig, und hat eigentlich mit jenen Elementarformen gar nichts zu schaffen. Das Verbum nämlich, der handelnde Theil der Rede, wird zum Epos entfaltet; das Nomen, mit allen dazu gehörigen Epitheten breitet sich als beschreibendes und belehrendes Gedicht aus, und die Partikel, als Ausdruck der Empfindung, entwickelt sich als Lyrik (S. 15). So viel ist mindestens gewiß, daß hiermit Inhalt und innere Form orientalischer Dichtarten erschöpft sind. Was die äußern, rhythmischen Formen derselben betrifft, so werden uns hier zwölf bekannt gemacht, die wir zu belehrender Zusammenstellung in Kürze bezeichnen wollen:

1. Das Mesnewi, das doppelgereimte, große Gedicht; unter welcher Gestalt das historische und romantische Epos, das didactische, ethische wie mystische, und beschreibende Gedicht auftreten. Wir werden dabei an die größten Meisterwerke der Perser, an das Schahname, die romantischen Gedichte Nisami's, das Pend-name, und jenes berühmte Werk des wundersamen Dschelaieddin erinnert, welches schlechtweg Mesnewi heißt. Hierzu kommt noch im Türkischen eine sonderbare Sorte beschreibender Poesie, unter dem Namen „Stadtaufruhr" gang und gebe, welche sich mit den todten oder lebendigen Schönheiten einer Stadt befaßt. 2. Die Kassidet, das verlängerte Ghasel,

beiläufig an das, was die Westwelt Elegie im weitesten Sinne nennt, erinnernd, uns aus den köstlichen Gedichten dieser Art, vorzugsweise von Saadi, bekannt. 3. Das Ghasel, die liebliche und beliebte Form, die wir nun auch als unser ansehen dürfen. 4. Terdschü, eine Art Redondillas. 5. Glossen, Erweiterungen eines Verses, fünf-, sechs- und mehrfach. 6. Rubijat, epigrammatische Vierzeilen. 7. Mokataat, Bruchstücke von Ghaselen. 8. Moferredat, Distichen. 9. Mimaa, Räthseln 10. Laghs, Logogryphen. 11. Maklub, Akrostichen. 12. Tarich, Chronogramme.

Nun folgen Erörterungen über Prosodie, aus welchen sich ergibt, daß die Perser hierin läßlicher als die Araber, die Türken bequemer als die Perser verfahren. Die Betonung entscheidet hier über Silbenquantität; und mögen strenge, antikgesinnte Metriker sagen was sie wollen, — für lebendigen, freien Genuß erscheint mir dies Gesetz, welches Ohr und Gefühl dictiren, ersprießlicher, als eine gelehrte Convenienz; und ich preise unsre Muttersprache deßhalb, statt sie zu beklagen. Merkwürdig sind die von dem Zelte und seinen Bestandtheilen entlehnten prosodischen Kunstwörter (S. 20); merkwürdig die chronologische Geschichtforschung der Orientalen (S. 21), von deren Betrachtung wir zu jener, aus Prose und Vers abenteuerlich gemischten Gattung geleitet werden, welche sich im Osten einer besondern Geltung erfreut, und zu welcher im Arabischen Hariri's Makamat, im Persischen Saadi's Gülistan, im Türkischen das Humajun-name gehören. Das letztere veranlaßt zu neuen Ansichten der oft ventilirten Forschun-

gen über die Thierfabel; und der Herr Verf. tritt Grimm wider Gervinus bei, wenn dieser die Sage von dem Schakal (Hitopadesa) und dem Fuchse auf Eine zurückführt; erkennt aber die von Gervinus aufgestellte Sonderung von Thierfabel und Thierepos an, wovon jene in Vorderasien Lokmann's, dieses Bidpai's Namen trägt. (S. 25.) Er macht wiederholt (da es schon in den Wien. Jahrbüch. d. Liter. II. Bd. S. 87 u. f. geschehen war) auf das arabische Gedicht vom Wettstreit zwischen Menschen und Thieren aufmerksam, das Hauptwerk der Brüder der Reinheit, gleich bedeutsam durch den ächt menschlichen Gehalt, wie durch die folgerechte Form und reiche Behandlung; welches Lamü in's Türkische übersetzt hat, wovon aber weder Rosenkranz noch Gervinus Notiz genommen haben.

Der nächste Absatz liefert eine lehrreiche übersichtliche Genealogie der westlichen und östlichen Alexandriaden, da der erobernde Verehrer Homers auch für osmanische Dichtkunst Schätze denkwürdigen Stoffes bereitet und hinterlassen hat. Und doch ist dieses reiche Dasein nur ein Theil der altpersischen Sagenwelt des Schahname, in deren dämmernder Ferne fast alle Sagen der Welt, wie in einem Meere der Wunder sich in einander spiegelnd zusammenfließen! (S. 28 u. 29). — Alle die herrlichen Geschichten, deren romantischer Zauber uns in Iran zuerst bekannt und theuer ward: Ferhad und Schirin, Wamik und Afra, Jusuf und Suleicha, Leila und Medschnun, Suleiman und Balkis, ertönen auch von türkischen Saiten wieder, — so daß der ganze Orient vom Preise der Hoheit, Weisheit, Liebe und Entsagung von Stadt zu Stadt, von Fluß zu

Fluß, in ewig wiederhallenden Tönen durchklungen erscheint. Eine übereinstimmende, lebendige Ueberlieferung pflanzt dort tiefere Gesinnungen in tausend geöffnete Herzen, als bei uns eine unübersehbare, gelehrte, sich ewig widersprechende, verworrene und verwirrende Literatur.

Wir sind nun vorbereitet genug, einem Ueberblicke des Ganzen osmanischer Dichtkunst (S. 31—35) zu folgen, von dem wir hier ein verjüngtes Bild dem Gedächtniß bewahren wollen. Die Geschichte der türkischen Poesie hält mit der politischen Geschichte der Osmanen gleichen Schritt. Mit dem Beginne des Reichs, zu Anfange des 14. Jahrhunderts tritt Aaschik Pascha mit einem großen mystischen Gedichte auf, einer Nachahmung des Mesnewi von Dschelaleddin Rumi; und so bestätigt sich poetisch die geschichtliche Wahrnehmung des Einwirkens der Derwischorden auf die erste Bildung des Reiches. (Vergl. Gesch. d. osm. Reiches I. S. 152 u. f.) Unter Bajesid I. erscheint Achmed Daji (Ahmedi? S. 89) mit dem ersten umfassenden Epos Iskendername; unter Mohammed I. Scheichi mit dem ersten romantischen Gedichte Chosrew und Schirin; unter Murad II. Jasidschioghli mit einem großen Gedichte über den Islam, Mohammedije. Mit solchen mystischen und religiösen Tendenzen begann und verlief die erste Periode. Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, gab seiner Nation mit dieser festen Grundlage in Europa zugleich die Hierarchie der Gesetzgelehrten. Unter ihm stand der erste bedeutende Lyriker auf, Ahmedpascha, der unter Bajesid II. von Nedschati, Chiali übertroffen ward. Rewani strahlte

im beschreibenden, Hamdi im epischen Gedichte; Sati ward als Hofdichter angestellt. Firdewsi schrieb das ungeheure Suleimanname (in 360 Bänden), Mesihi seinen Stadtaufruhr. Die lyrische Kunst erhob sich mit dem Reiche, welches unter Suleiman dem Gesetzgeber und seinem Sohne den Gipfel des Flors erstieg. Die Reichsgeschichte ward von eigenen „Königbuchschreibern" besungen. Faslis Rose und Nachtigall, Jahja's Stadtaufruhr, Baki's Diwan, Ali Wasi's Humajunname, Fasuli's und Ghasaki's lockere Kost, Chalili's Buch der Trennung, Dschelili's und Andrer glückliche Nachbildungen persischer Epopöen, Sururi's mannigfache Arbeiten, noch mehr aber die des fruchtbarsten aller osmanischen Schriftsteller, Lamii, — bezeichnen die Blütezeit türkischer Dichtkunst. — Während des halben Jahrhunderts von der Thronbesteigung Murad's III. bis Murad IV begann sie, wie das Reich, zu sinken. Attaji, der Dichter eines Fünfers, der Mufti Jahja, und der Satyriker Nefii, verdienen Achtung. Unter Mohammed IV. hob sich, mit vorübergehender Kraftanstrengung, mit dem Reiche auch noch einmal die Poesie, unter dem Schutze edler Großwesire, empor. Der Dichterkönig Nabi schreitet voran, und viele der angesehensten Großbeamten wetteifern um den Lorbeer der Dichtkunst. Vom Frieden zu Karlowitz bis zu dem von Kainardsche sank das Reich allmälich. Der Großwesir Rhagibpascha ragt noch unter den Dichtern hervor. Der Zeitraum vom letztern Frieden bis zu dem von Adrianopel ist der des weitern Verfalles der Dichtkunst, während das Volk durch die neuen Reformen

seine Nationalität verliert. Nur der mystische Ghalib leuchtet noch am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, ehe die Flamme osmanischer Dichtkunst in die Asche des Chronogrammes versinkt. (S. 35.)

Wie in der Geschichte der persischen Dichtkunst, so werden auch hier (S. 36) sieben Dichter hervorgehoben, und zu einer Art allegorischer Parallele jenen Persern zur Seite gestellt. Ich habe schon bei Anlaß der letztern (in den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik. 1835, Nr. 85) das Geistreich-willkürliche solcher Darstellungen deutlich zu machen gesucht, und außerdem oben mir mit der Bemerkung vorgegriffen, daß eine fühlbare Entwicklung, die allenfalls symbolich aufzufassen wäre, bei der türkischen Poesie kaum Statt finde. Und in der That hat der Hr. Verf. selbst im vorigen Abschnitte genugsam das in den Wechseln der Geschichte bedingte Steigen und Fallen derselben erläutert, und erhält auch in diesem Abschnitte eben durch das Nebeneinanderhalten das Resultat, daß die Türken einen solchen Vergleich nicht auszuhalten im Stande sind. Zusammenstellungen bleiben stets lehrreich und anziehend; aber gewiß bleibt es auch, daß die ewig und unergründlich waltende Vorsehung die Urne der Menschheit durcheinander schüttelt, wo dann die Lose mit den Namen großer Männer nicht nach arithmetischen Reihen, sondern hie und da, wo sich's eben Keiner versieht, nach geheimnißvollen Schlüssen, zum Vorschein kommen.

Schon in der flüchtigen Skizze, in die wir die ganze Geschichte der türkischen Poesie zusammenzogen, ward bemerklich, daß die Begünstigung und das Gedeihen dieser

Dichtkunst vom Throne ausgingen. Es war dann nicht zu verwundern, daß wir unter den Dichtern selbst so manchen Großen des Reiches nennen hörten; und nun werden die Sultane, Prinzen, Großwesire, Wesire und Staatssekretäre namentlich aufgeführt, denen die Geschichte ein so adelndes Streben nachrühmt. An sie schließen sich, wie billig, die gelehrten und dichterischen Mufti's und Kadiaskere an, zum thätigen Beweise, daß weder weltliche Herrschaft, noch das Gesetz des Islam den zarten Blüten des Innern feindlich oder schädlich waren. (S. 37—43.)

Die vierzig Quellen, aus denen das vorliegende Werk geschöpft ist, bestehen, nach der Rechenschaft, die der Verf. darüber gibt, in Biographien türkischer Dichter, Anthologien, Biographien der Gesetzgelehrten (worunter so viele Dichter sind) und Reichsgeschichten. Letztere erwähnen der Dichter ausführlich, da man im Orient naiv genug ist, das „heilige Volk" hoch anzuschlagen. — Diese Quellen werden beschreibend durchgegangen (S. 43 u. f.); nur versteht es sich, und das Ganze beweist es, daß der Geschichtschreiber, von dem Leitstern der Chronologie geführt, durch Einsicht und Geschmack die Krümmungen ihrer Fluthen abgelenkt, und sie in den lautern, einfachen Strom der Historie vereinigt hat, in den er uns nun einen tiefen lohnenden Blick zu thun möglich macht. Und so muß allerdings der anerkennende Dank, den Goethe für das ältere Werk aussprach (S. 46), auch diesem jüngern gezollt werden.

Eine Aeußerung dieses weisen Dichters nach unserem Verständnisse zu umschreiben, wird hier Pflicht. Wenn er

den höchsten Charakter orientalischer Poesie in das setzt, „was wir Teutschen Geist nennen," so scheint er mir etwas sehr Durchdachtes, Folgenreiches auszusprechen; in so fern der Zusatz: „was wir Teutsche so nennen," und die nachfolgende Unterscheidung vom Witze (Bd. 6., S. 78) uns sogleich das Innerste des Satzes aufschließen. Wir haben es nämlich nicht mit dem esprit, auch nicht mit dem intellectus, sondern mit dem schöpferischen Geiste zu thun, „dem obern Leitenden, in welchem sich alle übrigen Eigenschaften vereinigen, ohne daß irgend eine eigenthümlich hervorträte; der, frei von der Selbstsucht des Witzes, überall genialisch genannt werden kann und muß." (ibid.) Es ist πνευμα, ohne welches νους nur ein negatives Princip vorzustellen vermag, — ἁγιον πνευμα, das, von den heiligen Büchern des alten Testaments an, den ganzen Orient, mehr oder weniger fühlbar, durchweht, und alles Einzelne, Menschliche, Fragmentarische zuletzt auf eine göttliche Einheit bezieht, und in ihr ergänzt und vollendet. Daß wir hier nicht phantasiren, davon überzeugt uns die ganze persische Dichtkunst, welche der Dichter bei seiner Darstellung auch wohl vorzüglich im Auge hatte. Die türkische, als eine nicht ursprüngliche, läßt freilich die Einbildungskraft ein Spiel treiben, wobei jene höchste, ordnende Gewalt oft völlig abwesend scheint; aber doch, wo man ihrer fast schon vergaß, erscheint sie ernstvoll wieder, und deutet mit unverwandtem Finger nach Osten, der Quelle des Lichtes, das sie ausströmt. Dieses Element schließt die Phantasie keineswegs aus, verhält sich auch zu ihr keineswegs, wie sich individuelle mensch-

liche Kräfte zu einander verhalten, — sondern wie eine überweltliche zu irdischen. Die Phantasie ist und bleibt, nicht nur im Orient, sondern allenthalben, das eigentlich dichterische Vermögen im Menschen: nur, daß sie allenthalben, wo sie nicht allein herrscht, einem nationellen Typus dient, oder einer Idee. Sie herrscht allein — bei Ariosto, der in diesem Sinne ausschließlich Dichter zu heißen verdient, — diente durch Jahrhunderte dem nationellen Typus der Convenienz bei den Franzosen, — dient den Ideen bei unsern größten deutschen Dichtern, — und, wer nun die orientalischen mit diesem Maßstabe prüfend durchgeht, der muß bemerken, daß es ihnen bei ihren Bildern nicht um die Bilder, sondern um den Geist zu thun ist, den sie bedeuten. — Wenn ich mich hier länger verweilte, als es ziemlich scheint, so entschuldige mich der Doppelwunsch, das Wesentliche der ganzen östlichen Poesie im Klaren zu erhalten, damit ihr hoher geistiger Werth nicht zum phantastischen Spielwerk schwinde, — und das schöne Wort des reinen Denkers vor dem hier so leicht entstandenen Mißverständnisse zu bewahren.

Erklärende Auskünfte über das Siegel auf dem folgenden Blatte und über die emblematische Vignette am Eingange, schließen das lehrreiche Ganze der einleitenden Betrachtungen.

Der Umstand, daß die osmanische Poesie sich zu einer Zeit aus der persischen entfaltete, wo in dieser die Mystik blühte, erklärt nicht nur — wie in der Uebersicht des ersten Zeitraumes gesagt wird (S. 51) — ihr Auftreten mit mystischen Didaskalien, sondern hat auch wohl

auf ihr Kolorit und ihre Haltung für immer einen bestimmenden Einfluß gehabt. Das Nationalgefühl, welches die Folie der persischen Dichtung bildet, fehlt hier ganz, die freie Ausbildung origineller Geister ist weit seltener als dort, und die türkische Dichtkunst ward kaum jemals von dem abstrusen Beischmacke völlig frei, der ihr von ihrer Geburt her und von ihrem Vater Aaschick Pascha anklebte. Was von den Werken dieses „liebenden Fürsten" mitgetheilt wird, interessirt besonders durch die Hindeutung auf den Werth innerlicher wie äußerer Kultur, — dadurch begründet, daß, wie es S. 55 treffend heißt — der Dichter zur Zeit eines werdenden Staates und der ersten Einrichtungen des osmanischen Reiches unter Urchan, dem Numa der Osmanen, lebte. Die Kultur wird mit der Weltseele verglichen, welche den todten irdischen Raum erst belebt. Ihr verdankt die Menschheit ihre Ruhe, die Herrschaft ihre Dauer, das Leben erst seinen Werth. Aber nicht in das bloße Wissen ist sie zu setzen: „Die Wissenschaft, sie lebet einzig nur durch die Vernunft" (S. 57); und die Vernunft selbst lebt nicht, denn durch Liebe (S. 58); Liebe also ist die Mutter aller Bildung; Liebe, die vom Höchsten ausstrahlt und zum Höchsten leitet; und so ist Kultur ein Pfad der Liebe" (S. 58). — Man wird dem Herrn Verf. beitreten, der (ebendas.) solche Gesinnungen zu den schönsten Denkmalen osmanischer Macht zählt. Die mystischen Fragmente erscheinen positiver und islamitischer als die Ansichten Dschelaleddins, und die Bedeutsamkeit, die man an diesem gewohnt ist, wird man kaum in den folgenden berühmten, schönen Versen wiederfinden,

womit Latifi den ganzen Umfang von Aaschicks Weisheit bezeichnet glaubt:

Alle Welten sind Ein Zeichen
Von geheimnißvollen Reichen,
Die kein Auge je gesehen,
Die kein Herz je kann verstehen,
Die kein Ohr je hat vernommen,
Die in keinen Sinn gekommen,
Die Gedanken nicht erreichen,
Deren Namen keinem gleichen;
Dieses ist das Reich der Einheit,
Das entsprang aus seiner Reinheit;
Da er schuf aus nichts die Erden,
Muß sein Wort geachtet werden (S. 61).

Unter Bajesid I. erscheint das erste, berühmteste Mewlud, d. i. Gedicht auf des Propheten Geburt, von der Hand Suleiman Tschelebi's; ein weitläufiges, encomiastisches carmen saeculare, wo, nach mannigfachen Wundern und Lobpreisungen, immer der mahnende Refrain wiederkehrt:

Wollt ihr euch vom Feuer retten,
Müßt mit Schmerz und Lieb' ihr beten (S. 69).

Es ist immer merkwürdig-erfreulich, wahrzunehmen, welche herzlichen, tiefen Motive der Geist der Morgenländer in die bunten Aeußerlichkeiten ihres Symbolums zu verweben weiß.

Von Ahmed Daji, dem oben (S. 32) wahrscheinlich durch ein Versehen für Ahmedi, das Iskendername zugeschrieben wird, ist nur ein, mit Fragewendungen wunderlich spielendes Ghasel aufgenommen; dagegen ein, im

kritischen Auszuge vorgelegtes Kalendergedicht von Ssalaheddin (S. 73 u. f.) unsere Aufmerksamkeit auf's Merkwürdigste beschäftigt. Astrologische, meteorologische, exegetische, urgeschichtliche, ethnographische, nationalhistorische, sittliche Daten schlingen sich in den Kreisen der Monde, Wochen und Tage durcheinander; und der gelehrte Uebersetzer weiß dem mit der abenteuerlichsten Intention und Beharrlichkeit durchgeführten, seltsamsten Ganzen, durch Vergleichung mit den übrigen alten und neuen Kalendern, wie mit volksthümlichen und scientifischen Ueberlieferungen ein noch ausgedehnteres Interesse zu geben. Der Liebhaber wird sich gern auf das Werk selbst verweisen lassen; einige Züge, die Wochentage betreffend, genügen zu anregender Unterhaltung. Der Sonnabend, für Propheten unheilvoll, weil Jusuf, Ssalich, Noah, Jesus, Moses und Mohamed an ihm von ihren Feinden überlistet wurden, werde der Ruhe gewidmet. Dagegen beginne man jeden geistigen und materiellen Bau, bilde, pflanze und säe, am Sonntag, als an welchem Tage die Erde gebildet ward. Handel und Wandel, vor allem das Reisen, begünstigen göttliche Einflüsse am Montag, während der Dienstag als ein Tag des Blutes, höchstens dem Geschäft des Aderlassens freundlich ist. Die unentschiedene, nichtige Stellung des Mittwochs macht ihn zum unglücklichen Tage, an dem nichts zu unternehmen ist, wofür der Donnerstag, an welchem die höchste Gnade Gewährung winkt, entschädigt. Der Freitag schließt auf's Anmuthigste die Reihe mit Behagen und Genuß. — Man wird in diesen Umrissen den Tag des überwältigten Saturn, des Lebensspenders Helios, der wan-

delnden Selene, des blutigen Mars, des zweideutigen Merkur, des Gewährung nickenden Zeus und der holden Aphrodite wieder zu erkennen wissen.

Der Iskandername Ahmedi's (S. 89) erscheint leider nur als eine vernüchterte Bearbeitung Nisami's, „halb Prosa, halb Vers, die Prosa ungeschlacht, die Verse rauh." Ja, es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß er sich lieber mit einer noch treueren Uebersetzung seines großen Originals begnügt hätte, statt daß er durch burleske episodische Einmischung der ganzen Theologie, Metaphysik und Geschichte des Morgenlandes, den schönen, Einen und gehaltvollen Charakter des geistigen Gedichtes verwischt hat. Es ist Einem, wenn man einen Blick auf den auseinandergelegten Inhalt des Epos (S. 92—104) fallen läßt, als ob man in eine Krämerbude schaute. Daß mitunter auch Weisheit und Schönheit unter den Waaren sind, kommt auf Rechnung der Fabrik, woher sie der Kleinhändler bezogen hat.

Einen eignern, reichen Geist spricht aus, was von Scheichi (S. 106 u. f.) zu lesen ist. Ein Augenübel, an dem dieser treffliche Mann litt, bestimmte ihn zum Studium der Augenheilkunde, und Beer, Schmidt, Himly und Scarpa haben ihn zu beneiden, wenn die Worte Aaschick Hasans wahr sind: „In der Augenarzneikunde" — heißen sie (S. 105) — „hatte er's so weit gebracht, daß er aus dem Auge des Mondes das Gelbe, aus dem Auge der Sonne das Rothe zu bannen, daß er die Wolke vom Triefen, und die Augen der Schönen von schelmischer Tücke zu heilen im Stande war." — Doch an ihm selbst

scheiterte seine Kunst; denn ein Patient, der von ihm um einen Asper Augensalbe gekauft, begehrte noch um einen Asper, und machte damit dem Doctor selbst ein Geschenk, seine eigenen Triefaugen zu heilen. Dem sei nun wie ihm wolle, — er war ein Dichter im besten Sinne des Wortes, und hat wohl durch die heitere, warme Großheit, die aus seinen Worten athmet, manches Auge klar gemacht.

Die ganze Welt ist eine Mühle,
Das Korn darinnen ist der Mensch;
Das Korn wird zwischen beiden Steinen
Gemahlen zu dem Mehl, dem reinen (S. 106).

Es tanzen meines Leibes Stäubchen, Freund,
Als Sonnenstaub, wann deine Sonne scheint;
Bin ich dem Staub im Grab einst beigethan,
So weh' mich, Freund, als Morgenodem an! (S. 108.)

Ruhm sei der Seele,
Die als Schmetterling um Wangen kreist,
In Todgefahren!
Sie ist ein Tapfrer,
Welcher, auf dem Schlachtfeld sich bewährend,
Das Licht verdient.
Für meine Seufzer
Fand ich bessern Gefährten nicht —
Als meine Thränen.
Für mein Geheimniß
Fand ich bessern Vertrauten nicht —
Als meinen Schatten. (Ibid.)

Ich bin ein Korn, von innen rein und zart,
Das, was in ihm, durch Wachsthum offenbart. (Ibid.)

Das Mohamedije des Jasidschioghli (S. 127), eine Art poetischer Dogmatik, im Geiste islamitischer Orthodoxie gedacht und vollendet, entspricht einem Bedürfnisse, welches wir nicht kennen, und kann daher nur geschichtlich erwähnt werden.

Den Reigen der zweiten Periode führt Sultan Mohammed II. an, der Eroberer Konstantinopels, der in zarten Ghaselen als Eroberter erscheint. „Des Grames Wüste (S. 138) ist ihm Länderei genug; und wenn sein Leib durch Liebesflammen zum Aschenkruge würde, da wäre — meint er — zu Bergen von Liebe-Asche genug in demselben." Man sieht, wie man, wenigstens in der Türkei, mit der Poesie daran ist.

Die synoptische Uebersicht und die wenigen Proben, die von Jusuf und Suleicha Hamdi's (S. 152) gegeben werden, lassen uns doch mehr lebendigen Gehalt, mehr Sinn für Composition und Totalität vermuthen, als oben beim Alexanderbuch des Ahmedi. Das Wesentliche des Inhalts fällt mit dem uns aus Dschami Bekannten zusammen, und im Ausdruck bemerkt man etwas, das wie Geschmack aussieht, so daß die Orientalen wohl Recht haben mögen, die diesem Gedichte (S. 151) die Palme der Correctheit zusprechen. Desto seltsamer stehe folgendes physiognomische Fragment dieses Poeten hier, von dem man bedauern wird, daß es zur Zeit der „physiognomischen Fragmente" noch nicht bis nach Zürich gekommen war:

Die rothe Farb' zeigt Blut und Eile,
Die braune reife Urtheilskraft;
Wer kleine Ohren hat wie Katzen,
Versteht sich trefflich auf das Mausen;
Der Schielende ist ein Tyrann,
Der dir abläugnet, was du sagst;
Aus einem schiefen, krummen Mund
Wird dir die Wahrheit nimmer kund;
Ein langer Bart ist allzumal
Bei Männern wahrer Eselsstall;
Nicht leicht es sich mit Jenem spricht,
Deß Bart ist wohlgenährt und dicht;
Die guten Zeichen sind verschwunden,
Es werden böse nur gefunden;
Und wer sich auch als Jusuf zeigt,
Deßhalb sich doch zum Bösen neigt (S. 156).

Wie wir vorhin den Eroberer Konstantinopels in Thränen der Minne zerfließen sahen, so hören wir nun den usurpatorischen Wüthrich Selim (S. 159), unstreitig das glänzendste Gestirn der dichtenden Sultane, Demuth predigen und Hinfälligkeit irdischer Güter, und daß nur in Ergebung die Herrschaft bestehe, und in Erkenntniß, die mehr als Besitz und Gelehrsamkeit ist. Um Gnade und Weisheit fleht er in einem trefflichen Gedicht, in dem er sich den ärmsten der Bettler nennt. Auch das ist ein Zeichen osmanischer Dichtkunst. Von ihm sind auch die Verse, welche Goethe vor sein Suleikaname setzte:

Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond sähe im Schlaf;
Als ich aber erwachte,
Ging unvermuthet die Sonne auf. (Vgl. S. 160.)

Zarte Gedanken, prächtig-liebliche Bilder, ohne daß man etwas tief Eigenes aufzuspüren vermöchte, sind aus dem Diwan Netschati's ausgestreut. Die reiche Spende (S. 163—178) erschwert eine neue Auswahl. Man begnüge sich mit Wenigem:

Die Welt ist Karawanenhaus, wo Niemand bleibt,
Und jeder an die Wand: o mein Gebieter! schreibt. (S. 169.)

Wenn an des Lebens Ende
Mein reger Fuß zur Liebe wallt,
Hab' ich, bei Gott! die Spende
Der Reis' in Seelengold bezahlt. (ibid.)

Wenn Cypresse nicht ihr Haupt
Hoch erhöbe in die Luft,
Spielte sie vertraulich nimmer
Mit des Morgenwindes Duft (S. 170.)

Seine schwere Schuld erkennend,
Fällt das Haar dir zu den Füßen;
Ich beschwöre dich, o laß es
Unter meinen Händen büßen! (S. 171.)

So reicht wohl dieß Wenige hin, Ishaks Wort zu begründen:

Willst du, daß dein Vers gelesen werde vom Volke,
Muß er in Gleichniß und Bild blüh'n wie Nedschati's Gedicht.
(S. 178.)

Man ist, nach so manchen Blumen aus Papier und Seide, doppelt gerührt, die schmerzlichen Töne zu vernehmen, die Dschaafer Tschelebi in den Tagen vor seiner Hinrichtung, wie der Schwan sein Lied, verhauchte (S. 181); und man erquickt sich an der festen, auf sich ruhenden Gesinnung Rewani's (S. 187), der über unverdiente Ungnade sich zu beschwichtigen versteht. „Wie seltsam!" ruft er aus,

Wie seltsam ist die Welt, wie wunderlich die Zeit,
Da mir ein Nu — Verdienst von dreißig Jahren raubt!

— — — — — — — — — — — — — —

Rewani weinet nicht, wenn ihn auch Regen trillt,
Indem er sich zum Schutz in Regenmäntel hüllt. (S. 188.)

Lebenskraft, Frohsinn, Resolutheit und Genügen athmet aus seinen Reimen, und sein „Buch der Wollust" mag an Practik wohl den pontischen Sänger hinter sich lassen. Weniger innerlich, als der tiefe Hafis, hat er es den Auslegern unmöglich gemacht, mystische Grillen in seinen Wein zu werfen; er beschreibt dessen Qualitäten (S. 169) gar zu klein, als daß man occultas dabei denken möchte; alle Knoten der Lust und des Genusses löst er mit tastender Hand, und rühmt sich, des Taumels sich bewußt zu sein (S. 195); noch aus längst überblühtem Grabe ruft seine Stimme dem Zweifler zu:

Ihr sollt in dieser Welt nun Ruhe pflegen,
Mit nichten soll das And're euch bewegen;
Auch du, Rewani! warst der Lust geweiht,
Erbeutetest dir froh den Schatz der Zeit. (S. 194.)

Erinnert ein so heiterer Geist an die lebenquellenden Gesänge, die wir zuerst aus Iran vernahmen, so darf sich um so weniger Hafis (S. 144) mit seinem herrlichen Namensbruder, — auch nicht Firdewsi, trotz der unheimlichen Länge seines salomonischen Buches, das so viele Bände als das Jahr Tage zählt (S. 276), mit dem seinen, dem Sänger des Schahname, oder Saadi (S. 240) und Nisami (S. 310) mit den ihrigen, messen. Auch Ahmedpascha (S. 198) dürfte, dem Vorgelegten zu Folge, weder mit Nedschati, noch mit Baki den Vergleich aushalten. Was er sagt, gehört eben nicht ihm an; es ist das millionenmal variirte Thema vom Maal und Flaum, vom Mundrubin und Wimpernpfeil, und was dergleichen Herrlichkeiten mehr sind; und wie er es sagt, lohnt kaum der Mühe, es durch Auszüge zu erläutern. Ein türkischer Hans Sachs, Chuffi, d. i. der Schuhflicker (S. 224), zeichnete sich, standesgemäß, durch Wortspiele aus; wogegen uns Chalili (S. 225), von dem „das Buch der Trennung" herrührt, zu besonderer Theilnahme hinreißt. Das Gefühl beglückter Liebe füllt seine Strophen aus, und hat wohl auch, so mißtrauisch uns die zweideutigen Sultane gemacht haben, ein so reiches Gemüth ausgefüllt, daß man es nicht leicht glücklicher und wärmer ausgedrückt finden wird. Die Stunde, da sie ihm erschien, wird ihm zur „holden Lebensfabel", auf welche er mit Religiosität sein ganzes Leben dankbar bezieht:

Als ich gesehn den holden Wuchs,
Fiel ich anbetend zu dem Grund,
Und sagt' im Herzen: Lob sei Gott,
Dem Höchsten ob dem Weltenrund!
— — — — — — — — —

Dich bet' ich, hingeworfen, an;
Mein inneres und äußeres
Gebet bist du, du mein Koran!
Im Herzen wiederhol' ich still
Was du gesprochen und gefragt,
Wenn gleich dem Scheine nach mein Mund
Gebet und Litaneien sagt;
Es will an Freundes Schwelle nur
Chalili, dich anbetend fleh'n. —
Die Heuchler mögen zur Moschee
Und zu dem dumpfen Kloster geh'n! (S. 226.)

Ich habe diese Stelle auch als Beispiel ausgehoben, wie frei, in Bezug auf ihr Glaubensdogma, sich Orientalen auch da ausdrücken, wo eine sogenannte geistliche Ausdeutung nicht denkbar ist. Rewani, von Liebe und Wein berauscht, ist noch verwegener. Finden sich doch sogar auch eine Sappho und Erinna in diesem Bande! Wenn auf die Gaben der Dichterin Zenobia, Seineb, (S. 237) aus dem Mitgetheilten schwer geschlossen werden kann, so gewinnen uns die einer Mihri (S. 306) desto mehr. Jungfräulich blieb sie, als ihr Herz ihrem Alexander zugefallen war, — und, wie sie auf die geistreich-zarteste Weise ihre Schmerzen klagt:

Böses wünsch' ich dir nicht, doch fleh' ich vom Himmel die Gnade:
Daß du lieben sollst Herzen dem deinigen gleich!
Wollte indessen dein Feind das Schlimmste des Schlimmen dir wünschen,
O so wünschet er dir: daß du verliebt seist, wie ich (S. (306).

— so darf sie von sich bekennen:

Mir wässerte der Mund nach dem Rubinenquell
Von meinem Alexander zwar, — doch blieb ich durstig. (ibid.)

Mancher Kopf ist wohl in Gefahr, von einer solchen Liebenswürdigkeit etwas wankend gemacht zu werden; er wende sich zu Guwahi (S. 287), der ganz der Mann ist, Köpfe, welche die Mihri verrückt hat, wieder zurecht zu setzen. Ein am Weltverkehr ausgearbeiteter und geprüfter, gesunder Sinn hat ihm „das Buch des Rathes" dictirt. In Fabeln und Mährlein mutato nomine weiß er seine stärkend bitteren Pillen einzuwickeln; originell und einzig ist er als Muselmann, und was kann es uns schaden, wenn wir auch etwas aus seinem Maximen-Schächtelchen kosten?

Entzieh' dich nicht dem Dienst, wenn dir auch schauert:
Brauchbarer Stein wird doch zuletzt vermauert!
Vor allem du von mir die Lehre lern':
Wer fern vom Aug', ist auch vom Herzen fern.
Es nützet dir, zu geben manche Stunde:
Dem Schenken nützt es, und es nützt dem Schlunde.
Sich schämen, stehet dem Erwerb entgegen,
Und wer Geschäfte kennt, der ist verwegen (S. 290).

Wer hätte geglaubt, daß Rochefoucauld und Knigge bei den Türken in die Lehre gehen könnten? Vielleicht hat dem armen Guwahi seine Philosophie so viel gekostet, als dem Nebati (S. 309) die seine, der uns geschichtlichen Auskunft darüber gibt:

Es brachte mich der Hinterhalt
In's Land der Ungarn mit Gewalt;

In's Land der Giauren, der unreinen,
Wo Feinde lachen, Freunde weinen;
Mein ganzes Habe ward verheert,
Ich, nackt und hungrig, eingesperrt,
Am Fuß ein eisern Fesselband:
Das bringt die Thoren zu Verstand. (ibid.)

Es ist die alte, ewige, weise Lehrmeisterin unsres Geschlechtes, die Spinozistin mit den vielen Namen, von der die rechten Lehren kommen; heiße sie Nothwendigkeit oder Liebe, — ihr Gesetz ist unübertretbar, und alle Dichter besingen sie, wollend oder nicht wollend, von Linus bis auf Nebati und Goethe.

Wir aber wollen mit dem lieblich-ernsten Mesihi (S. 297) nun den Beschluß machen, dessen melodische Bilderströme das Wort des Lebens auf ihren Wogen tragen, groß und frei:

Rosen funkeln in den Beeten
Mit dem Nimbus des Propheten,
Und in seiner Herrlichkeit.
Hyacinth' und Tulpen glänzen
Mit der Heil'gen Strahlenkränzen;
Freude, Freude herrschet heut.
Genießet, genießet, was Liebe beut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit!

Stürme herrschten als Tyrannen:
Um nach Recht sie zu verbannen,
Hält der Welten Herr Gericht;
Alle Kelche will er füllen,
Aller Durst'gen Gierde stillen,
Wie es Jeder sich verspricht.

Genießet, genießet, was Liebe beut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit!

Mesihi! als ew'ge Kunde
Lebt dein Bild in jedem Munde,
Wird der Schönen Lieblingsschall.
Auf den weichsten Rosenwangen
Darfst du liebekosend hangen, —
Bist ja eine Nachtigall!
Genießet mit mir, was die Liebe beut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit! (S. 301.)

Und mit diesem halb schmerzlichen, halb frohen Zuruf legen wir den ersten Band eines so gabenvollen Werkes aus der Hand, und freuen uns der mancherlei Kleinodien, die noch in den zwei kommenden Bänden unser harren; seien es auch Schicksalspfeile Nefii's, verzehrende Flammen Ghalib's! Glaube auch von diesem Bande Niemand, daß das Bedeutendste desselben in diesem Auszuge enthalten sei! wer wollte bestimmen, was Jedem unter Tausenden so erschiene? Ich habe mich, nebst Wenigem, was zur Charakteristik frommte, nur bei jenen Dichtern unsrer zwei ersten Zeiträume verweilt, die ich in der einleitenden Ueberſicht gleichsam als Nivellirstäbe aussteckte, um das Terrain damit zu messen. Unser Blick bleibe auf's Ganze gerichtet. Dieses Ganze nun wird, nach dem dargelegten Einzelnen, dem übersinnenden Leser wohl kaum in einer andern Beleuchtung erscheinen, als die der Eingang darauf fallen ließ; und ich brauche mich nicht zu wiederholen.

Dem berühmten Orientalisten, der nun, nachdem er schon so manches Perlenkästchen (erst jüngst das kostbare

Fasli's) aus diesem Schachte an's Licht gefördert, wie mit Aladdin's Zauberlampe diese ganze, uns neue Mährchenwelt erleuchtet, wird der dauernde Dank Aller nicht entgehen, die am Leben und Lieben der Menschen theilnehmen, — über ihre Kammer hinaus in die unübersehbaren, nur durch den Geist der Bildung und Eintracht zusammenzuhaltenden Fernen der Hemisphären. Er hat auch durch dieses Werk, wie durch seine früheren, die Idee der Weltliteratur gefördert.

Und aber, innigern und einseitigern Freunden des Orients, wird man ein elegisches Gefühl nicht verargen, das uns, aller bessern und klügern Ueberzeugung zum Trotz, befällt, wenn wir den Untergang einer uralten merkwürdigen, unvergleichbaren Bildung betrachten, von der die Ruinen hier vor uns aufgeschichtet und gedeutet werden. Die alte Welt ist längst begraben; Hellas und Rom sind zu idealen Gebilden, zu Träumen geworden; nur der Orient ragte noch aus jenen Epochen, wie ein begrünter Felskoloß lebendig in unsre Gegenwart herüber; uns war er noch, was er unsern Vätern war; wird er es auch unsern Söhnen sein? Diese Frage, wie alle, welche die ganze Menschheit angehen, legt der ergebene Denker mit stummer Hoffnung auf den Altar der Vorsehung. Was sie auch darauf erwiedre, es ist ihm heiliger, als die liebsten Träume seiner geistigen Kindheit; er läßt sie dahinziehen, gerne dahinziehen in die Nacht, woraus sie entschwebten, sieht freudig einem frischen, kräftigen Morgen entgegen, und ruft ihnen höchstens noch in poetischen Accorden nach:

Heiliger Tempel ernst'rer Zeit! so falle
Denn auch du: daß die Welt gemächlich wohne;
Urkraft schwinde! heit'rer wird's auf Erden, —
Aber auch flacher!

Die Erkärung der Vignette und der türkischen Blätter findet man im Werke, S. 48 und S. 322. Die Auflage empfiehlt sich selbst.

Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blütenlese aus zwei tausend zwei hundert Dichtern; von Hammer-Purgstall. Zweiter Band. Von der Regierung Sultan Suleiman's des Gesetzgebers bis zu der Sultan Murad's III.; 1521 — 1574. Pesth 1837. C. A. Hartleben's Verlag. 577 S. gr. 8.

Niemand ist fähig, über ein Werk wie das vorliegende eine Rezension zu schreiben. Beurtheilen kann es nur der Verfasser selbst; denn nur Er übersieht den Stoff, und ist im Stande, ihn mit der Behandlung zusammenzuhalten. Solche Elementarwerke gehören zu den Grundsteinen der Literatur, und man setzt sich zu ihnen in das einzig richtige Verhältniß, indem man sie studirt. Der „Rezensent vom Fache" freilich macht sich die Sache bequemer.

„Was lange studiren, sichten und fassen?
Wo möglich tödten, — oder tüchtig hassen!"

Das ist sein Wahlspruch. Was ist ihm Liebe, Einsicht, Gründlichkeit? was ist ihm Literatur, und die Seele

eines Buches? Glaubt mir, so barock es klingen mag, — für Niemanden haben Bücher so wenig Sinn und eigentlichen Werth, als für Jene, die sich ausschließlich mit ihnen befassen. Doch genug, wenn wir nicht den Vorwurf literarischer Hypochondrie verdienen sollen, von der sich frei zu bewahren eben so sehr Pflicht, als, in den jetzigen Zuständen, schwierig ist.

Wir haben von dem Allgemeinen des voluminösen Werkes über osmanische Poesie, bei Gelegenheit des ersten Bandes so viel gesagt, als nöthig schien, um die Theilnahme des Gebildeten überhaupt zu befriedigen. Dies scheint mir hier, statt der Rezension, meine Aufgabe. Wer sich solchen Bestrebungen insbesondere zu widmen gedenkt, dem kann ohnehin das Studium des Werkes und der Quellen selbst nicht erlassen werden. Da wir aber jenes Allgemeine ausgesprochen, dürfen wir uns bejm zweiten Bande kürzer fassen, und, ohne Präludien, den Faden eines kommentirten Auszugs da wieder aufnehmen, wo wir ihn niederlegten, indem wir einen solchen Spaziergang durch dieses Gülistan dazu benützen, uns selbst zu vergnügen und zu belehren.

Die fünfzig Jahre, deren Literatur den Inhalt dieses Bandes ausmacht, sind gewissermaßen als das goldene Zeitalter der türkischen Poesie zu betrachten; wenn man nämlich mehr den Reichthum als den Gehalt, mehr die Extension als die Intensität, in Anschlag bringt; was man bei goldenen Zeitaltern wohl meistens thun muß, — denn das schaffende Genie ist und wirkt ewig einsam. Man kann somit das Zeitalter Suleimann's des Gesetz-

gebers das osmanische Siècle de Louis XIV. nennen. Die Dichtkunst schien sich auch hier, wie sonst, auf der Folie der Majestät und Pracht zu gefallen; das osmanische Leben war, poetisch und ideal, auf dem Gipfel seiner Existenz. Es ist ein ganz dem Oriente gemäßer Zug, daß der Herr Verfasser, in der Einleitung zu diesem dritten Zeitraume, als Bezeichnung des Flores der türkischen Kultur, die Dichtkunst, Tonkunst und Schönschreibekunst nebeneinander aufführt. Uns europäischen Poeten freilich ist es ein Entsetzen, zwischen einem Drama Schiller's und einem kalligraphischen A B C vergleichen zu sollen, — aber zwischen den schimmernden Perlen eines orientalischen Ghasels und der niedlichen Art, wie es die Hand des Schönschreibers an einen Faden gereiht hat, ist mehr Verwandtschaft, als wir empfinden können. — Der Herr Verfasser selbst gesteht, daß ihm von den 500 Dichtern, welche türkische Biographen aus dieser Periode anrühren, etwa 50 jenen Namen wirklich zu verdienen scheinen; und dieser Ausspruch ist noch mit Billigkeit, vielleicht mit Vorliebe, abgegeben. Die hervorragendste Erscheinung nicht nur dieser Epoche, sondern überhaupt der ganzen türkischen Dichtkunst, ist, den vorliegenden Proben nach, wohl unbezweifelt: Baki, dessen Diwan wir schon seit dem Jahre 1825 aus der Uebersetzung Hammer-Purgstalls kennen. Dieser bedeutende Lyriker, dem immerhin sein Name die Unsterblichkeit prognostiziren durfte (der Dauernde), scheint mir der eigentliche Repräsentant der türkischen Art und Kunst: in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern. Es ergeht sich in einer gränzenlosen Blu-

men- und Bilderwelt, wozu theils seine reale Umgebung, theils seine erstaunliche, man muß wohl sagen, abentheuerliche Phantasie, theils die ihm schon bekannten Schätze der östlichern Nachbarn die Elemente liefern. Weichlicher, üppiger, feiner als die Araber, glühender und frömmer als die Perser, — erreicht er jene kaum an Kraft und diese kaum an Geist. Dabei übertrifft er aber beide an jener Prachtstickerei von Wortblüten, die wir als das Merkmal des Orientalismus zu betrachten gewohnt sind. Es ist weniger der eigne, schöpferische Geist, der sich zur Offenbarung in ihm gedrungen fühlt, als das mit dem Weine aller alten und neuen Dichtung von fremder Hand gefüllte Gefäß, welches überquillt. Seine Poesie ist mehr Besitz als Dasein, — wie die seines Volkes überhaupt. Er stürzt sich in ein Meer des Wohllauts und der Herrlichkeit, taucht auf, taucht nieder, und steigt, von Wogenschäumen rings übersprüht, an's Ufer, wo er die glänzenden Tropfen, wie Perlen, aus allen Falten des purpurnen Gewandes schüttelt. In den Ghaselen wechselt eine trunkne Ueppigkeit mit beschaulicher Religiosität; die letztere, verbunden mit Ergebenheit auch an das irdisch Große und Mächtige, waltet in den größeren Gedichten vor. Es ist ein Gewinn für den Leser, daß das vorliegende Werk bloß solche Kassidet dieses Dichters enthält, welche in der erwähnten Uebersetzung nicht zu finden sind. Der Uebersetzer entschuldigt die Angabe auf dem Titel seines Diwans: „zum erstenmale ganz verdeutscht" — durch die Auffindung eines neuen, vollständigern Manuskriptes im Archive von Ragusa. Wir theilen aus diesem Funde ei-

nige bezeichnende Proben mit. Die folgenden Verse sind aus einem Gedichte zum Lobe des würdigen Mufti Ebusuu, dessen berühmtes Fetwa allen Verehrern des unvergleichlichen Hafis, allen Freunden der Dichtkunst, und allen Menschen, denen das humani nil a me alienum heilig ist, ewig in ehrenvollem Angedenken leben wird. Zweifler hatten bei ihm angefragt, ob es nicht verboten sei, den Diwan Hafisens, dieses „ungezogenen Lieblings der Grazien“ zu lesen. Der weise Mufti ertheilte hierauf das folgende, denkwürdige Fetwa: „Die Gedichte Hafisens enthalten viele ausgemachte und unumstößliche Wahrheiten; aber hie und da finden sich auch Kleinigkeiten, die wirklich außer den Gränzen des Gesetzes liegen. Das Sicherste ist, diese Verse wohl von einander zu unterscheiden, Schlangengift nicht für Theriak anzunehmen, sich nur der reinen Wollust guter Handlungen zu überlassen, und vor jener, welche ewige Pein nach sich zieht, zu verwahren. Dies schrieb der arme Ebusuud, dem Gott seine Sünden verzeihen wolle!“ — Dieser weise Urtheilsspruch („Er sprach aus gütiger Natur“ hätte Nisami gesagt) brachte ihm, als schon seit dreihundert Jahren die Erde sein Gebein verhüllte, noch den Dank eines deutschen Dichters ein. (S. Westöstl. Diwan. S. 35.) Es hätte sich aus jenem Bescheide fast vermuthen lassen, daß dieser Nathan der Mufti's selbst Dichter war; und wirklich begegnen wir in der Reihe osmanischer Poeten (S. 352) auch seinem uns bedeutend gewordenen Namen; und wenn auch sein poetisches Verdienst seinem sittlichen nicht gleich kommt, so bezeichnet ihn wieder völlig der arabische Spruch, den er

seiner Unterschrift stets beizusetzen pflegte: „Die Lande der Erkenntniß werden durch das Gesetz der Tugend beherrscht, wie die des Sultans durch das der Wesire.“ — Und so gewährt es uns innere Befriedigung, zu gewahren, wie der große türkische Dichter (dessen Manen uns diese Abschweifung verzeihen mögen!) dem großen Gesetzgeber huldigt. Nachdem er in den eigenthümlichsten Wendungen den herangekommenen Frühling, die Zeit des orientalischen Neujahrs, gepriesen hat, wo ihm ein neuer lieblicher Winter auf die Welt gekommen zu sein scheint, weil ringsum die Flur mit Blütenschnee bedeckt ist, während die Mandelblüten, wie der Krystall der Eisfiguren, von den Bäumen schimmern, fährt er fort:

Es trägt nun die Natur ein weißes Angesicht,
Ein fröhliches, das nichts als Heil und Glück verspricht;
Wie das des Trefflichsten, des Mufti dieser Welt,
Der des Verdienstes Ball im Gleichgewicht erhält;
Des reinen Ebusuud! —“

Er fühlt sein Gedicht gehoben und geläutert, indem er es der Anerkennung so großer Eigenschaften weiht:

Wer um den Hals der Welt dein Lob als Halsband schlingt,
Juwele höchsten Werths an seinen Faden bringt;
Die Reinheit meines Lieds und meiner Worte Fluß
Sind wie die klarste Flut den Herzen Hochgenuß;
Wenn Nachtigall mein Lied auf Fluren trillert nach,
Wirft sich vor ihr zur Erd' und küßt den Staub der Bach.“
(S. 365.)

Von Baki's Manier zu malen, mögen die nachfolgenden Schilderungen einen Begriff geben. Seine Bilder sind

barocker als wir sie an den Persern, mannigfacher und reicher als wir sie an den Arabern gewohnt sind.

„Herbst wirft goldne Blätter auf den Wiesenplan
Und ein Goldschmiedladen ist das Gülistan:
Regen zieht als Silberdraht der Wolken Schnur,
Und zwei Knospen scheinen Erd' und Himmelsflur.
Auf dem Bächlein schwimmt das gold'ne Blatt der Weide,
Als ein golden Schwert, gezogen aus der Scheide;
Ueberall sind gelbe Blätter in dem Garten,
Gold'ne Schüsseln, um den Gästen aufzuwarten.
Wähne nicht, die Blätter wirble Wind im Kreise:
Sterne sind's, die Welt zu grüßen auf der Reise;
Grüner Papagei war einst Platanenblatt,
Das nun gelb wie Falken, scharfe Klauen hat.
Keiner bilde sich was ein auf Herrschaftskrone!
Wie viel Herrscher stieß der Herbstwind nicht vom Throne!
Scheint es nicht, als sei Koranes heil'ge Schrift
Von dem Morgenwind geschrieben auf die Trift?
Grünes Blatt, mit Gold gesprenkelt, ist die Flur,
Werth, zu preisen d'rauf der Würdigen Natur;
Dich, erhabner Chodscha, des Verdienstes Quell,
Wunsch gewährend, selig wie Gestirne hell.
Grames Stürme haben meinen Sinn verheert,
Haben meine Wangen in Saffran verkehrt;
Wie die Hefe goß das Loos mich auf die Erde —
O daß deine Größe, Fürst! mir Segen werde!
Da der Buchs von deinem Muth so frei, so hoh, —
Niste Falke Genius nirgend anders froh!
Zittert meine Feder, wann der Genius wittert,
Ist sie Rohr, das in den Lebensfluten zittert.
Mög', so lang die Wiese prangt mit Blumenkränzen,
Mög', so lange Tropfen Thau's im Herbst erglänzen,

Deine Hand von Purpurkissen Gnaden spenden, —
Möge nie dein Wohlstand, nie dein Leben enden!"
(S. 365, 66, 67.)

Eine solche Probe ist nöthig, aber auch vielleicht hinreichend, uns die Eigenheiten osmanischer Dichtkunst am glänzendsten Beispiele zu vergegenwärtigen.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß europäische Kunstrichter dem fruchtbaren Lamii, den die Türken im Mesnewi eben so hoch stellen, als in Ghaselen und Kassidet den Baki, bei weitem den Vorzug zugestehen werden. Dieser fruchtbarste aller osmanischen Poeten, zu Brusa geboren, gestorben im Jahre 1531 unserer Aera (Baki starb 1600), heißt mit Recht der Glänzende (so wie Baki der Dauernde heißt), und repräsentirt in sich alle Eigenschaften, die wir oben seiner Epoche zuschrieben. Wenn Mannigfaltigkeit und Fülle des Inhalts und materielles Interesse des Stoffes den Ausschlag geben, so wird die Wagschale sich allerdings dem Ausspruche des Uebersetzers gemäß entscheiden. Dem Gehalte nach aber, in so fern dieser nicht mit der Sache gegeben ist, sondern vom schaffenden Geiste verliehen werden muß, werden sich Lamii und Baki so ziemlich verhalten wie Glanz und Dauer, — und hier wird das Zünglein sich auf die andere Seite neigen. Es ist wahr, Lamii hat das Unglaubliche geleistet; er hat fast alle persischen Epopöen in seine Muttersprache übersetzt; er hat fast alle im Orient seit Jahrhunderten überlieferten Stoffe behandelt; er hat uns Materien durch seine Bearbeitung zugänglich gemacht, deren erste Gestalten für uns fast verloren waren; er ist gewandt

in Vers und Prosa, geistreich und gesättigt mit Lektüre, vielseitiger und reicher als alle dichtenden Landsleute; es ist wahr, Baki dreht sich in seinen Ghaselen und Kassidet ewig um einige feste Gestirne seines bewegten Lebens; er kommt nicht aus dem Kreise heraus, der um ihn beschrieben ist; — aber in diesem Kreise finden wir ihn selbst, — als die Seele, die ihn bewegend ausfüllt, während Lamii's ungeheurer Bau uns wie eine feenhafte Stadt umgibt, deren zahllose Häuser nichts anders sind, als ihre versteinerten Bewohner; alles, was Seele heißt, ist entflohen, und es umgibt uns eine bunte schauerliche Pracht. So wenigstens muß ich meine Empfindung darstellen, wenn ich, was hier von seinen romantischen Gedichten mitgetheilt wird, mit dem vergleiche, was uns von den herrlichen Gründern jener Dichtart, von Nisami, Dschami, Hatifi, zugekommen ist. Interessant bleibt allerdings seine Bearbeitung von Wamik und Asra, der ältesten persischen Liebesepopöe, deren Faden in unserem Werke von S. 45 bis S. 63 getreu mit Aushebung mancher bedeutenden Stelle, verfolgt wird. Wir empfehlen die sorgfältige Lektüre dieses Auszuges, so wie der daraus folgenden aus den Gedichten: Weise und Ramin (S. 63) und Schem und Perwane (Kerze und Schmetterling, S. 102), Allen, die sich entweder aus phantastischem Behagen in der Feen- und Sagenwelt des Ostens ergehn, oder die vielleicht in fremden Zonen noch unbebaute, aber hoffnungsvolle Brachfelder suchen, um das Korn ihres eigenen poetischen Lebens anzubauen, dem der überladene Boden Europa's kein Plätzchen mehr bietet. Es gibt in den Gärten, welche Lamii

eröffnet, noch manches fruchtbare Beet, noch manche wundersame exotische Pflanze, deren Uebertragung in unsere Erde Dank und Freude verschaffen könnte. Und um was klagen denn die europäischen Dichter unserer Zeit, denen schon die thatenlustige Feder in heißer Hand zittert, — was vermissen sie mehr, als Stoff? Stoff, Körper, Gerüst! um Schnörkel, ihn zu überbauen, sind sie nicht verlegen; also frisch zu, ihr Herren! hier liegt, wonach eure Seele lechzt; greift mit der einen Hand in die Schätze der Ueberlieferungen, mit der andern in den Schatz von Phrasen, Bildern, Gedanken und Wendungen, welche unsere großen Dichter für euch aufgespeichert haben, — und wähnt euch Dichter, mit eben dem Rechte, als das Thier sich für den Aether halten darf, den es einschlürft und wieder ausathmet! — Doch zu Lamii zurück. So schöne Einzelnheiten die erwähnten poetischen Romane enthalten, so fehlt ihnen doch jene, durch den individuellen Charakter und die durchgreifende Absicht bedingte Einheit, welche ihre persönlichen Vorbilder eben zu wahrhaften Meisterwerken stämpeln. Es geht der Begriff von Totalität ab; man kann zu lesen anfangen, wo man will, aufhören, wann es beliebt, — man verliert wenig dabei. Eben daß Lamii Alles wollte, deutet an, daß er nichts recht wollte. Er strebte, außer dem Lorber des Dichters, auch die prosaische Ehre eines Schönredners zu verdienen; und auch was er in diesem Bezirke geleistet, läßt sich so ziemlich aus dem, was von S. 29 bis 40 angeführt ist, beurtheilen. Ueberhaupt war der Uebersetzer bei keinem türkischen Dichter so freigebig mit Auszügen, so ausführlich mit der Entwick-

lung, als bei Lamii; und das mit völligem Rechte, da er der reichste und der repräsentativste ist. Auch ich glaube besser zu thun, wenn ich bei den vorragenden Erscheinungen länger verweile, und die verworrene Masse des Kleinen lieber unberührt lasse, statt sie durch oberflächliches Durchstöbern nur noch mehr zu verwirren. Der Verfasser sieht in den ältesten Stoffen der orientalischen Romantik eine indische Quelle; und in der That möchte Wamik der verstümmelte Valmiki, und Weise der veränderte Vyasa sein (S. 21). Wir möchten seinem philologischen Grunde noch einen innern hinzusetzen: denn diese beiden Gedichte erscheinen ätherischer, indisch zarter, als die entschieden dem übrigen Osten angehörigen, z. B. Jussuf und Suleicha; abgesehen von dem Chakan von China, dessen Vorkommen auf seine Nachbarschaft hindeuten möchte. — Das eigentlich mohamedanische Gedicht „Huseins Martyrthum" (S. 23), welchen Stoff Lamii nicht wie die Perser dramatisch, sondern episch = rhetorisch zu behandeln für gut fand, wird uns, die wir weder Schiiten noch Sunniten sind, wenig Theilnahme einflößen; aber dem Verfasser gibt es Anlaß zu sehr lesenswerthen Anmerkungen über dramatische Elemente in der östlichen Poesie. Die Todtenfeier Huseins wird S. 23 ganz passend mit den spanischen Passionsstücken zusammengestellt. Es ist gar kein tragischer Gehalt in der Katastrophe, und die Behandlung ist monoton und lamentabel genug. Die Türken, (S. 24), welche als Sunni nicht dazu berufen sind, den Martyrtod Huseins besonders zu beklagen, feiern dieses Passionsfest nicht, und die ganze dramatische Poesie (?)

beschränkt sich bei ihnen auf — das chinesische Schattenspiel, welches entweder ein Gewebe der unanständigsten Zoten, oder eine Parodie bekannter romantischer Stoffe, z. B. Ferhad und Schirin, Leila und Medschnun u. dgl. darstellt. Die Hauptpersonen desselben sind: der Karagöf, d. i. der Harlekin oder Policinello dieses Puppenspiels; der Hadschi Aiwat, der altkluge, immer in Sentenzen und Versen sprechende Pantalon, und der petit-maître Hopa-Tschelebi; der Name Hadschi Aiwat's ist der seines der ersten Vesire des osmanischen Reichs; der Hopa-Tschelebi's (von Hopo, dem chinesischen Landpfleger) beurkundet unläugbar den chinesischen Ursprung dieses Puppenspieles. — Man sieht aber, daß etwas Volksgemäßes in dieser cruden Farce liegt, welches weiterer, und selbst höchst bedeutender Entwicklungen gar wohl fähig wäre. — Doch es ist Zeit, von dem Geiste Lamii's in seinen besten Stellen einige Proben zu geben. Diese besten Stellen finden sich zumeist in seinen kleineren Gedichten; wie denn sekundäre Geister weit eher zu dem schönsten Einzelnen als zu dem einfachsten Ganzen gelangen. Da, wo die zarten und feingedachten Schönheiten die Lamii auch in großen Werken häufig sind, z. B. in Weise und Ramin, thun sie der Haltung des Ganzen Eintrag. In den „Gegenreden" unterbrechen rythmische Stellen, wie die folgende Schilderung des Frühlings, eine schwülstige Prosa:

„Wonnegenüsse und Freuden in Menge!
Leib ist der Seele der Welten zu enge,
Rose zerreißt, wie der Morgen, den Kragen,
Nachtigall seufzet in schmelzenden Klagen.

Winden und Pinien tanzen im Kreise,
Alles ist Reigen in fröhlicher Weise.
Während die Winde in Föhren erklingen,
Lieben die Vögel in Chören zu singen;
Aeste, die schelmisch sich wiegen und schmiegen,
Streuen nun Silber und Gold zu Genügen;
Morgenwind rennt mit beflügeltem Schuhe,
Gönnet sich selbst und den Blumen nicht Ruhe;
Knospen sind Schalen mit Golde gefüllet,
Tulpen sind Tassen, denen Moschus entquillet,
Mond ist ein silberner Ball aus Alhambra,
Frühlingsluft füllt sich die Schürze mit Ambra,
Eine rubinene Scheib' ist die Sonne,
Und sie durchglänzet die Himmel mit Wonne,
Zweige, sie gaukeln, von Blüten geschwellt:
Selig sind alle Bewohner der Welt." (S. 33.)

Liegt in diesen Versen Pracht und Schmuck die Fülle zur Schau, so fehlt es den folgenden epigrammatischen Arabesken, die wir oben als schön und störend zugleich bezeichneten, nicht an Sinnigkeit und Tiefe:

Es sprach der Schmetterling: ich war
Verbrannt von Sehnsucht ganz und gar;
Ich schaute eines Lichtes Schein:
Da schien die Glut ein Rosenhain.

Koralle sprach, zum Boden rollend,
Und immer nichts als spielen wollend:
Ich muß so lang und oft mich drehn,
Daß Herz und Seele mir vergehn.

Der Morgen, der von Feuer raucht,
In Seufzern diese Worte haucht:
Man glaubt, ich sei so klar und rein —
Doch Sohre's Lieb' ist meine Pein.

Und Sohre sprach hierauf, die Traute,
Sich selbst begleitend auf der Laute:
Der Morgen hat sich so gezeigt,
Daß ihm mein ganzes Herz sich neigt.

(Diese türkische Palingenesie der Memnons-Mythe gehört zu den bezaubterndsten Blüten der Dichtkunst. Sohre ist Anahid, der Morgenstern, als weiblicher Genius gedacht, dessen Saitenspiel im Heraufschweben erklingt. Den rauchenden Morgen, und was Innerliches in jenen acht Versen liegt, werden Natur- und Geistes-Kenner zu schätzen wissen.)

Man hörte so den Lenzwind kosen,
Erlustigend sich an den Rosen:
Dem jungen Frühling zu gefallen,
Entsag' ich meinem Habe, Allem.

Dem Baum der Eintracht Frücht' entstammen,
Des Baums der Zwietracht harren Flammen.

O Geist! dir ist es klar, daß Einheit
Von sich wirft das Zufällige;
Und nur ein Herz, von Makeln rein,
Versteht dein Wort: Nothwendigkeit!

(S. 38–112.)

So berühmt zu sein als es ist, verdient das merkwürdige Rosengedicht, welches S. 40 in einer vollständigen Uebersetzung mitgetheilt wird. — Wenn ich nun hinzufüge, daß, außer der Uebertragung der berühmtesten persischen Gedichte in's Türkische, der Bearbeitung aller poetischen Stoffe des Morgenlandes, und einem reichhaltigen Diwan, außer den angeführten Originaldichtungen, auch noch eine Briefsammlung, eine Sammlung von Schwänken, mehrere mystische und poetische Kommentare, und hunderterlei Spielereien (worunter Räthsel sind, die zum Thei einem neuen Bearbeiter der Turandot oder einem emsigen Mitarbeiter an einem belletristischen Tagblatte sehr zu Statten kämen), von der Hand dieses Polygraphen herrühren, so glaube ich den Manen und dem Ruhme Lamii's genug gethan zu haben.

Den Sänger des blühenden Gedichtes „Rose und Nachtigall," welches uns der Verf. bereits in Text und Uebersetzung (Pesth u. Leipz. 1834) mitgetheilt hat, nennen wir als den dritten vorragenden Dichter des Zeitraumes, den dieser Band umfaßt. Wir dürfen Fasli's liebliches Werk bei den Freunden morgenländischer Dichtung als bekannt voraussetzen. Es werden hier noch einige Tistichen aus seinem Nachlistan (Palmenwald, als Seitenstück zum Bostan und Gülistan) ausgehoben. Sie tragen das niedliche Gepräge des vorigen Gedichtes; Saadi's unschätzbare Lebensweisheit, die in Osten und Westen wenig Vergleichbares finden wird, ist, mit dem dichterischen Talente, nicht nachzumachen.

Sati, der fruchtbare Dichter eines blumenvollen Divans, gehört eigentlich (S. 1) dem vorigen Zeitraume an.

Chiali, der Phantastische, verdient diesen Beinamen wenigstens nicht mehr, als eben andre Orientalen auch. Aus den vorliegenden Fragmenten scheint vielmehr ein klarer Sinn, aber ein tiefer, das Leben an der Wurzel ergreifender Schmerz zu sprechen.

Geh' nicht spottend vorbei an den Männern, den heißen, den wüsten:
Denn ihr Wüstsein ist Spottes für sie schon genug!

Man sagt: der Herbst ist da!
Nun ist die Wonnezeit im Garten! —
Da ich vom Lenz nichts sah,
Was soll ich denn vom Herbst erwarten?

Ich bin der Scherz, verwandt mit Schmerz,
Bin Finsterniß, vermählt mit Licht;
Die Last der Erde trag' ich schwer, —
Mich leichten Reisig trägt das Meer!

Was vom Leib mir rinnet heiß,
Nennt ihr, unverständig, Schweiß;
Quellen sind es nur, die klaren, reinen,
Welche über meinen Zustand weinen.

In dem Weine zeigen Blasen,
Daß das Leben bald verblasen;
Jeden Abend zeigt die Kerze
Flackernd dieses Daseins Kürze.

Wer meinen Leib ansieht, er sieht
Ach! dürres Reisig, trocknes Stroh:
Sagt, dieses wird das Nest wohl sein,
Aus dem die Nachtigall entfloh?

Weil Medschnun bei Menschen nimmer
Liebe, Treu' und Glauben fand,
Ging er in des Wahnsinns Schimmer
Mit den Thieren Hand in Hand.

Wenn auch ich zu Grunde gehe,
Bleibet doch Chiali's Wort:
Rosen welken, doch sie leben
In dem Rosenwasser fort. (S. 271 u. f.)

Ruhe deiner Asche, guter Chiali! sei dir die Erde nun leichter, als da du unter ihrer Last die Klagen ausstöhntest, die einer unbekümmerten Nachwelt nun als Dichtung erscheinen. Der Schmerz von Tausenden ächzt unverstanden über die Erde hin; einige Wenige bringen den ihren in Rythmen; dann wird er — auch nicht verstanden, — aber kritisirt.

Ali Wasi, der Verfasser des berühmten Humajun name, muß wohl literargeschichtlich in dieser Epoche aufgeführt werden. Dieses Buch ist aber nur eine Uebersetzung der Fabeln Bidpai's, und in jener tollgewordnen Prose abgefaßt, der wir Abendländer, so viel Geschick und Feinheit auch dazu gehört, in dieser Form etwas Bedeutendes zu sagen, doch nie einen rechten Geschmack abgewinnen werden.

Daß in einer so glänzenden Epoche, wo sich um den Thron eines geistvollen Herrschers die wetteifernden Schaaren der Dichter und Prosaisten drängten, auch der Herrscher selbst der poetischen Hervorbringung sich kaum entzogen haben werde, stand zu vermuthen. Und in der That steht Suleiman I. selbst in den Reihen der Dichter seines Säculums. Er bequemt sich und begnügt sich, die hergebrachten Formen zu versuchen, die hergebrachten Bekenntnisse liebender Poeten zu wiederholen: nicht ohne Witz, Gefühl und Anmuth. Er führte als Dichter den Beinamen Muhibbi. Folgende Verse können zu seiner Charakteristik beitragen:

Des Herzens Rauch steigt zu des Himmels Licht;
Auf Erden bleiben solche Seufzer nicht.

Meinem Freunde ziemts, die Verse des Freundes zu lesen:
Perlen stehen schön, wenn in Rubinen gefaßt.

Es bleibt die Welt zuletzt doch Keinem unterthan:
Muhibbi, bild' dir ein, du seiest Suleiman! (S. 5.)

Die ungeheure Zahl der übrigen Dichter, aus denen dieser Band noch Blumen enthält, sei dem Leser überlassen. Zur Literaturgeschichte wird das Gesagte hinreichen. Es kommt bei Literaturen, wie die orientalischen, so lange sie uns noch fremd sind, vorerst darauf an, den Begriff des Ganzen zu bekommen; dann einige einzelne, große Erscheinungen zu erkennen, heraus zu heben, und zwischen

solchen Höhepunkten vergleichende Linien zu ziehn, bis das ganze Terrain gemessen und bekannt ist.

Wenn gleich Sultan Selim II. ein Trunkenbold und aller großen Herrschereigenschaften entblößt war, so erhielt sich doch der Flor der Dichtkunst, so wie der des Reiches, Dank der Stätigkeit zweier der größten Männer, welche die osmanische Geschichte aufzuweisen hat, nämlich des Großwesirs Mohammed Sokolli, und des Mufti Ebusund (beide große Gönner der Wissenschaften) auf derselben Höhe. (S. 566.)

Wir haben also in dem nächsten Bande noch manches bedeutungsvolle und angenehme Fragment oder Ganze zu gewärtigen. Möge dem Verf. Muße und Lust gegeben sein, es mitzutheilen! So setzen wir dem immer nachrauschenden Strome der überpoetischen Gegenwart, der uns mit sich fortzureißen droht, das stille, aber tiefe und ungeheure Meer einer großen, reichen Vergangenheit entgegen.

Friedrich von Schlegel's Biographie.

Wir finden den Keim zu Allem in uns, und bleiben doch ewig nur ein Stück von uns selbst.

Fr. v. Schlegel.

Friedrich (eigentlich Carl Wilhelm) v. Schlegel war der jüngste von den Söhnen Johann Adolf Schlegel's, des Uebersetzers Batteux's. Der Vater, ein Mann von solider Bildung und gründlichen Kenntnissen,

selbst ein geschätzter Schriftsteller, schloß sich an die damaligen Verkünder eines Evangeliums des reinen Geschmackes an, die in die Correctheit und Regelmäßigkeit, also in eine negative Eigenschaft, den ganzen Werth eines Schriftstellers setzten. Frankreich war die Wiege dieses Evangeliums und Batteux sein eifrigster Apostel. Es ist nicht uninteressant, an diesem unbedeutenden Umstande die Entwicklung und Eigenthümlichkeit der beiden später berühmt gewordenen Söhne vergleichend zu bemerken. In August Wilhelm, dem ältern, mit einer minder ausgesprochenen Persönlichkeit, setzte sich des Vaters Sinn und Bestreben, nur zeitgemäß colorirt, fort; Geschmack und reine Form blieben die Vorzüge, die er am höchsten schätzte und am meisten besaß; im jüngern, Friedrich, der mehr Eigenthümlichkeit zeigte, scheint sich, nach der Art solcher Naturen, während der jugendlichen Gährung ein polemischer Gegensatz gegen das Angelernte geltend gemacht und ihn mehr auf das Innerliche, Gehaltvolle, oft Formlose hingedrängt zu haben, — obwohl auch bei ihm diese erste Schule eines bildenden Geschmackes sich nie mehr verläugnen ließ. Doch, ohne Vorgriff, zur Geschichte zurück.

Friedrich, um fünf Jahre jünger, als August Wilhelm, ward zu Hannover am 10. März 1772 (nicht, wie es in Wachler's Literatur-Geschichte heißt: 1796; auch nicht, wie in der österreichischen National-Encyclopädie: 1792) geboren. Im älterlichen Hause herrschte das liebevollste Familienverhältniß, von dem August Wilhelm in dem schönen Gedichte „Neoptolemus an Diokles“ eine rührende Schilderung gibt. Die Mutter, eine vortreffliche

Frau, unterrichtete den ältern Sohn selbst in der Religion; den jüngern hatte der Vater zwar vorläufig für den Handelsstand bestimmt, unterließ aber durchaus nichts, ihn vielseitig auszubilden, ihm Befähigung und Freiheit für jede künftig mögliche Wahl zu geben. Seine früheste Kindheit verlebte Friedrich bei seinem Oheim und sodann bei seinem ältesten Bruder, welche beide Landgeistliche waren. Auch von diesem Colorite ist ihm unverkennbar zeitlebens etwas geblieben. Der Knabe zeigte bei natürlichem Verstande und lebhafter Imagination keine bedeutendere Spur eines ausgezeichneten Talentes, einer entschiedenen Richtung. Allein, dem erwähnten Wunsche des Vaters gemäß, bei einem Kaufmanne in Leipzig in die Lehre gethan, regte sich, im Widerstreite gegen die äußern Ansprüche der Verhältnisse sein inneres Wesen, und seine Eigenthümlichkeit, durch diesen Widerstreit geweckt, sprach sich aus. Das Leben und Weben in der Welt des Calcüls war ihm unleidlich; er fühlte sich unglücklich, und ruhte nicht, bis er wieder nach Hause kehren durfte, um sich eine ihm gemäßere Welt zu suchen oder zu bauen. Er fand diese bald — in den Büchern. Ein unwiderstehlicher Drang zog ihn in diesen stillen Kreis und bemächtigte sich seiner ganzen Seele. Jetzt, in seinem sechzehnten Lebensjahre, begann er mit dem glühenden Eifer freier Jünglingswahl seine eigentlichen Studien. Die Wirkung des ersten streitenden Impulses dauerte fort; es war die ideale Sphäre, der sich seine Liebe und seine Bestrebungen zuwandten. Besonders konnte es nicht fehlen, daß das innerlich Große, rein Menschliche der antiken Welt, die der modernen ge-

genüber wie eine historische Idylle erscheint, ihn im Gegensatze zu seinen verhaßten Ziffern und Tabellen entzückte und mit sich fortriß. Mit Enthusiasmus überließ sich Schlegel in der schönsten Zeit des Lebens diesen herrlichen Eindrücken, und sie haben die glückliche Folge gehabt, daß ihm sein ganzes späteres, wenn auch noch so verschieden gestaltetes Wirken hindurch stets eine gewisse edlere Haltung, ein harmonischer Ton, ein ästhetisches Maß geblieben ist — Eigenschaften, die dem gebildeten Sinne wohlthun und ihrem Besitzer dauernde Geltung in der Literatur seines Vaterlandes sichern. Er studirte ein Jahr lang in Göttingen und dann in Leipzig mit Eifer Philologie, nahm den Doctorgrad der Philosophie, und durfte nach Vollendung der akademischen Laufbahn sich rühmen: jeden auf uns gelangten, nur einigermaßen namhaften Schriftsteller der Alten aus eigenem Studium zu kennen. In diesen Beschäftigungen entwickelten sich ihm das geschichtliche, das philosophische, das ästhetische Interesse. Letzteres gewann den Vorrang, wollte sich aber nicht zur eigentlichen poetischen Production steigern. Er selbst zweifelte in jener Zeit an seiner poetischen Begabung, und erst der Beifall, den zwei seiner Gedichte einige Jahre später in einem lebendig angeregten Kreise fanden, scheint seine Zweifel vollkommen beschwichtigt zu haben. Aber selbst dieser Beifall war, genauer und unbefangen betrachtet, mehr auf Rechnung des Denk- und Zeit- als des poetischen Gehaltes jener Gedichte zu schreiben; und in der That zeigt sich dem gereinigten Blicke der Nachwelt Fr. Schlegel's dichterisches Hervorbringen im Ganzen in

diesem Lichte. Was immer von seinen Werken man als Gedichtetes ansprechen möchte, erscheint entweder als Nachklang nicht klar festgehaltener Empfindung, oder als gestaltloses Spiel des Witzes und der Phantasie, oder als verkleideter Gedanke, oder als Demonstration irgend einer ästhetischen Maxime. Damit ist keiner dichterischen Bestrebung ihr Werth oder ihre hohe Bedeutung genommen. Aber den Dichter als solchen, den Dichter schlechthin bezeichnet eben das, daß er sich für das Geschöpf seiner Liebe mit völliger Selbstverläugnung hingibt; daß er in ihm, für die Zeit des Schaffens, alle andern Absichten und Beziehungen vergißt, sich auf den kleinsten Kreis beschränkt, — aber diesen mit wahrem, warmem, seelenvollem und körperlichem Leben ausfüllt, damit — nicht eine Idee, nicht eine Ueberzeugung, — sondern ein neues, lebendiges Individuum entstehe, welches, als solches, in die Gemeinschaft der übrigen trete, Leid und Freud' theile und errege, und, menschlich unter Menschen, keinen höhern und keinen breitern Platz einnehme, als — seinen eigenen, den es zum Leben braucht. Schlegeln trieb es mehr in's Weite, in's Unendliche.

Sein Aufenthalt in Berlin war solchen Tendenzen günstig. Hier gebildete Neigungen und Ansichten nahm er nach Dresden mit, wohin ihn alte, freundliche Erinnerungen und eine dort verheirathete Schwester auch später öfters hinzogen. Zwei große Familienverluste trübten die üppige Blüten-Periode seines Jugendlebens. Im Jahre 1789, am 9. September, starb zu Madras in Ostindien, im achtundzwanzigsten Jahre seines Alters, sein dritter

Bruder, Carl August Schlegel, der im Jahre 1782 mit einem Hannover'schen Regimente im Dienste der englischen Compagnie nach Indien gegangen war. Er hatte im J. 1786 als Ingenieur mit dem britischen General Sir John Dalling, dem er durch einen Aufsatz über die Festungswerke von Madras bekannt geworden war, eine Reise von 800 englischen Meilen in das Innere jenes merkwürdigen Landes gemacht. Zwei Jahre später nahm er für sich allein in den Gränzgebirgen von Carnatic zwei Monate hindurch Vermessungen vor. Eine große, von ihm entworfene Karte der diesseitigen Halbinsel Indiens hatte er dem Könige von Großbritannien übersendet. Eine, hauptsächlich militärische, Geographie von Indien ist noch in der Handschrift von ihm vorhanden und jetzt im Besitze der Bibliothek zu Göttingen. Von seinen, durch den Tod leider unterbrochenen Arbeiten über das gesammte Indien ist nichts in Hände gelangt, die es der Oeffentlichkeit hätten zu Gute kommen lassen. Schmerzliche Erfahrungen bewölkten den frühen Abend seines Lebens, und nur kurz vor dem Untergange lächelte ihm seine Sonne noch einmal freundlich zu. August Wilhelm setzte ihm ein rührendes Denkmal in der schönen Elegie: Neoptolemos an Diokles, und wir beklagen mit ihm den Verlust eines Daseins, das für die Welt so schöne Früchte zu bringen versprach. Diesem ersten Schlage gesellte sich, dem alten Worte treu, bald der zweite. Den Sohn überlebte der Vater nicht lange. Johann Adolph Schlegel starb im Jahre 1793 als General-Superintendent von Lüneburg. Es war dasselbe Jahr, in welchem Friedrich zum ersten Male als Schrift-

steller auftrat, dessen literarische Laufbahn er also nicht mehr erlebte.

Diesen Debut machte der Aufsatz über die griechischen Dichterschulen in der Berliner Monatschrift. Winkelmann's Begeisterung hatte damals die besten jugendlichen Gemüther mit fortgerissen. Sein glücklicher Griff, der Kunstgeschichte der Alten dadurch Licht, Form und Bedeutung zu geben, daß er ihre Entwicklung nach vier auf einander und aus einander folgenden Stufen darstellte, die sowohl der Geschichte und ihren Denkmalen, als der Natur der Sache und dem Gange des menschlichen Geistes vollkommen entsprechen, lockte zur Nachahmung. Was von den bildenden Künsten galt, sollte es von den dichtenden minder gelten? sollte nicht auch hier aus dem Rohen sich das Große, aus dem Großen das Schöne sich entwickelt, und dieses zuletzt sich in's Zierliche und Kleine verloren haben? Ein Blick auf seine wohlbekannten hellenischen Dichter bestätigte Schlegeln diese Voraussetzung. Er fand die Sprache der rohen, aber kräftigen Natur in der jonischen, die der Größe in der dorischen, die der Schönheit in der attischen, die der Künstelei in der alexandrinischen Dichterschule. Die Darlegung dieser Ansicht macht den Inhalt jenes ersten literarischen Versuches aus. Der Reiz einer klaren, angenehmen, geistreichen, man darf sagen weichen und üppigen Sprache ist über den ganzen Aufsatz ergossen, und verliert sich von da an nie ganz wieder aus Fr. Schlegel's Schriften. Dieser Versuch sprach an; Form und Tendenz fanden empfängliche, vorbereitete Gemüther; besonders war es das wirklich dankenswerthe Verdienst: den kostbaren

Schatz griechischer Poesie dem Moder der Schule zu entreißen, in dem er damals noch zu verdumpfen drohte, — ihn dem Leben, dem Genusse, dem Lichte zugänglich zu machen, — was gerechte, warme Anerkennung fand. Man hörte nicht mehr den bezopften, bebrillten, pedantischen Schulmann, man hörte den geistathmenden, lebensfrohen, die Schönheit der Welt preisenden Jüngling auch eine Dichtkunst preisen, die ja selbst nichts als Kraft, Lust und Leben war, und von Schule und Gelehrsamkeit nichts gewußt hatte. In diesem Sinne ließ nun Schlegel eine Reihe ähnlicher Arbeiten folgen, die nur immer mehr, dem Gegenstande wie der Behandlung nach, sich von der Schule entfernten, und, der Schönheit als dem Ideale des Lebens huldigend, sich allgemeineren Interessen zuwandten. Dieser Art waren die Aufsätze, welche Schlegel in den Jahren 1795 bis 1797 als Mitarbeiter an Reichardt's Journal: Deutschland, so wie an dessen Lyceum der schönen Künste lieferte. Auch die guten kritischen Abhandlungen über Lessing und Forster sind aus dieser Zeit. Den Gipfel dieser Blüte-Periode jedoch bildete sein erstes größeres Werk: Griechen und Römer 1797, mit den Beigaben über die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern und über die Diotima, — und sein zweites: Poesie der Griechen und Römer 1798, — eine Fortsetzung, wo nicht des Buchstabens, doch des Geistes und der Absicht des ersten; Werke, deren Verdienst auch von Heyne mit Achtung anerkannt wurde. Es besteht vorzüglich in einer ausgebreiteten Kenntniß, einer im Wesentlichen richtigen Auffassung des Alterthums, in einer reinen, glatten, klaren, lebendigen

Darstellung, in dem schönen Enthusiasmus, aus dem diese Schriften hervorgingen, und den sie wiederum zu wecken und zu nähren nicht verfehlen konnten. Doch ist dieser Geschmack an den Schönheiten der antiken Dichtkunst, wie er sich hier ausspricht, von einer eigenen Art und Färbung. Es ist nicht die feurige, kräftige Begeisterung Winkelmann's, die uns aus diesen Schriften anweht, — es ist die ruhige, angenehme Befriedigung des geistreich Genießenden, die sich uns mittheilt. Wie ein trefflich geübter und zart organisirter Feinschmecker die Vorzüge der köstlichsten Sorten seiner Weine und ihrer Jahrgänge, so fühlt hier ein Kenner die zarten Eigenthümlichkeiten und Nüancen der einzelnen Dichter und Dichterschulen heraus, und gibt sie dem Leser zu kosten. Er selbst kostet mit, und hat sich nur zu hüten, daß er nicht berauscht werde. Schlegel hütete sich nicht genug. Es erging ihm, wie es hochbegabten, für Ideale empfänglichen Geistern so leicht, so oft zu ergehen pflegt. Sie übertragen die Dichtung in's Leben, und verwirren und trüben dadurch Beides. Das ursprünglich reine, ästhetische Ideal des Schönen verbreitete sich in dem jugendlichen Gemüthe über Welt, Leben und Wirken; ihm sollte Alles untergeordnet sein, ihm jeder Zweck der Menschheit, jede Pflicht des Menschen dienen; in seinem ungeschmälerten Genuß verlor sich alles übrige Bestreben. Und damit einer solchen Sinnesrichtung die Weihe nicht fehle, mußte das Studium und die eigene Deutung des göttlichen Platon dieses Gebiet des Schönen in's Unendliche, in's Ewige hinüberführen, und dem künstlerischen Begriffe die Verklärung der Weisheit, ja der Religion ertheilen.

Wirklich verband sich damals Schlegel mit Schleiermacher zu einer Kritik des Platon, von welcher einige Bogen gedruckt wurden, die aber unvollendet blieb, wie seine beiden ersten, größern Werke. Auch dieses Fragmentarische charakterisirt jene damaligen Versuche. Sie entsprangen aus einem überschwenglichen, sich selbst nicht völlig klaren Wollen, bei unzulänglicher, vorher nicht gehörig berechneter Kraft. Aus dieser eigenthümlichen, seltsamen Gährung ging nun in Berlin, im Jahre 1799, jenes einst viel besprochene, berüchtigte Produkt der Schwärmerei und Ausgelassenheit: der Halb-Roman Lucinde hervor; ein Buch, das vielleicht öfter gepriesen, aber auch öfter verdammt, als in seiner Stellung und seinem Zusammenhange aufgefaßt wurde. Jean Paul nannte es eine Metaphysik der Wollust; Schlegel selbst äußerte sich noch in der letzten Epoche seines Lebens darüber gegen den Verfasser dieser biographischen Skizze auf eine bezeichnende Weise. „Man hat — sagte er — diesem Büchlein zu viel Ehre angethan, es zu preisen oder zu lästern. Es ist ein Fragment, und man hätte warten müssen, was daraus werden wird. Ich habe es oft fortsetzen wollen, unterließ es aber, des Mißverständnisses wegen. (Er hatte auch wirklich die Fortsetzung einmal öffentlich angekündigt, und so erklärt sich sein Schweigen.) Der Hauptfehler des Buches ist: daß es in Prosa geschrieben ist. Es müßte in Versen sein; denn es ist ein Gedicht, welches eigentlich eine Art Apotheose der menschlichen Schönheit und der Freude zur Absicht hatte. Man hat als baare giltige Münze genommen, was Schaustück, — als Grundsätze, was freie Darstellung war." — So

wollte Schlegel in Spätjahren seines Lebens diese voreilige Frucht angesehen — oder vergessen haben; und so eilen auch wir einer neuen Phase seiner Entwicklungen zu. Es war im Jahre 1800, daß sich Friedrich Schlegel als Privat-Docent in Jena niederließ, wo er mit großem Beifalle und unter lebhaftem Zuströmen einer geistig angeregten Jugend, philosophische Vorlesungen hielt. Hier begann jene in der deutschen Literatur-Geschichte zum Abschnitte gewordene, merkwürdige Zeit, wo, durch ein eigenthümliches Zusammentreffen von Persönlichkeiten, Ansichten, Talenten und Stimmungen einerseits und durch eine, in den damaligen Zuständen bedingte Sympathie im Publicum andrerseits, sich das noch in unser Aller Angedenken lebende Doppelgeschöpf aus Fantasie und Metaphysik bildete und geltend machte, welches, auf der dichterischen Seite nur sehr uneigentlich, die romantische Schule genannt zu werden pflegt. Hier begann denn auch, in und mit dieser sogenannten Schule, die eigentliche Einwirkung der Brüder Schlegel in die Literatur unseres Vaterlandes, ihr Ruhm und ihre Bedeutung.

Es ist schwer, sich von dem Herankommen und der besondern Gestaltung dieser Literatur-Periode, bis auf ihre ersten Keime zurück, Rechenschaft zu geben. Leichter ist es, die Elemente nachzuweisen, aus denen sie sich zusammenfand, und das Band, welches diese Elemente verknüpfte. Immer war es in Deutschland die dichtende und strebende Jugend, die, von einer schönen Begeisterung für die Zukunft ergriffen, indem sie wahre oder vermeintliche Fesseln des Alten abschüttelte, sogenannte neue Schulen in Kunst und

Wissen begründet hat. Was wir in neuester Zeit, wie auf Einen Impuls, sich als „junges Deutschland" ankündigen hörten, war, im innern Grunde nichts anderes, als was zu Lessing's Zeit gegen Gottsched und die Franzosen, zu Goethe's Jugendzeit gegen allen Pedantismus, ja zuletzt gegen alle Form, stürmend andrang. Immer verband sich feuriges Wollen mit einseitigem Können, immer ward das Kind mit dem Bade verschüttet, immer lehrten reifere Geister, welche Anerkennung fanden, oder es lehrte die allbelehrende Zeit wieder in Maaß und Schranken zurücklenken, immer fand sich wieder eine neue Jugend, die einen neuen Ausweg erhaschte. So war es und so wird es bleiben; und es ist gut, daß es so bleibe, damit die Masse des Wissens und Hervorbringens nicht stocke und faule. Ein gleicher Drang erweckte jene damalige romantische Schule. Ein frischer Aufschwung in allen Bezirken des Denkens, Lebens, Erfindens und Entdeckens hatte sich den Gemüthern mitgetheilt; nie gehegte Hoffnungen wurden wach, die Fantasie entzündete sich an beseligenden Bildern, und die patriotische Aufregung, welche noch eben alle edlern Kräfte des schwer bedrängten deutschen Vaterlandes in die höchste Spannung versetzt hatte, durch das siegreiche Gelingen in den freudigsten Enthusiasmus verwandelt, vollendete die wirklich romantische Stimmung eines ganzen Volkes, das sich in Liebe wiedergefunden hatte, und nun auch dem Glauben und der Hoffnung wiedergegeben war. Welcher Boden für die Saaten einer neuen Dichtkunst aus den warmen Händen begeisterter Jugend! Religiöses Gefühl, vaterländischer Sinn, genährt durch fruchtbare Forschung vorzeitlicher

Denkmahle, neue Blicke in die wunderbare Tiefe der Natur, kühne Eroberungen im Gebiete der Spekulation, — Alles das vermittelt durch das Bindemittel eines gemüthlichen, sich selbst zum Gegenstande seiner selbst machenden Humors: das waren die Elemente, die sich wundersam hier zusammenfanden. Ueber sie alle waltete eine angeregte, entfesselte Fantasie, welche, bei den dichterischesten Flügen, nur leider den Wenigsten gestattete, zu bestimmter Form und organischem Leben zu gelangen. Religion, Philosophie, Geschichte, Dichtkunst, Malerei, Musik, Baukunst begegneten sich in diesen Sphären, und reichten sich, wie vielleicht nie zuvor, die Hände; man muß, bei Anerkennung manches schönen Gewinnes, nur beklagen, welche herrlichen Kräfte durch das Unbedingte dieses Strebens verpufft und verknallt sind! Interessant bleibt es immerhin, zu verfolgen, wie mannichfach in den mannichfachen Charakteren sich die erwähnten Elemente kombinirten und spiegelten. Die Universität Jena stand eben auf dem Gipfel ihrer Blüte. Fichte hatte das Denken bis in das Mark seines Wesens ergrübelt, Humboldt die Natur in ihrer größten Breite mit dem Auge fast eines Dichters überschaut, Schelling Natur, Gedanken und Kunst in Ein wundersames Band zu verschlingen versucht; in der Nähe versammelte Weimar, unter Goethe's begünstigender Leitung, Alles, was sich in Kunst und Wissen neu und versprechend hervorthat; Ludwig Tieck hatte, ein Jahr vor Friedrich Schlegel's Ankunft in Jena, seine Genofeva dort vorgelesen, und August Wilhelm Schlegel die Anwesenheit seines Bruders vorbereitet. In einem solchen Kreise mußte sich dieser natürlich heimisch finden. Und

der Kreis wirkte wiederum auf ihn zurück. Die Studien des Alterthums, seine bisher liebste und dankbarste Beschäftigung, traten in den Hintergrund, ein freies Spiel der Fantasie und des Denkens in den Vorgrund, — und es konnte nicht fehlen, daß der dichterische Drang der rings um ihn bezaubernd schaltete und waltete, nicht auch ihn ergriff und mit fortriß, so sehr er früher an seinem productiven Vermögen gezweifelt hatte. Aber es war kein ursprüngliches, es war ein abgeleitetes Bestreben, und wenn nicht, wie erwähnt, seine ersten veröffentlichten Gedichte: Terzinen an die Deutschen und Herkules Musagetes, die er damals in dem mit seinem Bruder herausgegebenen Athenäum*) und in den Charakteristiken und Kritiken**) mittheilte, so stoffartig gerade auf den Augenblick gewirkt hätten, so würde er wahrscheinlich bald wieder in den mehr kontemplativen Bezirk, der ihm vor Allem zusagte, zurückgekehrt sein. Seitdem erschienen Dichtungen in den vielfachsten Formen von ihm, für die Musen-Almanache, welche Vermehren, Tieck und August Wilhelm Schlegel in jenen Jahren (1802 und 1803) herausgaben; und so vergingen, im innigen Vereine mit seinem Bruder und vielen gleichgesinnten Gemüthern, in poetischen Arbeiten und Zuständen, ein paar glückliche Jahre. Es war noch ein homogenes Ganze, aus dem sich dann die Einzelheiten, glücklicher oder minder glücklich entwickelt, ablösten und stehen blieben.

---

*) Drei Bände dieser Zeitschrift (jeder zu 2 Stücken) erschienen in Berlin 1798—1800.

**) Königsberg. 1801. 2 Bde.

Ludwig Tieck, der eigentlich Musagetes dieser deutschen Romantik, blieb ganz in der rein poetischen Sphäre. Freie Spiele einer kindlich tändelnden, naiven, humoristischen Fantasie, schienen seine ersten Werke der Art die Befreiung der Poesie aus allen Banden des Verstandes und äußerer Zwecke zu verkünden. Erst als die frische Productionslust und Kraft sich ausgetobt, trat die Reflexion über sich selbst ein, die aber auch noch in die Schranken des dichterischen Schaffens sich eingränzte, und sich erst spät, in Gestalt didaktischer Novellen, noch immer nicht ohne Nachgeschmack der früheren Fühlsweise, über die weitern Beziehungen des Lebens ausbreitete. In seine Fußtapfen trat, mit gesundem Sinne und kräftigem Vermögen, der nordische Oehlenschläger, der, in bestimmter ausgeprägten Formen, sich dem lebendigen Wirken von der Bühne herab zuwendete. Werner's großes Talent, auf derselben Bahn hoffnungsreich und glanzvoll beginnend, scheiterte leider an einer unglückseligen Zerrüttung der edelsten Gemüthskräfte, wie das des armen Heinrich von Kleist an einer trüben, kranken Lebensverstimmung, und beide verloren sich, nach schönen Verheißungen, in eine öde, abstruse Leere. Ueberhaupt war diese, in's Endlose strebende Romantik der bestimmtesten aller dichterischen Formen: dem Drama, am wenigsten gedeihlich. Lebendiger, wenn gleich seltsam bis zum Bizarren, bewegte sich Arnim's Romantik in einem halb historischen, halb romantischen Dämmergebiete. Novalis*), unserem Schle-

*) Er schloß sich in Jena innig an Fr. Schlegel an, der später in den letzten Augenblicken seines Lebens ihm zur Seite stand.

gel in gewissem Betrachte am nächsten stehend, suchte am meisten die damaligen Bewegungen in den Regionen der Philosophie, Naturforschung und Religion für die Poesie auszubeuten, ja in Poesie zu verwandeln, mußte aber, bei den anmuthigsten Gaben, indem er Alles zugleich wollte, bald Alles aus dem Blicke verlieren. August Wilhelm Schlegel ward durch die Vielseitigkeit seines Wissens und Versuchens, durch einen gewissen, in der Schule der Griechen erworbenen, ästhetischen Takt und vielleicht durch die, weniger in die Tiefe als in die Breite strebende Richtung seiner Gemüths-Thätigkeit, noch am meisten vor dem unglücklichen Zerfließen gerettet, in das alle schäumenden Ströme dieser Romantik sich zuletzt auflösten. Friedrich machte, als Dichter, eigentlich nur kurze Zeit diese Periode mit, und kehrte sodann, nur mit veränderten Beziehungen in seine betrachtende Sphäre zurück. Sein damaliger Versuch, in der Tragödie Alarcos (1802), dem ersten größeren deutschen Gedichte in Assonanzen, alle Formen und Farben der Dichtkunst, die antiken, wie die modernen, in Ein Ganzes zu verschmelzen, kann, als an ein hohles, lebloses Gebilde verwendet, nicht gelungen genannt werden. Wenn Goethe die größte Sorgfalt daran wendete, dieses Stück in Weimar zur Aufführung zu bringen, so ist das nur dadurch zu verstehen, daß Goethe damals die romantische Schule nur gegenüber den Intriguen Kotzebue's in Weimar begünstigte, indem er sie, nicht an und für sich, sondern als Repräsentation eines idealern Strebens gegen ein gemeines betrachtete; in der Art, wie einst Schiller den edleren Matthisson gegen den derberen Bürger hervorhob. Alarcos

kam denn auch wirklich — am 29. Mai 1802 — auf dem Theater in Weimar zur Darstellung; aber der Erfolg war, wie man es hätte prophezeihen können, ohne Goethe zu sein — ungünstig. Das Stück mißfiel gänzlich, während August Wilhelm's Jon gleichzeitig, wenn auch nicht Begeisterung, doch mehrfache Theilnahme und Beifall erregte. Demungeachtet blieb freilich Fr. Schlegel dem alten Goethe für solche Bemühungen sehr dankbar, und unterließ nicht, ihm diesen Dank, wo er Anlaß fand, zu bethätigen.

In diese Zeit fällt ein kurzer Aufenthalt Schlegel's in seinem lieben Dresden, und ein Schritt, von dem aus ein neuer, sehr entschiedener und unterscheidbarer, Abschnitt seines innern und äußern Lebens beginnt. Er vermählte sich mit der Tochter des ehrwürdigen Mendelssohn, die von ihrem ersten Gatten Veit getrennt lebte. Dorothea von Schlegel, jedenfalls eine bedeutende, wo nicht merkwürdige Frau, verdient wohl, daß wir einen Blick auf ihre Geschichte werfen. Aus ihrer ersten Ehe hatte sie zwei Söhne, welche beide als Künstler in Rom lebten. Der jüngere, Philipp Veit, that sich durch geniale Eigenthümlichkeit hervor, und erlangte in der Folge Ruhm und Stellung. Sie selbst, gleichfalls im Zeichnen und Malen geübt, wendete sich in der Blüte des Lebens mit jugendlichem Feuer und reicher Bildung einer leichten, poetischen, freien Ansicht vom Leben zu, und begeisterte sich für die Ideen und Leistungen der jungen Romantik. Ja, sie unterließ nicht, ihr wirklich allerliebstes Talent, ihren zarten Geist, ihre gebildete Fantasie selbst thätig werden zu lassen. So ent-

standen dichterische Arbeiten, die, höchst schätzbar, Anspruch darauf haben, in Deutschland nicht vergessen zu werden. Um so mehr Anspruch, als ihn die Bescheidenheit mit mehrerm Rechte machen darf. Nie schrieb Dorothea unter ihrem Namen. Ihr Gatte veröffentlichte ihre Arbeiten, die gewiß noch lebhafter empfangen worden wären, wenn sie sich genannt hätte. Die bedeutendste derselben ist der, leider Fragment gebliebene Roman: Florentin; eine Erzählung, die, wenn gleich sichtbar durch Wilhelm Meister veranlaßt, doch in Erfindung, Anordnung, Führung, Charakteristik und Darstellung ein individuelles Gepräge von Grazie, Leichtigkeit und Geist hat, welches man nicht allzuvielen deutschen Romanen nachzurühmen in der Lage ist. Außer diesem Buche, das in Leipzig im J. 1801 erschien, schreibt man ihr noch die Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters (Leipzig 1804, 2 Theile), und die deutsche Uebersetzung der Corinna der Frau v. Staël zu, die in Berlin (1807—1808, in 4 Theilen), noch vor dem französischen Originale herauskam. In spätern Jahren gab sie diese Beschäftigung auf. Als sie eben ein Hemd nähte, und man sie fragte: warum sie nicht lieber die Feder zur Hand nehme? antwortete sie lächelnd: „Es gibt schon zu viele Bücher in der Welt; aber ich habe noch nicht gehört, daß es zu viele Hemden gebe." — Mit einer tiefen Empfänglichkeit für Alles, was Geist und Fantasie bewegen kann, begabt, riß sie die Begeisterung jener Tage mit sich fort, und ihre Theilnahme an der geschilderten Richtung der Poesie verwandelte sich bald, wie es dem weiblichen Charakter natürlich ist, in persönliche Theilnahme für den Dichter,

der ihr diese Welt eröffnet hatte. So begann ihr Verhältniß zu Schlegel, so blieb es bis an ihr Ende. Mit Hingebung und einer Art von Andacht überließ sie seinem Geiste den ihrigen, und theilte so alle Epochen und Verwandlungen, die jener erlitt. Zweimal im Laufe ihres Lebens war sie der Ueberzeugung Schlegel's in der wichtigsten Angelegenheit ihres Innern, im religiösen Glauben, gefolgt; mit diesem überkam sie auch jede seiner übrigen Ansichten in der spätern Periode seines Lebens. Dennoch verlor sie nie diejenigen Gefühle ihrer Jugend aus der Erinnerung, welche werth waren, erhalten und gehegt zu werden; und es macht ihrem Gemüthe alle Ehre, daß sie, selbst noch in der zweiten Hälfte ihres Lebens, alljährlich an seinem Todestage das Andenken ihres edlen Vaters feierte, von dem sie überhaupt stets mit der höchsten Achtung und Zärtlichkeit sprach. Reiche Kenntnisse, richtiges Urtheil, angenehmer Umgang, Güte des Herzens, Treue der Gesinnung, freundliches Entgegenkommen mit Rath und That, sind die Eigenschaften, welche man an dieser ausgezeichneten Frau rühmte. Caroline Pichler, mit der sie in Wien, in einem zwanzigjährigen, fast ununterbrochenen Verkehr lebte, in deren Hause Dorothea durch fünf Jahre wohnte, schildert sie als eine fleißige Hausfrau, die sich in den Stand setzte, bei geringen Mitteln ihr Haus so zu führen, daß ihre und mehr noch ihres Mannes Bedürfnisse und Ansprüche auf geselliges Dasein befriedigt werden konnten. Ihre Wohnung, stets sehr anständig, nie elegant oder modern, trug das Gepräge von einem Zustande behaglicher Stabilität. Ihre Conversation am Theetische hatte

nichts Geziertes, nichts Gelehrtes; sie besaß die größte Liebenswürdigkeit einer Hausfrau: nicht glänzen zu wollen. Ihre Religiosität war ohne Ostentation, und der Vorwurf der Proseliten=Macherei, den man ihr gemacht hat, ist nach Frau v. Pichler's Versicherung ungegründet. Ihr Aeußeres war nicht angenehm; sie mochte kaum je hübsch gewesen sein, und ihre stark ausgesprochenen, männlichen Gesichtszüge gewannen nur durch den Ausdruck, den ihnen im Feuer des Gespräches ihr seelenvolles Auge verlieh. Sie war älter als Schlegel und influenzirte ihn durch ihre bedeutenden Eigenschaften vielleicht mehr, als sie es Beide wußten. So war, in den allgemeinsten Zügen, die Frau, welche sich Schlegel zur Lebensgefährtin wählte. Im Jahre 1803 traten Beide, zu Köln, zur katholischen Kirche über. Sie lebten dann mehrere Jahre in Paris. Hier widmete sich Schlegel, im Kreise wissenschaftlich-poetischer Freunde, unter welchen v. Chezy mit seiner Gattin zu nennen ist, wieder seinen literarischen Arbeiten, die aber nun, nach einem Uebergange durch ein Mittelgebiet von Dichtung und Geschichte, das eigentlich Poetische mehr und mehr verließen, und sich dem historischen und positiven, und mit ihm der dritten Periode in Fr. Schlegel's schriftstellerischem Leben zuwandten.

Er hielt in Paris Vorlesungen über Philosophie, und gab die Zeitschrift Europa heraus. In beiden sprach sich bereits der erwähnte Uebergang aus dem rein poetischen in das mehr geschichtliche Terrain aus, und dieses Gepräge tragen von da an alle weitern Arbeiten Fr. Schlegel's; mochten sie nun in dichterischer oder prosaischer Form er-

scheinen. Im J. 1804 war ihm die Benützung handschriftlicher Quellen zu einer sehr interessanten Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters behilflich gewesen. Eben so gab er über die Geschichte der Jungfrau von Orleans aus Averdy's Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi (Paris 1790) diplomatische Aufklärungen. Aber auch in weitere Regionen lockten ihn seine halb historischen, halb romantischen Meditations-Ausflüge. Gemeinschaftliche Studien mit seinem Bruder, die dieser später mit Vorliebe zu seiner Hauptaufgabe machte, eröffneten ihm die eigenthümliche Welt der indischen Dichtkunst, und (wenn man so sagen darf) Philosophie. Man hätte von Vorhinein bestimmen können, daß sich nicht leicht ein Bezirk finden würde, der für Schlegel so viel des ihm Gemäßen und Heimatlichen vereinigte, als dieser. Hier that sich ihm ein noch wenig gekanntes Feld auf, wo für alle seine Lieblings-Spaziergänge: urzeitliche, mythische Geschichte, theologische Methaphysik, betrachtende Philosophie, beschauliche Poesie, religiöse Vertiefung und sprachliche Forschung verschwenderisch gesorgt war. Er fand ein halb faktisches, halb ideales Element, in das alle seine Meinungen, Gefühle und Träume untertauchten, aus dem er sie, in Eins zusammengeflossen und wie verklärt wieder herausheben und hinstellen konnte. Dazu kam noch die persönliche Erinnerung an seinen, in jenem Wunderlande zu früh gestorbenen Bruder, dessen Nachlasse er so manchen Behelf zu diesen Arbeiten verdankte, und so ward Schlegel eine Zeitlang ganz Indier, wie er als Jüngling einst Athenienser zu sein versucht hatte. Wir verdanken

diesen Bestrebungen des Jahres 1808 die lehrreiche und anziehende Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier, und die darin, für Deutschland (ja für Europa, denn Jones Arbeiten sind zu sehr freie Bearbeitungen nach englischem Geschmacke) zuerst gegebenen Proben dieser zwischen der feinsten und zartesten Anmuth und dem abstrusesten Gehalte, ja selbst bis zum Unsinne hin, seltsam schwankenden, jedenfalls höchst merkwürdigen Poesie.

Bald aber zog die mächtig bewegte Gegenwart den träumenden Dichter wieder in seine Zeit, in sein Vaterland zurück. Das verhängnißvolle Jahr 1809 zog über Deutschland herauf. Alle patriotischen Gemüther waren tief und lebhaft ergriffen; religiöse und nationale Begeisterung reichten sich die Hände, und Schlegel beschloß, nach Deutschland zurückzukehren. Es war anfangs der Entschluß, ein noch ungedrucktes historisches Drama: Karl V., durch Benützung historischer Urkunden aus der kaiserlichen Hof-Bibliothek zu vollenden, der ihn anregte, nach Wien zu reisen, wo sich ihm bald eine Stätte des Bleibens und Wirkens, nach seinem Sinne, bereiten sollte. Während seines Aufenthaltes in Paris im Jahr 1808 hatte Schlegel das Glück, die Bekanntschaft des Fürsten (damaligen Grafen) von Metternich zu machen, der in jener Zeit den kaiserlichen Botschaftsposten am französischen Hofe bekleidete. Er ward von diesem hochgestellten Staatsmanne, der seine ausgezeichneten Talente und seine patriotische Gesinnung zu würdigen wußte, mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit behandelt; und so eröffneten sich ihm in Wien die angenehmsten Aussichten. Auf der Rheinreise ergriffen ihn

elegisch-vaterländische Gefühle, die sich in manchem schön empfundenen Gedichte aussprachen. Betrachtungen über altdeutsche Kunst und Art schlossen sich an sie. (Schon im Jahre 1806 hatte Schlegel in dem „poetischen Taschenbuche" sich über die gothische — eigentlich deutsche — Baukunst nach seiner Weise ausgesprochen.)

Frau von Staël war eben von Wien abgereist, wohin Aug. W. Schlegel sie begleitet hatte, als Friedrich Schlegel mit Dorothea daselbst eintraf. Seine und ihre Persönlichkeit brachten hier eine ganz eigenthümliche Wirkung hervor. Sie überraschten, enttäuschten und befriedigten zugleich. Man hatte in dem Mitbegründer der stürmenden romantischen Schule, in der geistvollen Dichterin des Florentin zwei ungemeine, vielleicht die geselligen Schranken verachtende, überschwengliche Kraftnaturen erwartet, — und siehe da! es erschien ein gesetzter, gelehrter, behaglicher, geselliger Mann, eine eben so gesetzte, ruhige, stille, häusliche Frau; — beide ganz so, wie sie das gemüthliche Wien nur irgend wünschen mochte. Sie waren denn auch sehr bald hier eingebürgert, und ihr Haus ward binnen Kurzem ein anziehender Vereinigungspunkt für Einheimische und Fremde, Gelehrte und Nichtgelehrte. Ein solcher Zustand sagte Schlegel's Ansichten und seiner Lebensstimmung vollkommen zu. Man gefällt sich meist gegenseitig; und in Schlegel's innerem Leben war eine Epoche des Ausruhenwollens eingetreten, wo, nach mannichfachen Enttäuschungen, Uebertreibungen und Schwankungen, endlich eine äußere behagliche Ruhe und ein innerer Friede sich als das Wünschenswertheste herausstellten. Hier nun

fand Schlegel die Befriedigung seiner liebsten Wünsche, zu einer Zeit, wo die allgemeine Lage der Dinge ihm noch eine kurze Thätigkeit nach seinem Sinne und sodann ein freundliches Asyl gewährte. Die Besonnenheit, Klarheit und Wärme seiner Feder, bei dem guten Klange seines Namens in Deutschland, konnte nicht verfehlen, ihm in höhern Kreisen Anerkennung zu verschaffen, und der Regierung, der er seine Kräfte anbot, in einer schwierigen Periode diese Kräfte zu empfehlen. Schlegel, wie schon erwähnt, dem Grafen von Metternich seit dem vorhergehenden Jahre bereits persönlich auf's Vortheilhafteste bekannt, ward bald nach seiner Ankunft in Wien bei der kaiserlichen Staatskanzlei als Hoffecretär angestellt, und wirkte durch seine Proclamationen gegen Napoleon mächtig und eingreifend, als er im Jahre 1809 das Hauptquartier des Erzherzogs Karl begleitete und dort die Armee-Zeitung schrieb. Nach wieder hergestelltem Frieden faßte der Graf von Metternich, der mittlerweile an die Spitze der auswärtigen Geschäfte gestellt worden war, den Gedanken, eine neue Zeitung, unter dem Titel „Oesterreichischer Beobachter", in Wien zu gründen, zu deren Redacteur er seinen damaligen Privat-Secretär, gegenwärtigen Regierungsrath von Pilat bestimmt hatte. Dieses Blatt erschien zuerst im März 1810, und da von Pilat sich zu dieser Zeit mit dem Grafen in Paris befand, besorgte Schlegel eine Zeit lang die Redaction desselben, und nahm dann auch späterhin, mit Pilat, Genß und Adam Müller eng befreundet, thätigen Antheil daran. Durch diese Arbeiten, so wie durch manche glücklich ver-

faßte diplomatische Schrift erwarb sich Schlegel das Zutrauen des Fürsten von Metternich, dem er dann später dankbar auch die nach seinem eigenen Urtheile vollendetste seiner Schriften, das letzte Ergebniß seines Forschens und Arbeitens gewidmet hat. In diesen Verhältnissen ward Schlegel (1815) Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft beim Bundestage in Frankfurt am Main. Von da an wurde erst sein, weit früher geschehener Uebertritt zur katholischen Kirche in Deutschland bekannter. Im Beginne des Jahres 1818 verließ Schlegel jene Stelle, um wieder nach Wien zurückzukehren, nachdem er vorher noch mit Dorothea in Rom gewesen war, um dort ihre beiden Söhne erster Ehe zu besuchen. Sein Bruder August Wilhelm hatte inzwischen (1813) den Adelsrang erhalten, und beide Brüder schrieben sich sofort, so wie auch in Folge ihrer Ernennung zu Rittern verschiedener Orden*) und eines alten Familien-Diplomes: von Schlegel. Seit dem Jahre 1819 lebte Friedrich, frei von allen Staatsgeschäften, wieder in Wien, und kehrte zu seiner gewohnten literarischen Thätigkeit zurück. Er hatte schon in den Jahren 1811 und 1812 die Vorlesungen über die Literaturgeschichte und neuere Geschichte gehalten, welche den Inhalt seines berühmtesten Werkes bilden. Er hatte eben damals ein „deutsches Museum" herausgegeben, welche Zeitschrift aber keinen Boden gewann; er hatte eine Darstellung der europäischen Staaten-Verhältnisse veröffentlicht, und glaubte so die ihm zugemessene Sphäre der Wirksam-

*) Friedrich erhielt den päpstlichen Christus-Orden.

keit hinlänglich ausgefüllt zu haben. Auszeichnungen mancher Art waren ihm zu Theil geworden (in jener Zeit ward er auch Mitglied der Wiener Akademie der bildenden Künste), und so entschloß er sich denn, wie zu einem Resumé seines Lebens und Schaffens, zur Durchsicht und Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften, deren Resultat hier dem Publicum vorliegt.

Damit aber hatte er keineswegs im Sinne, sich jeder weitern literarischen Thätigkeit zu begeben. Noch im Jahre 1820 machte er, nach seiner Weise, durch eine Zeitschrift: „Concordia" den freilich bedenklichen Versuch, die streitenden Ansichten über Staat und Kirche zu vereinigen, ein Versuch, der, wie alle seine Vorgänger, mißlang. „Concordia" zog sich bald aus den lärmenden Verhandlungen der Parteien zurück, und verschwand vom Schauplatze des Haders. Von nun an erschien Schlegel's Name nur selten mehr öffentlich, als etwa um das Buch eines debütirenden Schriftstellers durch Bevorwortung zu empfehlen, einem Gemälde, das seinen Ansichten entsprach, das Wort zu reden, oder d. gl., bis er im Jahre 1827 sich wieder angeregt fühlte, vor einem gemischten Publikum, welches auch Damen in sich faßte, im Saale eines Gasthofes Vorlesungen über die „Philosophie des Lebens" zu halten, die ein Jahr später gedruckt erschienen. Sie liegen in dieser Ausgabe mit vor, und so kann der weltkundige Leser sich leicht vorstellen, welchen Effect diese Vorträge, trotz ihrer trefflichen Einzelheiten, auf eine solche Hörerschaft bei dem Begriffe machen mußten, den man sich von jeher unter dem Worte „Lebens-Philosophie" gebildet hat. Das System

(wenn man Kürze halber einen Ausdruck brauchen darf, der weder paßt, noch von Schlegel selbst angesprochen ward), in welches er hier die letzten Ergebnisse seines Denkens zusammengefaßt darlegt, ließe sich am füglichsten als eine der Denkgeschichte, den Richtungen und der Ausdrucksform unserer Zeit und unserer Nation angeeignete Palingenesie der auf eine eigenthümliche Art gedeuteten Lehre St. Martins bezeichnen. Ob durch sie — wie Krug (Handwörterbuch d. Schlegel) hoffte — der Schulphilosophie für immer der Abschied gegeben sei, lassen wir dahingestellt. Das größte Lob verdient an diesen Vorträgen die Sorgfalt,— „das logische Gewissen," um mit Schlegel's eigenem Ausdrucke zu sprechen — mit welcher, wenigstens dem Grundsatze nach, Philosophie, Theologie und Naturforschung auseinander gehalten, und die Grenzen der ersten, innerhalb des rein Menschlichen, diesseits des unbedingten Uebersinnlichen, und jenseits des Materiellen gezogen werden. Es ist nur zu bedauern, daß Schlegel bei diesen Vorlesungen sehr skizzenhaft und eilig verfuhr, was man sowohl im Vortrage, als bei der Selbst-Lektüre zu bemerken Gelegenheit hatte. Doch scheint er seinen Mittheilungen eine weitere Folge und eine gewisse testamentarische Ganzheit zugedacht zu haben, denn als er im Winter des darauf folgenden Jahres (1828—1829) in Familien-Angelegenheiten mit seiner Schwestertochter, der talentvollen Künstlerin Freiin von Buttlar in sein geliebtes Dresden ging, eröffnete er auch hier Vorlesungen über Philosophie, besonders der Sprache, — aber er endete sie nicht*). In der Mitte des Jänners

*) Sie erschienen nach seinem Tode.

(1829) langte plötzlich in Wien die Nachricht ein, daß Friedrich Schlegel am 12. (11.?) jenes Monats unversehens an einem Schlagflusse gestorben sei. Die Vorboten desselben, häufige Schwindelanfälle, waren schon seit längerer Zeit vorangegangen, und wiederholte Kränklichkeiten trübten seine letzten Jahre. Dorothea trug den Schlag mit all der Fassung, die ihr religiöser Sinn ihr verlieh. Aber später ward sie von Tag zu Tag mehr in sich gekehrt, und vermied, von ihm zu sprechen. Sie machte sich Selbstvorwürfe darüber, daß sie ihrem Gatten nicht die letzte Pflege hatte gewähren können, und war, so nach Art hypochondrisch-überzarter Naturen, selbstquälerisch bemüht, ihren Schmerz zu schärfen, zu erhöhen, zu pflegen. Ein Jahr nach Schlegel's Tode erging an ihren Sohn Philipp Veit, der mit seiner zahlreichen Familie in Rom lebte, der Ruf, als Director die Leitung des Städel'schen Museums zu Frankfurt am Main zu übernehmen. Dorothea trat mit ihm den Weg nach Deutschland an, und fand hier, in einer liebreichen, großmütterlichen Thätigkeit den angemessensten Trost für ihren Verlust. Ihre Schwiegertochter, eine Römerin, und ihre Enkel, in Rom geboren, sprachen kein deutsches Wort, und so übernahm sie die Leitung des ganzen Hauswesens, und erheiterte dadurch ihre letzten Jahre. Nach einem kurzen Krankenlager starb sie in Frankfurt am 3. August 1839. In ihrem Testamente gedachte sie auch ihrer entfernten, namentlich der in Wien lebenden Freunde.

Fr. Schlegel's Aeußeres drückte den Charakter eines behaglichen, geselligen, doch dabei etwas eigenen, oft in

sich gewendeten Gelehrten, aus. Ein lebenvolles, verständiges Auge, dessen Blick die gewohnte, freie Thätigkeit der Fantasie verrieth, bildete ein erfreuliches Gleichgewicht zu dem Materiellen seines vollen, breiten Körperbaues. In der Conversation lebhaft, beweglich, oft geistreich, erfreute er sich gern des Paradoxen und Seltsamen, in Wort und That. Oft traf sein Witz, ernsthaft oder im Scherze, mehr oder minder gerecht, die Zeitgenossen, mit denen er in den wenigsten Lebensfragen übereindachte, oft die Frauen, bei denen er wohl den Fehler wieder gut zu machen wußte. Ein Lieblings-Thema seines Unwillens und seiner Paradoxien war das moderne literarische Treiben und überhaupt das Unheil, welches, seiner Meinung nach, die Erfindung der Buchdruckerkunst angerichtet habe. Und freilich, wenn man auf Jahrhunderte sieht, die in der Weltgeschichte Minuten sind, wenn man unsere Dichtkunst z. B. mit jener der Griechen vergleicht, — so verliert diese Paradoxie ungemein viel von ihrer Paradoxie! Allein ein Blick auf die Gesammt-Entwickelung der in der Menschheit liegenden Kräfte, die sich weiter als auf die literarische Wirksamkeit beziehen, gibt eine andere Aussicht; und jedenfalls ist es am wenigsten der Schriftsteller, der bis an's Ende seines Lebens thätige Schriftsteller. dem man diese Klage gestatten wird. Schlegel würzte gern durch ähnliche Behauptungen die Schaalheit der gewöhnlichen Gesellschaft; die Gesellschaft selbst zu entbehren, lag nicht in seinem Wesen. Gerne überließ er sich dem Vergnügen eines freundschaftlichen Mahles, und der Verfasser dieser Skizze erinnert sich mit Heiterkeit, bei seinem ersten Besuche den berühm-

ten Schriftsteller, eine Schürze um den Leib, aus der Küche tretend, kennen gelernt zu haben, wie er sich tausendfach entschuldigte, daß er an ein Lieblingsgericht Hand angelegt hätte, welches ihm Niemand so recht nach Wunsch zu bereiten verstünde. Diese ungetrübte Freude am Genusse des Daseins verband sich in Schlegel ungezwungen mit seinen ernsten, philosophischen und religiösen Ansichten. Ueberhaupt ist es bezeichnend, daß sich in ihm, wie in einem allgemeinen Menstruum, die verschiedensten Elemente mit einander vertrugen, die in einem andern Charakter vielleicht den lebhaftesten Zwiespalt erregt und zum Zerfallen mit sich selbst geführt hätten. Er fand sich selten veranlaßt, seinen früheren Ansichten zu widersprechen, eine Meinung zu desavouiren, eine Arbeit zu mißbilligen oder zu vernichten. Immer wußte er eine Brücke zu bauen, welche die eine freundlich mit der andern verband. So verschmolzen Griechenland, Indien und das mittelalterliche Deutschland in ihm zu Einer Welt, in der er sich überall zu Hause fühlte. Diese Art Vielseitigkeit mit harmonischer Färbung verfehlte nicht, einen angenehmen und bedeutenden Eindruck zu machen. So stellte sich in den allgemeinsten Zügen Schlegel's Persönlichkeit heraus.

Ueber seine Bedeutung als Schriftsteller hat die Geschichte bereits entschieden. Um sich dieselbe völlig verständlich zu machen, muß man die drei, im Verlaufe dieser Erzählung angeführten und aus der Lebensgeschichte entwickelten Epochen in Schlegel's Hervorbringungen unterscheiden: die antike, die romantische und die, welche man die positive nennen könnte, und welche mehr ein Ausruhen

nach verschwenderisch bethätigten Kräften darstellt, wo das beunruhigte Gemüth, der rastlos bewegte Geist endlich eine Stütze, ein Kissen sucht und findet. Man pflegt die beiden Brüder gerne zu vergleichen, und sodann für einen von Beiden Partei zu nehmen, je nachdem man eben diese oder jene Vorzüge höher zu halten gewohnt ist. August Wilhelm liebte es, sich mehr in die Breite zu ergehen, mit Virtuosität in allen Formen und Farben der Dichtkunst zu glänzen, ohne je die zarte Grenze eines gereinigten Geschmackes zu überschreiten; Friedrich fühlte sich mehr in die Tiefe gezogen, aus der er Schätze wundersamer Dichtung und Betrachtung herausförderte, in die er sich nur zu gerne und für immer, träumerisch verlor. Beide Brüder haben ihr dichterisches Verhältniß zu einander in zwei Gedichten lebendig ausgesprochen, die sie an einander richteten. August vergleicht sie in dem seinen mit zwei in Einen Stamm verschlungenen Bäumen, von denen der Eine die Wurzeln in den Boden, der Andere, er selbst, die Blüthen in die Lüfte trieb, beide von Einem Mark genährt. Friedrich muntert in dem seinen den Bruder auf, sich der Schwermuth und dem Verzagen zu entreißen, und muthigt vereint mit ihm den Kampf für ihres Volkes Ruhm zu bestehen. Das persönliche Verhältniß der Brüder war stets, selbst bei theilweise verschiedenen Ansichten, ungetrübt. August verwahrte sich (1828) auf das Bestimmteste gegen das Gerücht, daß auch Er das Glaubensbekenntniß seines Bruders theile; Friedrich nahm ihm diese Erklärung nicht im Geringsten übel; beide liebten und achteten sich gegenseitig.

An Reinheit, Klarheit, Besonnenheit und sanftem Flusse der Prosa, bei reichem Gehalte und vielseitiger Bildung bleibt Friedrich Schlegel für immer, vor Allem aber für unsere Zeit, unter den ersten Mustern unserer Sprache stehen. Wann hätte es mehr Noth gethan, als eben jetzt, in den Tagen krankhafter Aufregung, flüchtiger Oberflächlichkeit, leidenschaftlicher Zerrissenheit, überreizter Abspannung, wieder einmal ein solches Muster vor sich zu nehmen, — sich zu erinnern, daß es eine Form, ein Maaß und eine Schönheit gibt? Schlegel hat diese verworrene Richtung der Literatur gut gekannt und ihr mit prophetischem Blicke vorangesehen. Aber er hat deßhalb die Kunst nicht verloren gegeben. „Die Kunst ist deßhalb nicht verloren weil der große Haufe aller Derer, die nicht sowohl roh, als verkehrt, die mehr mißgebildet als ungebildet sind, ihre Einbildungskraft von Allem, was nur neu oder seltsam ist, willig anregen lassen, um nur die unendliche Leerheit ihres Gemüthes mit irgend etwas anzufüllen, und um der unleidlichen Länge ihres Daseins wenigstens auf einige Augenblicke zu entfliehen. Der Name der Kunst wird entweiht, wenn man das Poesie nennt: mit abenteuerlichen oder kindischen Bildern spielen, um schlaffe Begierden zu stacheln, stumpfe Sinne zu kitzeln, rohen Lüsten zu schmeicheln. Viele der vortrefflichsten Werke der neuen Poesie sind ganz offenbar Darstellungen des Häßlichen. Die Philosophie verliert sich in das Dichterisch-Unbestimmte, und die Poesie neigt sich zu einer grüblerischen Tiefe; die Geschichte wird als Dichtung, diese wiederum als Geschichte behandelt. Selbst die Dichtarten verwechseln gegenseitig

ihre Bestimmung: eine lyrische Stimmung wird Gegenstand eines Drama, und ein dramatischer Stoff wird in lyrische Form gezwängt. Die hervorbringende Kraft ist rastlos und unstät, die allgemeine Empfänglichkeit ist immer gleich unersättlich und gleich unbefriedigt. Die Karikatur des Kunstsinnes, die Mode, huldigt mit jedem Augenblicke einem neuen Abgotte. Jede neue, glänzende Erscheinung erregt die Zuversicht: jetzt sei das Ziel erreicht, der Maaßstab alles Kunstwerthes gefunden. Nur daß der nächste Augenblick den Taumel endigt; daß dann die nüchtern Gewordenen den Abgott zerschlagen, und in neuem, erkünsteltem Rausche einen andern an seine Stelle setzen, dessen Vergötterung auch nicht länger dauert! Die deutsche Poesie stellt ein vollständiges geographisches Naturalien-Kabinet aller National-Charaktere jedes Zeitalters und jeder Weltgegend dar; nur der deutsche, sagt man, fehle. Im Grunde völlig gleichgiltig gegen alle Form, nur voll unersättlichen Durstes nach Stoff, verlangt auch das feinere Publikum nichts, als das Interesse einer charakteristischen Eigenthümlichkeit oder den Effect der Leidenschaft. Wenn nur gewirkt wird, wenn die Wirkung nur stark und neu ist! Aber umsonst führt man aus allen Zonen den reichsten Ueberfluß solcher materiellen Reize zusammen. Das Faß der Danaiden bleibt ewig leer. Durch jeden Genuß werden die Begierden heftiger, und die Hoffnung einer endlichen Befriedigung entfernt sich immer weiter." (V. 22.) Wie richtig, wie wahr — wahrer als zu der Zeit, da sie geschrieben wurden — sind diese Bemerkungen! Sind auch die Hoffnungen, die Schlegel, der deßhalb die Kunst nicht

verloren gab, an demselben Orte dennoch aussprach, erfüllt worden? hat das erneute Studium des Alterthums, hat die Symbolik eines philosophirenden Romanticismus, hat die religiöse und vaterländische Begeisterung uns jenes verlorene Paradies des Schönen wiedergebracht? Die Geschichte erläßt uns die Antwort. Aber das Bedürfniß der Poesie und mit ihm die schöpferischen Versuche des Genius werden nie von der Erde verschwinden. Es wird eine Zeit kommen, wo man die Dichtkunst wieder suchen, finden und erkennen wird; und dann werden auch die Verdienste ihrer Erwecker unter uns, unter welchen Schlegel's Name glänzt, befreit von den Schlacken vergänglicher Verhältnisse und zeitlicher Hemmungen, rein und dauernd, ein unveräußerliches Eigenthum unsres Volkes bleiben!

Johann Mayrhofer.

Ich kam zu früh, ich kam zu spät,
So ward mein Leben auch verweht.

Die Betrachtung der Eigenthümlichkeit bedeutender Menschen bleibt immer die interessanteste, die fruchtbarste, die würdigste Beschäftigung. Ich wenigstens weiß keine höhere Aufgabe als: das Große begreifen zu lernen. Hervorbringen können Wenige; zum Verstehen kann sich Jeder bilden; und insofern diese letztere Aufgabe die allgemeinere ist, ist sie die höhere, die von der Natur für's Ganze intentionirte. Die Produktionskraft, in der geistigen, wie

in der leiblichen Natur, im Einzelnen, wie in Zeiten und Völkern, gehört nur dem Blütenalter an und verliert sich mit der Zeit bei den Begabtesten selbst in eine allgemeine Bildung. Gesellt sich zu dieser Aufgabe nun ein literarisches, verbindet sich damit ein vaterländisches Interesse (nicht wegen des Zufalls der Geburt, sondern in einem tieferen charakteristischen Sinne), so wird sie wichtig für die Welt. Sie wird zur Pflicht, wenn wir hoffen dürfen, durch unser Bestreben einer noch zu wenig gekannten, großen Erscheinung zu mehrerer Geltung zu verhelfen, und indem wir eine uns ewig theure Urne bekränzen, zugleich der Pietät der Freundschaft und der höheren gegen die geistige Menschheit ein Opfer zu bringen. Es kommt nur darauf an, daß der Leser einer gleichen Pietät fähig sei, — daß er ausruhend von den Aufregungen, welche Theater und die Lektüre der bewegten Tagesliteratur in ihm hervorbrachten, sich in die Stimmung setze, an der ernsten stillen Betrachtung einer innern Entfaltung Theil zu nehmen. Denn die folgenden Blätter enthalten weniger eine Geschichte als eine Darstellung; schildern weniger ein Leben als eine Denkweise. Das Leben bedeutender Menschen unserer Zeit, zumal der Dichter, ist, wie die Zeit selbst mehr innerlich — wenigstens in so fern es bedeutend ist. Bei Unproductiven reicht es oft hin, zu wissen, welche Bücher, wann und in welcher Folge sie dieselben gelesen, und man weiß ihre innere Geschichte. Bei unserem Freunde reicht es nicht hin. Allein seine Gesinnung bleibt die Hauptsache. Rücksichten, die ich mir selbst auflege, die mir die Verhältnisse gebieten, machen es zur Pflicht, bei dieser

Hauptsache zu bleiben. Und wenn sie auch nicht wären, wenn ich auch die Fabel des äußern Daseins abspinnen könnte, — ich wollte nicht. Der Aeußerlichkeiten, des Geklatsches hat unsere Zeit ohnehin genug. Und ist die Gesinnung nicht das eigentliche Leben des Menschen; mag man lernen, sich auch an ihr wieder einmal zu erbauen! Jünglinge, ja Knaben (seien sie's den Jahren oder dem inneren Lebensgehalte nach), spielen Rollen in der Komödie die wir „moderne Literatur" nennen; mag man sich auch einmal das Bild eines Mannes vorhalten lassen. Wenn eines unserer Zeit Noth thut, so ist es Das.

Lange Vorreden und Eingänge thun ihr nicht Noth. Was wird jetzt nicht Alles bevorwortet! Man kann blos durch's Bevorworten ein berühmter Schriftsteller werden. Und doch, ich habe noch etwas zu sagen: Unsere Zeit hört allmälig auf, nur stets das Berühmte für das Bedeutende zu halten. Man hat die zweideutigen Bedingungen des öffentlichen Beifalls kennen gelernt, und eine edlere Kritik ist allenthalben bemüht, das Verborgene und Aechte an's Licht zu ziehen. Und noch Eins: Die Forderung, man solle auch das Vortreffliche ohne Vorliebe und unparteiisch beurtheilen, ist ganz thöricht. Es kann nur von der Vorliebe, von Enthusiasmus, verstanden werden.

Mayrhofer war am 3. November des J. 1787 zu Steier im Traunkreise des Landes ob der Enns geboren. Aus demselben Füllhorn, welches jenes herrliche Land mit allen Reizen der Natur überschüttet hat, fielen auch die Blumen auf seine Wiege, die sein Leben schmückten. Dies ist keine Metapher. Das Gefühl für die Schönheit der

Welt war seine eigentliche Muse, die ihn auf dem dunklen Lebenswege geleitete; seine erste Erinnerung, und die ihm am längsten treu geblieben ist. Frühzeitig hat er die Gymnastalstudien in Linz, mit ganz vorzüglichem Erfolge vollendet, so daß er in jedem Jahre mit Prämien bedacht ward. Es gibt ausgezeichnete Geister, deren erste Studienjahre wenig versprachen. Unserem Freunde war es eigen, immer mit redlicher Strenge das von sich zu fordern, was die Gegenwart gebot. Und so vollendete er die philosophischen Studien im Lyceum zu Linz eben so glücklich, wobei ihm die Gabe eines treuen Gedächtnisses zu statten kam. Sein Vater hatte ihn zur Theologie bestimmt. Er studirte diese als Kleriker des Stiftes St. Florian durch drei Jahre, ebenfalls mit Auszeichnung und erwarb sich dabei jene gründliche Kenntniß der alten Sprachen, die ihn in späteren Bestrebungen so sehr förderte. Nachdem er in jenem Kloster das Noviziat abgelegt, bestimmte ihn eine richtige Schätzung der Art, Größe und Richtung seiner Kräfte zu dem Wunsche, die Verhältnisse des weltlichen Lebens kennen lernen, und dem ihm so werthen Vaterlande die Dienste eines Staatsbürgers leisten zu dürfen; und er ließ es sich nicht gereuen, mit der ihm eigenen eisernen Beharrlichkeit nun erst in Wien die juridischen Studien zu beginnen, und wieder mit glänzendem Erfolg zu vollenden.

Hier in Wien nun war es, wo sein Streben eine entschiedene und entscheidende Richtung, seine poetische Produktionskraft lebendige Impulse und seine Ausbildung Gestalt und Abschluß gewann. Bisher war seine Tendenz,

wie es bei einsamen Autodidakten, zumal wenn sie auf dem Lande leben, meist der Fall ist, fast ausschließlich nach Innen gewendet, und es fehlte eben nur eine bedeutende reiche Außenwelt, wenn dieser kräftige Geist sich nicht einseitig in sich verschließen und wie die Fichte auf dem höchsten einsamen Alpengipfel verkümmern sollte. Ein solches belebendes und zugleich begränzendes Außen ward ihm nun in der bewegten Residenz und wirkte in Verbindung mit dem ihm inwohnenden Ernste und sittlichem Gehalte das Erfreulichste. Indem sich der Jüngling gleichstrebenden, fröhlichen, hofnungsvollen, mannigfach begabten Freunden gesellig anschloß, entwickelte sich eine Seite seines Wesens, welche, wiewohl völlig national, doch in der romantischen Heimat, bei einer Art jugendlichen Einsiedlerthums, nie recht herausgetreten war, eine gemüthliche, frohe Laune von der besten kernhaftesten Qualität. Sie war ein Element in der Komplexion dieser ernsten tüchtigen Natur und ist auch später nicht ganz von ihm gewichen, wenn sie sich gleich allmälig mehr verbarg und jenen minder schuldlosen Charakter annahm, den er selbst als kaustisch zu bezeichnen pflegte. Ward aber der Witz in ihm seltener, so wirkte er, wo er hervorbrach, nur um so schlagender, — ich möchte sagen rührend. Es findet sich in seinem Nachlasse ein Gedicht „Mephistopheles" überschrieben, welches diese gemüthliche Bitterkeit, die nicht zu bezeichnen ist, vollkommen ausdrückt. Es ist die Stimmung, die einen durchaus guten, innigen, gescheidten Menschen befällt, der gerne mit andern des Lebens froh werden möchte, — wenn er zusehen muß, wie sie sich das Leben verderben und ihm dazu.

Für solche Stimmungen erfand er sich eine Dichtungsform, die er „Sermone“ nannte, und worin er, ein Prediger in der Wüste, weniger human als Horaz, seine Galle über das ausließ, was an uns gemein und für ihn verletzend war. Denn so derb sein Charakter auf der einen Seite, so sittlich zart bis zum Krankhaften war sein Gemüth auf der andern. Ich weiß nicht, ob er damals mit W. F. Meyern (dem Verfasser von Dya-Na-Sore) persönlich bekannt ward, aber in dem eben erwähnten Zuge hatte er mit diesem merkwürdigen Manne eine auffallende Aehnlichkeit, wie denn Meyern unter jene Erscheinungen gehört, die auf unsern Freund am bleibendsten gewirkt haben. Manches deutet auf eine nähere Verbindung, als durch Lektüre. Der uns allen rühmlichst bekannte ehemalige Hofopernsänger Vogel gehörte zu den Freunden Meyerns und zugleich zu denen Mayrhofer's, und den Brief Meyern's, welchen ich in der neuen Auflage von Dya-Na-Sore (Wien bei Klang 1840 1. Band) mittheilte, erhielt ich aus den Händen Mayrhofers, der ihn sehr hoch hielt. Dem sei wie ihm wolle; eine tiefe, innere Verwandtschaft waltete zwischen Beiden; Beide machten an die Welt und an sich selbst übertriebene Anforderungen; Beide waren gleich rechtlich und gleich hypochondrisch, — nur mein Freund wußte sich mehr objektiv zu machen und mit der Welt durch poetische Gestaltung fertig zu werden. Es ist die Handhabe, an welcher man sie am besten faßt und er hatte diesen Kunstgriff, nebst dem Triebe des angebornen Talentes, vorzüglich dem Einflusse Goethes zu verdanken, der ihm eben auch in jener Epoche zum größten

Heile gedieh. Man kann sich gar keine glücklichere Verbindung, kein fruchtbareres Gleichgewicht denken, als die Mischung der in Mayrhofer liegenden und der von Goethe ausgehenden Elemente hervorrufen mußte. Es ist wie die Harmonie von Innen und Außen, von Kraft und Schönheit, von Streben und Ruhe. Auch war diese Einwirkung Goethe's tief und dauernd und prägte sich besonders in Mayrhofer's Gedichten, mitunter bis zum Scheine der Nachahmung aus. Er lebte noch jene Zeit mit, in welcher Werke von Goethe erschienen und auf das begierige Publicum wirkten. Die Nachgebornen, welche Goethe's Werke nur wie eine todte Sprache studiren, haben keine Vorstellung von jener Epoche und erfahren von ihnen auch jene lebendige Einwirkung nicht mehr, welche die früheren so sehr gefördert hat. Besonders war Mayrhofer durch Pandora, die Wahlverwandtschaften, den Divan und später die Wanderjahre angeregt. Es findet sich auch in einer hinterlassenen Notiz, daß er an Goethe geschrieben; von einer Abschrift des Briefes aber, wie von einer Antwort ist keine Spur. Es ist jedoch zum Verständnisse wichtig, daß ihm Goethe gerade damals Alles ward, als die Welt sich vom Dichter wandte. Der allbewunderte Goethe war es weniger, der ihn interessirte, als der nicht mehr verstandene. Die erhöhten und geläuterten Ansichten, zu welchen der weise Dichter erst nach mancher Lebensfahrt, vorzüglich durch seine naturwissenschaftlichen Bemühungen gelangt war, — diese waren es, die unsern Freund im Innersten trafen und mit dem Lichte zusammenflossen, das die Betrachtung des Lebens

in ihm bereits entzündet hatte und hier war es auch, wo wir uns besonders begegneten; denn wir beide schätzten das Leben blos nach den Ergebnissen, die sich ihm abgewinnen ließen — und wenn ich Mayrhofer mit Einem Ausdrucke schildern müßte, so würde ich sagen: er war von allen mir bekannten Menschen derjenige, dem das Leben die größten Resultate gebracht hat. — Ward ihm Goethe auf diesem Wege nützlich, so ward dagegen Herder sein eigentlicher Vater und Bruder im Geiste. Diese Art, Alles im Großen und Ganzen anzuschauen, Geschichte als Naturforschung und diese geschichtlich zu behandeln, geflügelte Worte der Ahnung auszusprechen und zuletzt alle Elemente des Weltlebens in einem Glauben, in einer Religion, versöhnend zu einigen, — was konnte einem Naturelle, wie das unseres Freundes gemäßer sein? — Wenn ich nun noch Feßler nenne, dessen ahnungsvolle Betrachtungen über Musik, Weiblichkeit, ethische und religiöse Symbolik in den „Rückblicken auf eine siebenzigjährige Pilgerschaft“ wohl geeignet waren, den eigenen Ansichten Mayrhofers einen verklärenden Nimbus zu verleihen, so habe ich so ziemlich Alles aufgeführt, was in der ersten Bildungsperiode entschieden auf Mayrhofer einwirkte. Im Zuge der letzt erwähnten Denkreihen gelangte er denn bis zu den fabelhaften Büchern, die dem dreimal großen Hermes zugeschrieben werden, über deren Inhalt wir manches abenteuerliche Gespräch führten. — Unter den persönlichen Bekanntschaften, welche sein Aufenthalt in Wien damals herbeiführte, ward ihm besonders im Jahre 1812 die des braven Theodor Körner lieb,

so kurz sie währte; denn Körner kam im Jahre 1811 nach Wien, und schied im Jahre 1813, um noch in demselben Jahre den Heldentod zu sterben. Mayrhofer hat diese kurze, aber innige Verbindung, diesen schmerzlich-erhebenden Verlust in mehreren bedeutenden Gedichten besungen.

Allein im Jahre 1814 war es, wo sich ein Verhältniß bildete, welches im Leben unseres Freundes den Mittelpunkt ausmachte, welches mehr als alle andern den Dichter in ihm zu der ihm möglichen Reife brachte und welches nicht nur im Leben Mayrhofers, sondern man darf wohl sagen überhaupt, einzig und unvergleichbar dasteht.

Ich lasse ihn selbst sprechen: „Mein Verhältniß mit Franz Schubert, — schrieb er in einem Tagebuchaufsatze, den er später zum Theil in Hormayr's Archiv veröffentlichte, — wurde dadurch eingeleitet, daß ihm ein Jugendfreund mein Gedicht „am See" zur Komposition übergab. An des Freundes Hand betrat Schubert das Zimmer, welches wir fünf Jahre später gemeinsam bewohnen sollten. Es war in einer düstern Gasse. Haus und Gemach haben die Macht der Zeit gefühlt, die Decke ziemlich gesenkt, das Licht von einem großen, gegenüber stehenden Gebäude beschränkt, ein überspieltes Klavier, eine schmale Bücherstelle: so war der Raum beschaffen, welcher mit den darin zugebrachten Stunden meiner Erinnerung nicht mehr entschwinden wird." — Ich habe diese Worte absichtlich angeführt, weil sie zugleich ein Beispiel von jener treuen Auffassung und Festhaltung der Zustände geben, welche Mayrhofern so

eigen war, und welche ja eigentlich den Dichter macht. „Gleichwie der Frühling die Erde erschüttert — fährt Mayrhofer fort, — um ihr Grün, Blüten und milde Lüfte zu spenden, so erschüttert und beschenkt den Menschen das Gewahrwerden seiner produktiven Kraft; denn nun gilt Göthes:

Weit hoch, herrlich der Blick,
Rings in's Leben hinein,
Von Gebirg zu Gebirg,
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll!

Dieses Grundgefühl und die Liebe für Dichtung und Tonkunst machte unser Verhältniß inniger; ich dichtete, er komponirte, was ich gedichtet und wovon Vieles seinen Melodien Entstehung, Fortbildung und Verbreitung verdankt." „So weit jener Aufsatz; aus dem Manuscripte theile ich das weitere mit. „Gehülfe — heißt es daselbst — in der Schule, die sein Vater in einer entlegenen Vorstadt hielt, hatte Schubert in einer engen Stube ein elendes Klavier stehen. Wie oft hab' ich ihn da aufgesucht! mit welcher Empfindung betrat ich im November 1829, am Tage, da das Requiem für den Verewigten gehalten ward, wieder dieses Haus. Der Strom der Verhältnisse und der Gesellschaft, Krankheit und geänderte Anschauung des Lebens hatten uns später auseinander gehalten; aber was einmal war, ließ sich sein Recht nicht nehmen. Oft hatte ich Schubert's würdigen Vater über das Fortkommen des Sohnes zu trösten, und ich wagte es zu prophezeihen, daß Franz gewiß durchdringen,

ja, daß eine spätere Welt ihm den Antheil nachtragen würde, der ihm anfangs nur langsam ward. Während unseres Zusammenwohnens konnte es nicht fehlen, daß Eigenheiten sich kund gaben; nun waren wir jeder in dieser Beziehung reichlich bedacht, und die Folgen blieben nicht aus. Wir neckten einander auf mancherlei Art und wendeten unsere Kanten zur Erheiterung und zum Behagen einander zu. Seine frohe, gemüthliche Sinnlichkeit und mein in sich geschlossenes Wesen traten schärfer hervor und gaben Anlaß, uns mit entsprechenden Namen zu bezeichnen, als spielten wir bestimmte Rollen. Es war leider meine eigene, die ich spielte." — Ich habe hier den Geschilderten sich selbst schildern lassen, weil ich das Verhältniß so wie den Uebergang zur zweiten traurigen Hälfte von Mayrhofers innerem Leben nicht wahrer zu geben wüßte. Jenes Verhältniß, wie es der Zenith seines Lebens war, ist überhaupt einzig und wird kaum wiederkehren, wie es noch nie da war. Denn Zelter war kein Schubert, und Goethe war über seine lyrische Periode zu der Zeit, auf die ich anspiele, hinaus. Und doch, nur durch ein solches Zusammentreffen entsteht das ächte Lied. Denn wie man vom Dramatiker mit Recht fordert, daß ihm bei Behandlung seines Stoffes ein Publicum vorschwebe, dem dieser Stoff zur Gegenwart werden muß, so legt der Lyriker seinem Gedichte schon die Melodie in's Herz, die der Tonsetzer demselben nur entlockt. So war es hier, und es ist merkwürdig, daß Mayrhofer selbst sagt, sein herrliches Gedicht „Memnon" „kläre sich erst durch Schubert's Töne." Auch zu größerm Versuchen ward

unser Dichter durch das gemeinsame Streben veranlaßt. Er verfaßte zwei Opern, wovon Schubert die eine: „die Freunde in Salamanka" in zwei Akten komponirte, die andere „Adrast" sich im Nachlasse des Dichters findet. Der Gehalt dieses Textes zeigt, daß man in jeder Form den Kern des tiefsten eigenen Daseins zu geben im Stande sei; die Behandlung ist skizzenhaft und unreif; der musikalischen Bearbeitung widerstrebt der Zeitgeschmack, welchen das Einfach-Große, wie es im Sinne der Antike hier bezweckt werden mußte, nicht zusagt. Wie ich ihm in diesen Zeilen, so setzte Mayrhofer seinem Freunde in den erwähnten Blättern (1829) ein Denkmal der Erinnerung, welches er mit den Worten abschließt: „Mir war und bleibt Schubert ein Genius, der mich mit angemessenen Melodien durch's Leben, bewegt und ruhig, räthselhaft und wechselnd, verworren und leicht wie es ist, treulich geleitet." Und ich, indem ich die schönen Worte mit Wahrheit auf das Verhältniß der Gedichte Mayrhofers zu mir beziehe, schließe mit ihnen, nicht ohne Rührung, die Darstellung dieses Verhältnisses.

Denn von nun an, wie sich auch die äußern Zustände gestalten mochten, wird es dunkler in der Geschichte jenes Inneren, das ich ja eigentlich nur vor Augen habe. Anfangs hatte die Verbindung mit Schubert und der beide umgebenden geselligen Kreise das Rauhe in Mayrhofers Wesen gerundet und die holde Blüte der Dichtkunst in ihm gezeitigt. Aber es blieb nicht so. Zarte Naturen mögen sich, einem neuen, geistigen Klima gemäß, allgemach umgestalten; kräftige kehren, je heterogener ihre

Umgebung ist, nur um so schärfer ihr Eigenstes heraus. Sie bilden sich, recht eigentlich durch den Widerspruch, zu dem aus, was ursprünglich in sie als Keim gelegt ist. Und so erging es auch diesem edlen Geiste, dessen Härte in der Milde der Geselligkeit, dessen herber Ernst in ihrem Frohsinn, sich erst recht klar ward. Er konnte, wie er von sich selbst sagte, „zerbrochen aber nicht verwandelt werden." Er zerbrach, und gar Vieles wirkte zusammen, ehe die traurige Katastrophe eintrat. Die erwähnte, nach dem Gesetze des Kontrastes vor sich gehende, innere Entfaltung ward durch eine körperliche Disposition zu jenen komplizirten, das Leben verbitternden Qualen, unterstützt, welche unter dem Namen Hypochondrie mehr als die Hälfte des menschlichen Geschlechtes peinigen, und im Grunde unserer Zeit ihre Farbe leihen. Sie hatten bei ihm ihre Wurzel in der gestörten Funktion des Gangliensystems und steigerten sich mit den Jahren nur immer mehr; zumal als durch innern Zwiespalt der Trieb zu müssigem Meditiren unterhalten und durch äußere Berufspflicht die sitzende Lebensart geboten ward, und jene Ausflüge durch die romantische Gebirgswelt der Heimath seltener statt finden konnten, von welchen er nie zurückkam, ohne neue Nerven, neue Hoffnungen und neue Gedichte mitzubringen. Zu allem dem kam noch eine unglückliche Neigung; — und wie hätte die Liebe im Leben des Dichters fehlen sollen? wie hätte sie im Leben dieses Dichters anders erscheinen können, als in der Gestalt des Schmerzes? Und so geht sie denn auch verhüllt und mit räthselhaftem Zauber, durch seine Gesänge. Der Tod eines theuren Mitgliedes der Familie

zu Pesth 1819 gesellte sich zu so vielen schmerzlichen Eindrücken und warum sollte man nicht auch den Mangel der Anerkennung dazu rechnen dürfen, als er die Blüten seiner stillen, innern Pflanzung einer stumpfen, gleichgiltigen Tageswelt darbot? Es entstand eine ängstliche Scheu vor der Veröffentlichung in ihm, die endlich, mit so vielen andern in sich verhaltenen gährenden Gefühlen bis zum Krankhaften wuchs. Das Motto aus seinen hinterlassenen Blättern, das ich diesen über ihn vorsetzte, bezeichnet ganz die Stellung, in der er sich empfand, und die Stimmung, die daraus hervor ging. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er der Welt, die ihn umgab, im Geiste vorausgeeilt sei, — oder daß er lieber in einer größer gesinnten, thatkräftigen Vorwelt hätte geboren werden sollen. Doch ich will mir nicht vorgreifen. Dieß Eine ist mir gewiß: wenn irgend in der Welt, so war in diesem Leben etwas Dämonisches. Nicht jene Fratze, mit welcher moderne Poeten zur Kurzweil ihrer Damen spielen; es war der ungeheure Abgrund, der zwischen Ideal und Leben liegt, und der in Mayrhofers merkwürdigsten Gedichten, wie ein dunkles Schreckniß in der Tiefe lauert.

In den Jahren 1817 und 1818 verband sich Mayrhofer mit seinen Freunden, die mehr oder minder begabt sämmtlich von jugendlich edlem Streben durchdrungen waren, zur Herausgabe einer Zeitschrift, von welcher sie Förderung ächt menschlichen und zugleich vaterländischen Sinnes bei den Jüngeren erwarteten. Unter dem Titel: „Beiträge zur Bildung für Jünglinge" erschienen (bei Härter) zwei Bände. Ob etwas und was dadurch gewirkt ward, weiß

ich nicht; aber das weiß ich, daß selten eine Jugendschrift das Tageslicht erblickte, welche so durch und durch ein wahrhafter, ein bildender Geist belebt. Die schönsten Talente, Mayrhofer, von Spaun, Kenner, Ottenwalt, Kreil u. a. vereinten sich in der edelsten Richtung. Die Gefühle, welche in der ewig denkwürdigen Kriegs-Epoche, die wir mitlebten, jeden Deutschen ergriffen, hatten sich zumeist unseres Freundes bemächtigt. Patriotischer Sinn, der sich mit den Idealen der Humanität und Weltbeglückung, mit dem Glauben an die in Geschichte und Natur sich offenbarende Vorsehung verband, sammelten ihre Strahlen zu dem letzten Gestirne, das von nun an seine inneren Pfade erleuchtete. Das Studium der Alten, welches überhaupt die Grundlage seiner Bildung, wie der Bildung Aller, die groß geworden sind, ausmachte, war solchen Bestrebungen günstig. Sie hatten auch nichts Trübes, so lange sie sich in jene Welt münden konnten. Von einer versuchten Uebersetzung Herodots, der ihm besonders symbolisch ward, finden sich Fragmente. An Horaz übte er sich auch, aber die Stoiker blieben ihm besonders Vorbild. Jemehr sich jedoch ähnliche Anschauungen der Gegenwart zuwendeten, desto mehr waren sie geeignet, den Flor, der sich um den Horizont seiner Seele legte, nur dichter zu verweben. Es war gut, daß auch hier die geschichtliche Tendenz eine Ableitung im Studium der österreichischen Geschichte fand, in welche sich Mayrhofer eine Zeitlang mit Emsigkeit versenkte. Er nahm in diesem Sinne thätig an den österreichischen Jahrbüchern und an Hormayr's Archiv Theil. Es gibt nichts Hö-

heres, als das Interesse an den Angelegenheiten der Menschen im Ganzen. Wenn Jemand sagt: was kümmert mich Geschichte und Staatenwesen! so ist er noch nicht auf der Stufe der mündigen Menschheit. Auch gibt es kein besseres Mittel gegen den Egoismus der Milzsucht, als die Weltanschauung im Großen und in diesem Sinne suchte sie auch unser Freund, und sie ward ihm Balsam. Aber es gibt auch nichts Kleinlicheres und Verderblicheres als das politische Kannegießern, die ärmliche Liebhaberei des Dünkels und der Unwissenheit. Wie will der Spießbürger zwischen seinen Pfählen das Weltregiment beurtheilen? Wer in die Zeiten schaut, wird diese höchsten Angelegenheiten am wenigsten mit Leichtsinn behandeln. Sie sind eher geeignet, schmerzlich zu stimmen, und dieß hat sich leider! an ihm, den ich so tief bedauere, nur zu sehr bewährt. Einer solchen Stimmung mußte besonders Salvandy's zarte, hohe Denkart und Reinheit zusagen, welchen Schriftsteller ich durch ihn kennen lernte. Aber allen diesen innerlichen Wirren wußte der tüchtige Mann einen kräftigen Damm entgegen zu stellen: angestrengte Berufsthätigkeit. Er ward angestellt und übte als k. k. niederösterreichischer Regierungskoncipist und Bücherrevisor, seine Pflicht mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Ja, man darf wohl sagen: den Zwiespalt zwischen Ideal und Leben, den er nur in frühern glücklichen Momenten durch Dichtung auszusöhnen fähig war, suchte er, dem höchsten Begriffe gemäß, zu dem der Mensch gelangen kann, durch eine fast grillenhafte Pflichterfüllung zu vernichten.

Seine eigentliche Erholung aber, sein Genuß, bei einer höchst einfachen Lebensweise, waren die Ausflüge in seine Heimat. Ich theile ein Blättchen mit, wie er sie bei solchen Anläßen zu seiner Erinnerung seinem Tagebuche einschaltete.

„Salzburg. Die hiesigen Gebirgsgegenden sind großartiger, milder und bisweilen fruchtbarer, als die unseren. In der Umgegend der Stadt gleicht das Land einem bezaubernden Parke, durch den die reizende Salza strömt und in welchem sich riesenhafte Berge heben. Ein smaragdenes Grün, wie man es selten gewahrt, schmückt den Boden; schöne Landhäuser, erzbischöfliche Schlösser beleben die Ansicht. Die Stadt, voll hoher in italienischer Weise gebauter Häuser, mit einem herrlichen Dom und manchen Prachtpalästen. Der männliche Menschenschlag mehr nach dem Typus des angränzenden Baiern; die Weiber auffallend schön gewachsen, aber, wie im Gebirge oft, durch schlechte Zähne entstellt. Der Wuchs steigert sich bei den Weibern in Gastein bis zum Riesenhaften; dazu kommen hohe Hüte, die vorwärts hängen und mit einer Nadel gehalten sind, so daß man besorgen muß, sie möchten in den Teller fallen, auf dem man eben speist.

Den 10. März 1828. Das gut genährte Hornvieh ist von glänzend brauner Farbe mit weißen Hörnern. Baumgartenberg. Der Wanderer zündet seine Pfeife an und besteigt, ein Buch in der Tasche, den Ulrichsberg, an dessen Fuße das Kloster liegt. Er läßt die entzückten Blicke herumschweifen: Urbing mit seinem Thurme, das stattliche Wallee; Donau, Wiesengrün, gelbgraue Korn-

felder, stille Wäldchen und als letzte Begränzung lichtblaue Gebirgsketten, entfesseln und befriedigen Herz und Auge. Dieses aber kehrt zu dem Kloster zurück, wo eine theure Familie lebt, und der Geist überdenkt die Schicksale dieses weitläufigen Gebäudes. Otto, Herr von Machland, stiftete um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Klöster Baumgartenberg und Waldhausen aus seinen großen in Machland zerstreuten Besitzungen. Er war kinderlos, wurde in Baumgartenberg Mönch und starb hier. Sein Grabstein ist noch zu sehen. Des Klosters Name deutet auf frühe Obstkultur. Im März 1784 ward das Cisterzienserkloster aufgehoben und 1785 zu einem Straf- und Arbeitshause verwendet; mit dem Jahre 1812 hörte auch diese Bestimmung auf. Nun erquickt man sich im Gastzimmer, in welches sich die traurigen Räume verwandelten. Der Wanderer tritt den Rückweg an. Die letzten Gluten der Abendröthe malen die stille Landschaft und verklären das Schloß Wallee; die Röthe erlischt und Hesper beginnt zu funkeln. Die Glocke von Mitterkirchen tönt in feierlichem Takte, die Landleute haben sich in ihre Wohnungen zurückgezogen, und dort oder da schlägt ein wachsamer Hund an."

Von dieser Art waren die Gedächtnißbilder, die er seiner Seele vorhielt. Er suchte das Aeußere aufzufassen, nicht Träume an dessen Stelle zu setzen. Selbst Lieder in ob der ennsischer Mundart versuchte er, von denen ein kräftig frohes übrig ist. *)

---

*) Abgedruckt im „Album aus Oesterreich ob der Enns." Linz bei Fink 1843.

Im Jahre 1824 gab er auf Anrathen und Dringen seiner Freunde, bei Volke das Bändchen seiner Gedichte heraus. Der geringe Anklang, den diese lebensvolle Blätter fanden, ist leicht zu erklären. Sie erschienen auf dem wenig empfehlenden Subskriptionswege; der Dichter gehörte keiner literarischen Koterie an; die Recensenten waren ihm nicht gewachsen, der Antheil an der Lyrik, zumal der österreichischen, war damals gering und endlich war Niemand zur Selbstredaktion so wenig geeignet, wie mein Freund. Er sah sich als Organ einer poetischen Macht an, deren Offenbarungen er ohne Kritik annahm. „Es sind Trümmer" sagte er, indem er auf seine Blätter wies — „ich muß in ihnen den Plan eines Tempels ehren, den ich nicht gemacht habe." Was für ihn die bedeutendste Reminiscenz enthielt, schien ihm am bedeutendsten. Und so enthält jenes Bändchen nicht das Beste, was er hervorgebracht.

Soll ich nun den Charakter seiner Lyrik entwickeln, so darf ich sagen: Indem ich ihn zu schildern bemüht war, habe ich seine Gedichte geschildert. Denn so wahr wie Mayrhofer sind nur wenige. Er gab sein Herz und seinen Glauben und war in diesem Sinne subjektiv. Manier hatte er keine, wenn man nicht die Kraft so nennen will, die er vor Andern besaß, möglichst vielen Gehalt in möglichst wenige Worte zu bringen. Man muß sich in seine Rythmen hineinleben; sie öffnen immer neue Schätze. Treues Auffassen der Natur, insofern sie dem Geiste Symbole liefert, macht seine besten Gedichte zu Tropen. Ruhige, versöhnende Weisheit, auf dem dunkeln

Grunde der Melancholie, waltet allenthalben. „Die Poesie, sagt er, soll ja versöhnen, nicht aufregen.“ Selbstbeschwichtigungen sind eigentlich seine Gedichte. Sinn für das Große, für Liebe und Natur durchwaltet sie, Reflexion herrscht vor; jene Reflexion, ohne welche ich nicht Dichter, nicht Mensch sein möchte. Ideale Richtung bei reeller Grundlage, Kraft, Tiefe und Klarheit, große Ergebnisse in gediegener Form, ein um den Gegenstand gleichsam gegossener Ausdruck mit seelenvollem Wohlklang, — das sind die wesentlichsten Eigenschaften jener Dichtungen. Wo finden sie sich zum zweitenmale so schön vereint? Mir stehen sie als Vorbild dessen da, was die Lyrik überhaupt sein sollte; denn habe ich nicht, indem ich diesen Dichter zeichnete, das Ideal des lyrischen Dichters überhaupt entworfen? Man warf ihm vor, er habe zu sehr den Standpunkt eines Eremiten festgehalten, abgeschlossen von der Welt; ich weiß für den lyrischen Dichter keinen besseren; es ist die Vogelperspektive, aus der er dem wüsten Getriebe ruhig aus seinem klaren Himmel zusieht!

Aber immer weniger regte es ihn zur dichterischen Produktion an. Diese war ihm ohnehin, bei der Skrupulosität, mit der er verfuhr, keineswegs bequem; ich erinnere mich noch, wie er mir gleich Archimedes, mit seinem „Eureka“ entgegenrief: „Endlich habe ich die zwei Endverse zu den Glücklichen (ein Stoff, den wir im Wettversuche behandelten) gefunden, an denen ich seit einer Woche kaue.“ — Er war mit allen Kräften bei der Produktion und fühlte sich darnach angegriffen und erschöpft. Dazu kam die erwähnte Aufopferung an's reale Leben,

die ihn der Muse für lange entfremdete. „Wer nichts Besseres kann, als Gedichte machen, pflegte er zu sagen, mag sich schlafen legen.“ Wenn äußere Impulse fehlten, — von Innen fühlte er kaum einen mehr, seit Schubert nicht mehr war. Bei seines Beethoven's Leichenfeier, bei Goethe's Tod erklangen seine lang verstummten Saiten noch einmal. Uhland's Gedichte regten ihn zur Produktion an; an Petrarka's lyrischem Schmelz suchte er übersetzend die vermeintliche eigene Härte zu mildern; aber das Uebersetzen gelang nicht, er war zu sehr Er selbst.

Im Jahre 1835 machte er noch einmal einen Ausflug nach Salzburg. Das Fuschler Bad sollte seine unterminirte Gesundheit herstellen, Gebirgsluft seine Seele erquicken. In Gastein lernte er Ladislaus Pyrker kennen, dessen humanes Entgegenkommen er dankbar rühmte. Gestärkt, erheitert, mit Hoffnungen und Vorsätzen gerüstet, kehrte er zurück. Wir fanden ihn mit froher Rührung, in einen Andern, in einen Frohen verwandelt. Selbst die Muse schien ihm noch einmal zu lächeln; er hatte den Plan zu einem epischen Gedichte gefaßt, in welchem er den Zustand der Ritter- und Priesterschaft im Mittelalter schildern, und wie er sagte, „einmal ganz Gegenstand“ sein wollte. Ein Fragment davon ist übrig voll Fleisch und Blut. *) So war ihm denn das Leben, in all seiner Schönheit, wiedergekehrt, — um für immer von ihm Abschied zu nehmen. Es war das letzte Aufflackern der sterbenden

*) Das Gedicht „der Vogelsteller.“

Flamme. Der alte Dämon dieses großen traurigen Lebens nahm wieder Besitz von dem Dasein, das ihm verfallen war, — und es ereignete sich, was man besser nicht ausspricht, was man vor dem eigenen Gedächtnisse lieber für ewig mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllen möchte. Mayrhofer starb am 5. Februar 1836 im 48. Lebensjahre. Er hinterließ eine trauernde Schwester — und eine heilige Wehmuth der Erinnerung in allen Jenen, die ihn verstanden haben.

Denn eine Zerstreuung suchende Geselligkeit knüpfte ihn, auch in der letzten Zeit noch, an den Kreis, der ihm mit Achtung und Herzlichkeit entgegenkam. Der würdige Vorsteher des Bücherrevisionsamtes, Hölzel, ein Kenner und Förderer jedes geistigen Strebens, ersetzte ihm durch sein Wohlwollen das Treiben der lauten Gesellschaft. Mit mir verband ihn die Gesinnung, wie ihn mit Schubert das Talent verbunden hatte. Uns hatte sich auf verschiedenen Lebenspfaden das Gleiche ergeben. Sogenannte Literatoren mied er. Der unbefangene, gesunde kräftig reine Mensch war ihm der liebste. Die Späße eines solchen, unwillkürlich witzigen Naturmenschen, der einer lustigen Abendgesellschaft manche Stunde würzte, trug er jeden Morgen darauf in sein Tagebuch ein; da stehen sie, neben Auszügen aus Young's Nachtgedanken und Herme's Trismegistos. Bei einer Pfeife Tabak, zumal im Grünen, bei einem geselligen Spiel, suchte der Gute mit sichtbarer Bemühung das Gefühl des Behagens zu tröstender Selbsttäuschung in sich hervorzubringen. Seine Haushaltung war höchst einfach. An Mäßigkeit und

Mangel an Bedürfnissen glich er einem Stoiker. Einige gute Bücher, eine Guitarre und seine Pfeife machten den Hausschmuck aus; ein Schläfchen nach Tische, ein Spaziergang, seine Genüsse. Einfach, bis zum Vernachläßigten, war sein Anzug. Seine Beschäftigungen kehrten geordnet und pünktlich Tag für Tag wieder. Seine Repräsentation hatte etwas Starres, wie es Einsamen eigen ist. Unbeugsamer Ernst wurde von grellem Lachen unterbrochen. Charakteristisch waren sein Gang und seine Handschrift; jener so entschieden fest, als ob ein Feldherr schritte, — diese in jedem Buchstaben einen Lanzenschaft darstellend. Sein Bau war gedrungen, mittelgroß, seine Gesichtszüge wenig bedeutend, eher gemein; nur der Mund verzog sich gerne zu einem bedeutenden, sarkastischen Lächeln; nur das Auge blitzte scharf und weitaus mit einem Adlerblick, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Stolz kannte er nur innerlich. Andere Menschen überschätzte er durchaus, wie es alle Guten, Hohen thun. Beifall war ihm gleichgiltig. Wer ihm über seine Gedichte Schönheiten sagte, beleidigte ihn wirklich. Bettina's Briefwechsel war das letzte Buch, das er las, das letzte Glück, dessen er theilhaftig wurde. Nichts glich dem Enthusiasmus, mit welchem er diese Erscheinung aufgriff. Sie war ein verklärender Spiegel für ihn. Er nahm das Buch mehr kontemplativ als historisch, und sah Resultate darin. Diese Anschauung war ja auch seine tiefste. Er faßte das Leben mit allen Kräften, und indem er in der Philosophie eine Einseitigkeit sah, da sich der Gedanke auch dessen bemächtigen will, schwebte ihm die Kunst als die Sonne alles menschlichen Strebens vor, in deren Anblick er sich versenkte.

Mich wird die Erinnerung an diesen ächten, würdigen Menschen nie verlassen. Sie stärkt mich bei der entmuthigenden Betrachtung des blinden Haufens, der sich, vom Winde der Mode getrieben, zum Feldgeschrei um die Standarte jener Lebens- und marklosen Idole sammelt, welche die Schüler, die sie gemacht haben, für Götter ausgeben. Wenn ich sein Bild gegen das so vieler dieser voreiligen Verkünder einer neuen Dichtkunst halte, so erscheint er mir als ein Mann gegen Knaben. Ein Mann aber ist es eben, der uns in unsern jetzigen literarischen Zuständen Noth thut. Mögen auch die Freunde wahrer Poesie das Gefühl für sie, das man fast zu verlernen in Gefahr ist, an diesen reinen Gebilden erneuen und befriedigen. Du aber edler, verklärter Geist, der Du nun jene Ruhe gefunden hast, nach welcher Du im Leben vergebens schmerzlich rangst, nimm diesen Zoll meines Deingedenkens in Dein ernstes Asyl hinüber! In der Vereinigung mit Dir ward mein Geist in seiner höchsten Richtung bekräftigt, in ihr ward ich inne: daß die Gemeinschaft mit den wahrhaft Guten der eigentliche, der höchste Segen ist, mit welchem die Gottheit segnet.

W. F. Meyern.

Le regard attaché à une etoile, qui seul dirigeait sa course ... Ne devons nous pas ainsi regarder, non à nos pieds, non autour de nous, mais plus haut?

Salvandy.

Ein Charakter, wie der Meyern's, ist nicht durch die Ereignisse, die ihn umgeben, wichtig, sondern durch sich selbst. Meyern's Gesinnung ist seine wahre Geschichte, Meyern's Schriften sind sein Leben. Es wäre am meisten in seinem Geiste, dieses Buch durch sich selbst wirken zu lassen, und nichts Biographisches vorauszuschicken, wie er ja selbst vor sein erstes, berühmt gewordenes Buch nicht einmal seinen Namen setzte. Ueber das Mißliche biographischer Schilderungen derer, die man nicht auf's Genaueste gekannt hat (und selbst der Freunde!) kann man sich nicht erschöpfender aussprechen, als Meyern selbst in dem vortrefflichen Briefe gethan hat, den wir an den Schluß seiner übrigen Briefe setzten. Alle diese Betrachtungen dictiren mir Geist und Form der folgenden Zeilen. Denn wie es die wahrste Liebe ist, sich nichts anzuschmeicheln, und aufzudringen, sondern sich zu nehmen und zu geben wie man ist, so ist es die schönste Pietät, im Geiste dessen zu sprechen, den man vertritt, und die Zwecke und Formen seines Lebens zu ehren, wie man den letzten Willen der Sterbenden ehrt. Ich will also von Meyern's Leben

nur das Wesentliche in großen Contouren umzeichnen, und mehr seine Briefe und Schriften, als mich, sprechen lassen. Die Quellen, aus denen der Wißbegierige ein genaueres Detail schöpfen kann, sind folgende; Neuer Nekrolog der Deutschen. 7ter Jahrg. 1829. 1. Thl. Zeitgenossen. 1829. 2ter Bd. 1stes Hft. Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten. 1ster Bd. S. 304. Theod. Mundt, Dioskuren. 1ster Thl. und Zodiacus. Lewald's Europa. Der Vergnügling, vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, II. Bd. — Aber selbst aus diesen Quellen geben wir für die Leser Meyern's, welche sie nicht aufsuchen, nur das Factische, Verläßliche und Uebereinstimmende, was geeignet ist, um sich ein bestimmtes und wahres Bild von dem Manne zu entwerfen, dessen höchster Grundsatz ja die Wahrheit gewesen ist. Die erwähnten Aufsätze sind von verschiedenen, geistreichen Verfassern; solche tragen unbewußt manches Eigene in ihre Darstellung fremder Geister; wie mir denn so mancher dort eingeflochtene Zug, aus innern und äußern Gründen, gar nicht authentisch scheint. Dieses Fremde nun auszuscheiden, scheint mir — besonders jetzt, wo es Mode wird, Details über wichtige und unwichtige Personen zu häufen — mehr Verdienst, als Neues hinzuzufügen. Was ich des Letztern hier mittheile ist theils Ergebniß der in meinen Händen befindlichen authentischen Papiere, theils höchst verläßlicher, aber sparsam benützter, mündlicher Auskunft von Freunden des Geschiedenen.

Wilhelm Friedrich von Meyern war in oder bei Ansbach in Franken im Jahr 1762 geboren. Sein Vater

war dort Rentbeamter oder Gutsbesitzer (vielleicht Beides), seine Mutter eine geborne Herbst. Ein an Leib und Seele mißgebildeter pedantischer Hofmeister vergällte ihm das Glück der Kindheit. Um so inniger mußte der freundliche Contrast auf ihn wirken, als er, zur höhern Erziehung, einem trefflichen Manne anvertraut wurde. Der Bruder des durch sein Werk über Schmetterlinge berühmten Professors Esper in Erlangen führte, als Landgeistlicher, ein stilles, gemüthliches Leben. Seine Schwester leitete die Wirthschaft und besorgte liebevoll die Pflege des Knaben. Wie es bei Brüdern Gelehrter so oft vorkommt, dilettirte auch Meyern's Erzieher in der Naturkunde, und machte mit seinem Zögling öftere naturhistorische Ausflüge in's benachbarte Fichtelgebirge. Ein doppelter Gewinn erwuchs hieraus für diesen. Sein erster Unterricht war die Natur, und zwar unmittelbar durch die frischen Eindrücke der Sinne, — die unstreitig glücklichste Grundlage für alle menschliche Bildung; auch hielt das Studium der Naturwissenschaften Meyern's späterer philosophisch-geschichtlicher Lieblingsrichtung ein segenreiches Gleichgewicht. Zugleich aber wurde hier mit seinem Kopfe sein Gemüth gebildet; in späten Jahren noch dachte er gerührt dieser frühesten, und auch dadurch entstand ein schönes Gleichgewicht, als bittere Enttäuschungen die Erkenntniß auf Kosten des Gefühls zu reifen drohten. Ja, wer sich geübt hat, menschliche Eigenheiten zu beobachten und zu erklären, wird es nicht unwahrscheinlich finden, daß das scheinbar Harte und Ueberstrenge in Meyern's Charakter eigentlich nur eine verhüllte und unterdrückte

Weichheit war, wodurch der Ernst, weil er das Werk der Selbstüberwindung ist, nur noch ein rührenderes Colorit erhält. Sein Vater scheint andere Ansichten gehabt zu haben. Der Knabe machte ihm zu wenig äußerlich ersichtbare Fortschritte, und öftere Mahn- und Strafbriefe drückten sein Mißfallen aus. Meyern schrieb den Eindrücken derselben seine spätere Lauigkeit gegen alles Correspondiren zu. Es mochte sich wohl übrigens manches Träumerische und Jugendlich-Poetische in die realistischen Studien gemischt haben; denn wir erfahren, daß die „Insel Felsenburg" damals sein Lieblingsbuch gewesen sei. Es möchte viel zu seinem Durst nach Reisen und Abenteuern beigetragen haben, der sich dann in eine practische Bewegung verwandelte. In Altorf (wohl auch in Erlangen) studierte Meyern die Rechte, und nebenbei mit eigener Intention Mathematik, Sprachen, Geographie, Geschichte. Die große Capacität seines geistigen Vermögens, wie sein eben erwähnter Hang, spiegeln sich in diesen Studien. Mancherlei Pläne beschäftigten die hoffnungsreiche, aber schon der wirklichen Welt zugewendete Fantasie. Erst wünschte er in englische Seedienste zu treten, und scheint in diesen Absichten England und Schottland durchreist zu haben; allein er fand als Ausländer zu viele Schwierigkeiten, und behielt nur, als Andenken an jene Zeit, eine stete Vorliebe für das Leben zur See, das Schiffs- und Matrosenwesen bei; die sich übrigens auch an sich, aus seiner Denkart erklären läßt. Denn Meyern hielt nichts für so achtungswürdig, als die Bethätigung männlicher Kraft und Geistesgegenwart im entscheidenden Momente, — das, was

den Menschen nicht in dem, was er hat oder weiß; sondern in dem was er ist, bewährt; und man kann wohl sagen, daß es, in unsern jetzigen Verhältnissen, nicht leicht einen Zustand gibt, in welchem sich der Werth der Persönlichkeit auf eine so entschiedene Weise zeigen kann, als der des Seedienstes. Dann nährte Meyern wieder den Plan, sich jenseits des atlantischen Oceans eine neue, kleine Welt zu gründen und zu bilden; doch alle diese Träume schwanden, und — machten nicht, wie bei so vielen Söhnen unserer thatenlosen Zeit, einem blasirten Müssiggange, oder — was dasselbe ist — einer nichtssagenden Schriftstellerei, sondern einer eingreifenden Thätigkeit Platz. Der große Revolutionskrieg brach aus, und Meyern trat bei der österreichischen Artillerie in Dienste. Hier setzte er, in dienstfreien Stunden, mit rastlosem Fleiße seine Studien fort, und hier war es, wo er jenes Werk concipirte, welches, aus dem Herzen jener Zeit entsprungen, auch das Herz jener Zeit getroffen hat. Die erste Auflage von „Dya-Na-Sore" erschien in Wien in den Jahren 1787 bis 1791, die zweite eben daselbst im Jahr 1800; beide ohne Namen des Verfassers, dem es um Wirkung, nicht um Ruhm zu thun war. Erstere ward in vollem Maße erreicht, und ein norddeutscher Gelehrter stellte die Bibel, Homer und „Dya-Na-Sore" an die Spitze aller Bücher. So viel ist gewiß, daß Gefühle und Erkenntnisse, die jetzt das jüngere Geschlecht gleichsam mit der Muttermilch einzusaugen glaubt, aus Quellen entsprangen, welche theils Dunkel deckt, theils wenigstens die nicht immer dankbare Nachwelt manchmal zu nennen

vergißt. Unter solche Quellen gehören die Schriften Lessing's, Herder's und — „Dya-Na-Sore." Doch die Zeit hat über dieses Werk gerichtet, und ich habe hier nur Thatsachen mitzutheilen. Nur Eins sei einzuschalten erlaubt. Die Bemerkung des Verfassers des in unserm Vorworte erwähnten Artikels (Zeitg. f. d. el. Welt), daß in manchen Stücken die ältere Bearbeitung vor der spätern den Vorzug verdiene, ist sehr begründet.* Jene hat

*) Aus diesem Vorwort, im Ganzen nicht mehr zur Mittheilung geeignet, verdient nachstehende Charakteristik der Meyernschen Bestrebungen erhalten zu werden: Alles, was wir hier mittheilen, stellt im Grunde nur Vorarbeiten zu dem Einen großen Werke vor, dessen Plan Meyern zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, und wozu auch „Dya-Na-Sore" nichts als ein einladendes Präludium sein sollte. So bezog sich auch alles eben Erwähnte, von uns Ausgeschiedene, zu welchem Fache es auch gehöre, zuletzt doch nur auf jenen Hauptgedanken. Das Ganze, das er sich dachte, sollte nicht weniger als alle menschlichen Interessen, in ihrem Bezuge auf das Total-Interesse der Menschheit, umfassen. Er stellte sich, ein ideeller Solon, in die Mitte einer ideellen, auf ethisches Fundament gebauten Gesetzgebung; Stein für Stein sollte einzeln behauen, dabei das Verhältniß zum Ganzen festgehalten, und so dem „Einen, was Noth thut," ein Tempel gebaut werden, der wenigstens auf minder hypothetischen Säulen ruhen sollte, als Bacon's atlantische Sonnenstadt. Noch nie hat ein Schriftsteller einen kühnern Gedanken gehabt und beinahe ausgeführt, als dieser. Was wären alle Encyklopädien gegen einen solchen Organismus, von der höchsten menschlichen Idee beseelt? Allein eine solche Arbeit kann nie die eines Einzelnen sein; sie ist das

die Ursprünglichkeit und den Fluß einer ersten Conception; als sich dann Meyern immer enger in das System sei-

---

Ergebniß der sich fortbildenden Menschheit, — und wer wagt es zu bestimmen, wann selbst diese reif genug sein wird, sie in ihr Bewußtsein aufzunehmen? Doch was wir hier mittheilen, reicht hin, den Begriff des Ganzen festzustellen und Versuche der Ausführung anzudeuten. Es bietet eine reiche Fülle prägnanter Gedanken und anregender Winke, die den Blick jedes Lesers, dem diese Interessen wichtig sind, in alle Regionen menschlicher Bildungs- und Lebenspfade lenken und erhellen. So sind diese Blätter zugleich rhapsodisch und abgeschlossen; jenes der Form, dieses dem Geiste nach, indem sie sich alle auf Verwirklichung des Gesellschaftsideals beziehen, die sich ihr Verfasser als idealen politischen Haushalt: „Staatsökonomie" dachte, in so fern Oekonomie die Lehre von dem rechten Verhältnisse und Gebrauche der Mittel zu den Zwecken bedeutet. Es sind also eigentlich Pläne, gebaut auf eine Voraussetzung, für welche die Welt erst reifen muß, und man darf Meyern wie es Goethe und Wilh. Schütz sagten, unter die „Vorgreifenden" zählen. Ein solches Vermächtniß aber, unter den Wirren der Gegenwart wie eine Hieroglyphe, der Zeit zu erhalten, für die es, seinem Wesen nach, bestimmt ist, erschien mir ein Verdienst, wie eine Pflicht. Ich übernahm sie mit dem Gefühle, das uns am Grabe eines Bruders bewegt, der sich auch an den Räthseln der sittlichen Welt müde gerungen, und, in das Geheimniß der höhern Menschheit durch Denken und Handeln eingeweiht, sein Wort der Lösung mit hinüber nahm. Diese Blätter sind „sibyllinische" Blätter. Ihr Verfasser fragt mehr, als er setzt. Er denkt sich einen Leser, dessen Herzen dieselben Fragen heilig sind, wie dem seinen, der sich, lesend, mit ihm in einen geistigen Verkehr, in ein Gespräch der Seelen einläßt.

nes Denkens einwebte, und das poetische Element immer mehr verließ, ja fast geringschätzte, ward die Ueberarbeitung knapper, schärfer, resultat-artiger — aber auch kälter. Zur ersten Lectüre ist die erste Auflage anzurathen; wer sie aber schon gelesen, oder in Meyern's Gedankengang sonst schon eingeführt ist, wird die letzte vorziehen. Hiezu kommt, daß, wie wir später erfuhren, die Gestalt (wenn man eine fast formlose Erscheinungsweise so nennen darf) des Werkes eigentlich Meyern gar nicht angehörte. Ein Freund hatte es aus einzelnen, von Meyern angeschriebenen Blättern und Papierschnitzeln zusammengestellt. Hieraus erklärt sich so manches Eigene, Ungleiche des Buches; hieraus das noch Schroffere der spätern Ueberarbeitung.

So viel von der Geschichte eines denkwürdigen Buches.

Meyern's lang gehegte Reisepläne fanden endlich auch ihre Verwirklichung. Zwei junge Männer, die er durch edle Begeisterung sich gewann (eine Wirkung, die er, wie man aus allen brieflichen und persönlichen Nachrichten über ihn entnimmt, durch Kraft der Gesinnung und Persönlichkeit sehr oft und in hohem Grade ausübte), schlossen sich ihm zu einer Reise in die classischen Gegenden des Alterthums an. Er quittirte als Lieutenant, und es ging zuvörderst nach Italien. Hier galt es vor allem den Denkmalen der antiken Kunst, die in seinem für alles Große empfänglichen Sinne eine würdige Stätte fanden. Viele glauben, daß Kunstsinn und Wärme für die Interessen des Staatslebens sich nicht gut zusammen vertragen. Sie mögen diese seltsame Meinung wohl aus Goethe's

Kunststudien während der bewegtesten Kriegsepoche, worüber noch Manches zu sagen wäre, abstrahirt haben. An Meyern's Beispiele können sie dieselbe berichtigen, wenn ihnen die Griechen nicht Beispiels genug sind. Er verachtete den Luxus, aber er war ein enthusiastischer Verehrer und Kenner der Kunst des Alterthums, wovon sich auch in diesen Bänden Beweise herausstellen werden. Er liebte das Schöne, wie er das Wahre suchte und das Gute wollte, — indem er alle drei Manifestationen des Einen Göttlichen auf ihre vollendete Ausbildung in seinem idealen Staate bezog. Es finden sich mancherlei Zeichnungen nach griechischen Landschaften, meist eines wild-erhabenen Charakters, Architecturen mit Angabe der Maße, Arabesken u. dgl., die alle, ohne eigentlich artistischen Werth, eine geübte Hand zeigen, in seinen Papieren. Doch vergaß er seines rauheren Berufes nicht. Schlachtfelder wurden besucht, Völkerzustände beobachtet, Natur und Menschen studirt. Sieben Monate blieb er in Sicilien; dann ging es über Griechenland nach Konstantinopel und Kleinasien, an dessen Küsten er länger verweilte. Ungarn und Polen wurden gleichfalls durchreist. Seine nachfolgenden Briefe theilen hierüber manche Ergebnisse mit. In Konstantinopel scheint er sich gefallen zu haben; er brachte längere Zeit dort zu, und sein Urtheil über den Orient wich sehr von dem alltäglichen ab, und bewährte seine Fähigkeit, auf das Innere und Wesentliche auch sehr fremdartiger Zustände einzugehen, gegen welche er, seinen Lieblingsideen nach, ein ungünstiges Vorurtheil hegen mußte. Ich weiß nicht, wann es war, daß der Fürst Ypsilanti durch

ihn seine kleine Kriegsmacht, die größtentheils erst geschaffen werden sollte, gegen den Pasman Oglu führen lassen wollte. Es traten aber wieder friedliche Verhältnisse ein. In Rom und Sicilien gewährte ihm die österreichische Gesandtschaft Schutz und Vortheile. Er faßte den Gedanken, eine zahlreiche Kolonie emsiger deutscher Landleute nach Sicilien zu führen, um dort der Uebervölkerung, hier dem Mangel an Arbeitenden abzuhelfen. Aber der Gedanke konnte nicht verwirklicht werden. In Verona lernte er im Vorsteher des Pesthospitals einen Mann kennen, der ihm Ehrfurcht einflößte. Dieser achzigjährige Greis, schön, kräftig und mild, war als junger Kaufmann in Smyrna von der Pest ergriffen worden, und hatte gelobt, wenn er genese, sein ganzes übriges Leben der Pflege von Pestkranken zu widmen. Er genas, und war, erst als Wärter, dann, vierzig Jahre lang, als Vorsteher, im Hospitale der Pestkranken. Ein vielseitig gebildeter Mann, lebte er hier ganz diesem Gelübde, oft Monate lang von allem Umgang, außer mit Pestkranken, getrennt, so daß er mit Andern nur vom Balcon herab das Nöthigste sprach. „Wie klein fühlte ich mich gegen diesen Mann!" sagte Meyern — und war es nicht, indem er es sagte. Während des französischen Krieges hatte er einen Entwurf zur Landesbewaffnung ausgearbeitet, und persönlich dem Kaiser überreicht. Er wurde in einer verhängnißvollen Epoche zu Rathe gezogen und mit einigen Modificationen in's Leben geführt. Meyern trat nun wieder als Hauptmann in die Dienste der österreichischen Artillerie, und war vom Jahr 1809 bis 1812 bei Organisirung und Leitung der

Landwehr und des Landsturms thätig. Es war die glücklichste Zeit seines Lebens. „Ich habe" — sagte er mit Ironie im hohen Alter — „nur eilf Monate gelebt!" Das Jahr darauf ward er zum Generalstab versetzt, und half am Rhein das Volk bewaffnen. Er war vielleicht nicht ganz gerecht gegen das Schicksal; denn, so weit es die Zustände unseres Zeitalters erlauben, hat es ihm doch Raum für jede seiner Thätigkeitsrichtungen bereitet. So war es eine schöne Fügung, daß er, als Krieger und Kunstfreund zugleich, ein Geschäft des Krieges und Friedens vollenden half, als er im Jahre 1815, an Canova's Seite, die Rücklieferung der italienischen Kunstwerke aus Paris in ihre alten Heimatstätten besorgte. Es war nicht sein Name, es war die That, was er in Anschlag brachte; und so wurden ihm die wichtigsten, zumal militärischen Angelegenheiten übertragen; Vieles geschah und der Urheber ward nicht genannt. In Wien wirkte er, an der Seite des geistvollen Generals Grafen von Radetzky, für militärische Bildung und Gesetzgebung. Er gab vor der Schlacht bei Wagram eine Zeichnung ein, wie, vermittelst einiger Balken, jeder Donaukahn zum Kanonirboot umgewandelr werden konnte; eine Einrichtung, die er vom englischen Seewesen her kannte und mit einigen alten Schiffern völlig in's Werk zu setzen schon verabredet hatte. Er gab eine Art von Telegraphen für die Linie unserer Armee an; und war so in jenen heißen Tagen mit Rath und That überall bei der Hand. Sein letzter Aufenthalt im Auslande war mit dem österreichischen Gesandten Grafen Kaunitz in Spanien, und so hatte er nun Europa in

jeder Richtung gesehen, durchforscht. Im Jahre 1820 sah man ihn wieder in der Umgebung des Fürsten Schwarzenberg, der ihn sehr hochschätzte. Er begleitete den ruhmbedeckten Feldherrn nach Leipzig, blieb bei ihm bis zu dessen Tode, und führte die Leiche nach Prag. Er soll dann seinen Abschied mit einer mäßigen Pension erhalten haben. Zugleich fallirte in Wien ein Haus, bei dem er sein kleines Vermögen niedergelegt hatte. Meyern würde nun dem kleinlichsten aller Verhängnisse, im Greisenalter um Besitz ringen zu müssen, verfallen sein, — da stand die Achtung, die ihm sein Leben erworben, für ihn ein. General Langenau, Präsident der Militärcommission bei der Bundesversammlung in Frankfurt, kannte und ehrte den charaktervollen Sonderling, bewirkte seine Anstellung bei dieser Commission, — und Meyern's Lebensrest war geborgen. Er weihte ihn der Freundschaft und stillen Beschäftigungen mit den mannigfachen Stoffen, die sein reiches Leben in einer so langen Reihe von Jahren gesammelt hatte. Ungeschwächt bewahrte er sein merkwürdiges Gedächtniß, seine scharfe Denkkraft, sein gläubiges Wollen. So wirkte er bis an's Ende, wenn nicht mehr durch Thaten, noch immer durch sein Wesen. Im Mai des Jahres 1829 meldeten die Zeitungen, am 13. desselben Monats sei zu Frankfurt am Main der österreichische Hauptmann Meyern, Verfasser von Dya-Na-Sore, im achtundsechzigsten Lebensjahre gestorben. Sein Tod war leicht, sein Geist blieb hell und bewußt bis an's Ende. Seine Leiche ist nach Mainz gebracht, und dort von seinen Waffenbrüdern zur Erde bestattet worden. So weit

reichen unsere Nachrichten. Es ist hinlänglich, um seine Schriften zu erklären und aus ihnen erklärt zu werden.

Sprechender als Begebenheiten, die doch nicht von uns abhängen, und welche die Ferne von Zeit und Raum nur zu oft auf's trüglichste verschiebt, schließt uns den Kern bedeutender Menschen — ihre Persönlichkeit auf, von der man nicht glaube, daß sie blos Schale sei. Alle, die ihn kannten, stimmen darin überein, daß Meyern's Erscheinung auf eine ganz eigenthümliche Weise imponirte. Eine selbst im hohen Alter noch gerade, militärische, fast heroische, Haltung, zurückgeworfener Kopf, freie, ernste Stirne, scharfer, sinnender Blick, sorgloser, aber nicht, wie hie und da übertrieben wurde, cynischer Anzug, ein Gespräch voll Leben, Geist und Feuer, das stets in das innere Wesen der Gegenstände griff, und sich in originellen Wendungen gefiel, dem der erworbene Schatz des Wissens immer gleich zu Gebote stand, ein mildes und doch treffendes Urtheil, ein schlichtes, die äußerlichen Dinge mit freundlicher Nachlässigkeit abfertigendes Betragen, — alles dies, verglichen mit den Zügen seines Gesichts und den feinen, sichern, eigenthümlichen und immer gleichen seiner Handschrift, ergänzt völlig und übereinstimmend das Bild, das man sich aus dem folgerichtigen Geiste und der kühnen und knappen Darstellung seiner Werke zu erschaffen geneigt ist. Auch Lectüre und Auszüge charakterisiren den strebenden Menschen, in welchem Alles zur Bildung seines eigensten Wesens krystallisirt. Meyern las mit der Feder in der Hand. Es finden sich Auszüge aus dem merkwürdigen Buche Maximum s. Archimetria (das auch den verwandten

Herder — s. dessen Nachl. hist. Schrift S. 420 — lebhaft aussprach und den Prof. Thorild zum Verfasser hatte), — Andeutungen und Randglossen aus und zu: Klinger's Gedanken über Welt und Literatur, Arndt's und Krause's Schriften, Humboldt's, Franklin's, Turner's Reisen, Sismondi's, Smith's, Say's, Malthu's, Buchanan's staatswirthschaftlichen Werken. Französische und englische Autoren, Prachtwerke über Kunst, scheint er sehr geliebt zu haben. Dagegen deuten Skizzen der Chronologie, der Kirchengeschichte und der Geschichte des Feudalismus, englische Notizen über den Bau der Kamine, ein Firnißrecept, Einiges über Krystallformen, über Forschung der keltischen Sprache und über Forstverwaltung, auf die praktische Vielseitigkeit seiner Beschäftigungen und seines Antheils. Ehe ich das Resultat aller dieser Details aussprече, sei es mir erlaubt, auszugsweise noch zwei Schilderungen von fremder, aber zuverläßiger Hand aufzunehmen, die sehr gut zusammenstimmen, — vorher aber noch eine Bemerkung einzuschalten. Es ist ein kleinlicher Irrthum, wenn Biographen meist glauben, sie müßten, um für unparteiisch und einsichtig zu gelten, von ihrem Helden immer auch die sogenannte Schattenseite bezeichnen. Einseitig sind wir Alle — weil wir Individuen sind; und wer fähig ist, ein Individuelles rein aufzufassen — wozu nur die Liebe fähig macht — der begreift, daß es hier verneinen mußte, um dort bejahen, um schaffen zu können; daß gewisse — soll man es Mängel nennen? — zu gewissen Vorzügen unentbehrlich sind. Mag ich immerhin mit Jemanden nicht übereinstimmen! wenn er nur mit sich selbst übereinstimmt,

mit seinem löblichen Zwecke übereinstimmt, so kann er meiner Achtung gewiß sein. Soll ein großer General sich vorzüglich durch Friedensliebe auszeichnen? ein Priester oder Arzt durch Bravour? Hier sind wir bei Meyern. Sein mehr rhapsodisches als schulgerechtes (obwohl organisch verbundenes) Denken, welches gleichsam bei jedem Gegenstande von vorne anfing, und ihn sofort auf die Idee, welcher Meyern sein Leben weihte, bezog; sein eben so naives Produciren, wodurch weder ein poetisches noch ein wissenschaftliches Ganzes, sondern immer nur Etwas zwischen Beiden zu Stande kam; seine, vielleicht zu weit getriebene Verachtung des Luxus und der feinern Sinnlichkeit, die, so wie die Mode, Producte einer halben und Ressorts zu einer völligen Cultur sind; sein gewiß zu weit getriebener Enthusiasmus für den Krieg, als ein negativ Gutes; seine manchmal fast komische, sich unnöthig erhitzende, Polemik gegen das Weibliche, — alle diese Knoten können aus dem Ganzen seines Wesens und seiner Zeit vollkommen gelöst werden.

Die erste der erwähnten Schilderungen rührt von dem Mittheiler der unten folgenden Briefe aus Ungarn her. Er lernte Meyern im Jahre 1803 in Wien kennen. „Stets" — sagt er — „mit gelassenem Blicke über die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens hingleitend, sich selbst in seltener Anspruchslosigkeit der Letzte, überkam Meyern ein schöner, männlicher Eifer, wenn es seinem Volke galt. Mit breiter, offener Brust, die er auch an den englischen Matrosen, denen er überhaupt gewogen war, vorzüglich lobte, stand er da, ein mittlerer Vierziger, wie der kühnste Jüng-

ling. Mit durchdringendem Scharfblick für politische und militärische Konjunkturen begabt, der so manchen schlimmen Ausgang herannahen sah, und ihn nicht abwenden konnte, hatte seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft Etwas vom Geschicke der Kassandra. In seinen Bedürfnissen höchst beschränkt, begnügte er sich meist mit Einem Gericht, am liebsten von Reis, und einem Trunk Wasser. Es war bei solchen Eigenheiten begreiflich, daß, als er, nach langem Widerstreben, mit dem Sohne des berühmten Arztes Stoll, eine Reise unternahm, beide nicht länger als bis Salzburg bei einander aushielten." — Die zweite Schilderung rührt aus späterer Zeit (im Jahr 1811) von einem Offizier her, der sie dem oft besprochenen Grafen v. Schlaberndorf sandte. Dieser letztere und Meyern lernten sich nachher in Paris kennen, ohne sich besonders anzuziehen. „Ich machte" — schrieb der Offizier — „Meyern's Bekanntschaft vorigen Winter in Prag; und es traf sich, daß er einige Monate lang mit mir dasselbe Zimmer bewohnte. Von seinen frühern Verhältnissen habe ich nur wenig, durch ihn selbst beinahe nichts erfahren, weil seine Persönlichkeit überall hinter die Sachen zurücktrat. Dazu stimmte auch sein äußeres Leben, das, nach Selbstwahl, in jeder Art enthaltsam, streng und hart ist; er bedarf wenig Schlafes, geringer Kost; seine Kleidung zeigt, daß er ihrer zu keinem Scheine braucht. Beschwerden, Arbeiten und Gefahren scheut er nicht und ist vertraut damit. Durch ihn hätte ich auch nie etwas von seinem Buche „Dya-Na-Sore" erfahren; er betrachtete sich davon wie abgelöst, und wurde verdrießlich, wenn die Rede darauf kam. Seine

strenge Rechtschaffenheit, seine thätige Menschenfreundlichkeit, seine Kenntnisse und Talente, sein Schweigen, wo Reden unnütz gewesen wäre, seine Anspruchlosigkeit gerade in den Dingen, wodurch Menschen gewöhnlich am meisten beleidigt werden, haben ihn seit langer Zeit den Großen angenehm gemacht. Ich kann nicht sagen, mit welcher innern Freude ich ihm zuhörte, wenn er Abends mir von seinen weiten Reisen erzählte! Die Kriegskunst versteht er in allen ihren Zweigen. Was den Staat angeht, Gesellschaft, Landwirthschaft, Handel, Finanzen, Alles hat er mit tiefem Sinne durchdacht. Meist in katholischer Umgebung, ist er strenger Protestant. Welche Tugend gehört dazu, um in einem Leben, das in vergeblichem Wissen und Bemühen sich hinschleppt, doch wieder thätig und freudig einzugreifen, so oft nur der geringste Keim des Bessern sich leise regt! Was wir sehen, sind gerettete Trümmer; von ihnen haben wir auf das mögliche Ganze zu schließen. Die Geschichte rauscht vorüber im Sturme, und die Nachwelt erfährt nicht, welches Licht im Verborgenen diese Zeit durchleuchtete." — Wir hoffen, daß unser Vaterland diese Klage nicht verdienen wird, und legen ihm das Andenken an einen seiner besten Söhne in diesen Blättern an's Herz.

Hier scheint der Ort, auch noch der unausgeführten Entwürfe zu gedenken, die sein Nachlaß uns aufbewahrt hat. Was die Correspondenz betrifft, so bestätigt sich aus ihr der erwähnte Verkehr mit hochgestellten und einflußreichen Personen. Die Briefe an ihn bieten aber für die Oeffentlichkeit kein nützliches Interesse. Man ist überhaupt in neuester Zeit in Mittheilung solcher Dokumente offenbar

zu weit gegangen; es entsteht der Verdacht, daß man mehr der Neugierde, als dem Verständnisse, dienen wolle, — und wir wollen diesen Verdacht nicht auf uns laden. Von Schriftstellern, die an Meyern schrieben, ist der einzige Matthisson zu nennen. Auch sein Brief ist persönlich; er handelt von einer silbernen Schnalle, die Meyern im Gasthofe verlor. Nun zu Meyern's Entwürfen. Der ausgeführteste, welcher im Zusammenhange mit den großen staatsökonomischen Arbeiten aufzufassen wäre, ist überschrieben: „Summe meiner Ansichten über die mehrfach zusammenwirkenden Ursachen des Creditverfalls." Er ist aphoristisch, sehr tiefgehend, und entwickelt den Begriff „Geld", die Folgen der schwankenden Giltigkeit dieses Mittels, die Grundlagen des Credits, die Wege ihm aufzuhelfen, ein in sich geschlossenes Brouillon zu einem Creditsysteme fester Selbstständigkeit. Die Frage: „ob denn Papier nicht — außer allem Vergleich mit Metallgeld, wodurch es von Abwerth zu Abwerth sank, — durch sich selbst, im Vereine mit andern Werthen, zu einer Gewährleistung seiner selbst gelangen könne? bildet den Ausgangspunkt zu detaillirt durchgeführten Vorschlägen, wobei freilich zuletzt auch ein moralischer Faktor mit in den Calcül gezogen werden muß. Dieser Aufsatz war, wie es scheint, vom Verfasser selbst für den Druck bestimmt; denn auf einer Art von Umschlag finden sich, von Meyern's Hand, die Worte:

„Diese Aphorismen sind entstanden lange, ehe man deren wirkliche Erfüllung hoffen konnte.

„Als einzelne Bruchstücke eines größern Ganzen wage ich sie jetzt nur in so weit vorzulegen, als sie erweisen,

daß dieselben Ideen schon von Mehreren besprochen und erwogen worden sind, und in wie ferne der, welcher so denkt, vielleicht noch nützlich werden kann, gegen manche zu erwartende Irrung der öffentlichen Meinung oder der einzelnen Absicht, welche der Ausführung eines so wohlthätigen Planes noch entgegenwirken dürften.

„Jedes Staatsunternehmen, vorzüglich in Geldsachen, gründet sich außer der Redlichkeit und dem Scharfblick der Regierung, auch noch zuvörderst . . . auf die Fähigkeit der Nation dieses Innere der Regierung anzuerkennen . . . und den redlichen und verständigen Sinn Aller, sich selbst unter einander zu vertrauen und der wahren Fortdauer des Ganzen einen Rang über jeden einzelnen Vortheil einzugestehen.

„Nur wo alle diese Dinge vereint sind, kann eine wahre und große Wirksamkeit entstehen.

„Es wird daher eine fortgesetzte, stufenweise Einwirkung auf den Geist der Nation nie unnütz sein bei den vielfachen Stufen von Erkenntnißfähigkeit und vereinzelten Ansichten, welche sich in ihr mit jeder öffentlichen Anstalt durchkreuzen. Bei dem Kampfe einer Festhaltung der alten Nominalpreise gegen den neuen Realwerth; weil vor Allem und schwer zu vermeiden ist, daß wir nicht plötzlich aus dem wohlfeilsten Lande zum theuersten werden.

„Endlich damit so manche Vortheile, welche aus dem Abwerth der Papiere sich entwickeln, nicht verloren gehen."

Daß hier nicht der Ort ist, diesen Entwurf in seiner ganzen Ausdehnung mitzutheilen, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen. — Ein zweiter Entwurf war der zu einer

„Geschichte des Jahres 1797.“ Zu diesem, dessen Nichtausführung oder Verlust wohl am meisten zu bedauern ist, findet sich ein Vorbericht, mit der Aufschrift: „Gesichtspunkt der Bearbeitung.“ Dieses Vorwort scheint mir zu anziehend, um es unsern Lesern vorzuenthalten. Hier ist es.

„Actenstücke waren meine Quellen *). Sicherstellung der Thatsachen war mein erster Zweck.

„Den Geist, aus welchem, was geschah, geschehen mußte, wünschte ich durchscheinen zu lassen.

„Aktenstücke sind Werke der Nothwendigkeit; sie tragen die Beschränkung, unter welchen die Form der Geschäfte, die Erfordernisse des Tages sie veranlassen. Sie sind Ausflüsse der Individualität, welche in ihnen nach ihren Absichten sich ausspricht. . . . Verständigungen, Rechtfertigungen ꝛc. entstanden, wie der Augenblick für den Augenblick sie fordert. Aber eben dadurch sind sie auch keine, auf reinhistorisches Erforderniß, auf einer entfernten Zeit historische Fragen — in ihrer Entstehung berechneten Stücke.

„Starr und abgerissen stehen sie meist. Sie verknüpfen sich selten; sie erklären sich selten; sie lassen sich aufnehmen in ein Ganzes; aber sie führen auf keines; sie sind mehr an sich; aber darum führen sie nicht auf Wahrheit der Verkettung, noch zum Innersten der Ergebnisse. Sie fordern eine kritische Erwägung. Aber eine

*) Denn auch die gedruckten Werke der Zeit kann ich für nichts Anderes nehmen.

solche Erwägung fordert den Standpunkt entscheidender Uebersicht: oder sie kann nur die Lücken, welche sie bemerkt, andeuten, und sich selbst bescheiden, daß sie Stückwerk liefere.

„Sind es vollends nur die Gesellschafts-Acten des einen Theiles, so zeigen sie meistens nur zufällig die zweite, wichtige Hälfte des historischen Stoffes . . . die Schritte und Beschaffenheit des Feindes, des Landes, der allgemeinen Lage der Dinge.

„Darum wählte ich den Weg, welcher künftige Aufklärung am leichtesten in sich aufnimmt . . . um „Jeden, so viel möglich, durch sich selbst sprechen zu lassen", auch darum,

a) „weil dabei am angemessensten, viele kleine Momente sich erhalten, welche in eine Erzählung kaum zu fassen sind; welche kaum hervortreten; welche unmerklich, ohne daß man ihre einzelne Wirkung bestimmen kann, und doch so mächtig in die Ferne wirken.

b) „Weil, indem Jeder selbst spricht, seine eigenthümliche Sehart, sein Charakter, die Eindrücke seiner Lage auf ihn . . . Dinge, welche in der Wirklichkeit so viel entscheiden — anschaulicher als in der Erzählung bestehen.

c) „Weil das Gute oder das Hinderliche der Geschäftsführung, die Form der Verhältnisse, dabei am sprechendsten aufbewahrt wird.

d) „Endlich, weil die, auf diesem Wege um so sichtbarere Lückenhaftigkeit der Akten ein Anlaß werden kann . . . nachzudenken über eine verbesserte Grundlage der Quellen für künftige Feldzüge; in welchen mit bestimmter Rücksicht

auf Geschichte und Belehrung, aus unmittelbarer Ansicht und frischem Gedächtnisse,

Ereignisse nach ihrem Zusammenhang und innern Antrieben,

Gegenden nach gegenwärtiger Anschauung,

jede Sache, wie sie übereinkommend oder verfehlend, zu rechtem oder unrechtem Zeitpunkt geschah, und was von ferneher darauf einwirkte — von sorgfältiger Hand verzeichnet würden.

„Es fordert aber eine solche Verzeichnung noch keine historische Kunst, sondern nur historische Methodik und historischen Sinn, einen stets herrschenden Hinblick auf das entscheidend Historische vorzüglich des militärischen und des materiellen Stoffes der Geschichte, nämlich des Ortes und der Ortsbeschaffenheit, Lage und Gegenstände, welche den Bewegungen zu- oder entgegenstanden.

„Der Witterung und der Wege;

„Der Zeit und der Zeitdetails; weil auch Stunden für die Beurtheilung eines Vorganges entscheidend werden können.

„Der Beschaffenheit der Truppen, eigne und feindliche Truppenzahl und stetiges Ganzes ihrer Vertheilungen, ihrer Verstärkungen; nach den Verhältnissen des Landes und der Unternehmungen; der Verpflegung und innern Erhaltungsanstalten beider Theile;

„Der aus frühern Vorfällen herabströmenden Anlässe der jetzigen;

„So wie der in den Ansichten, Meinungen, Theoremen ꝛc. der Anführer und ihrer Rathgeber vorbereiteten

oder auf die hervorgebrachten organischen Verfassungen, Einrichtungen, Fertigkeiten und Bildungsweisen der beiden Heere gegründeten Form und Anwendung der Unternehmungen.

„Genaue und sorgfältig gesicherte, militärisch wissenschaftlich erhobene Angaben der eigenen, wie der feindlichen Stellungen und Bewegungen, als: wissenschaftlich erhellenden Gegensatz, um Glück und Unglück, Weisheit oder Nichtweisheit der eigenen und feindlichen Unternehmungen ermessen zu können.

„Es ist aber nur die ächte Wahrheit belehrend, d. h. die richtige Entwicklung jeder Sache nach den Elementen ihres Geschehens, und die feste Unabhängigkeit der Strenge auch gegen eigene Fehler.

„Für den so wichtigen Theil der feindlichen Bewegungen beschränkten sich meine Quellen auf

den Moniteur.

Campagnes de Buonaparte.

Desjardins Campagnes des Français en Italie.

Campagnes des Gaulois en Italie.

Vies des Generaux.

La Trille Considerations.

Posselt's Annalen und Taschenbuch.

Politische Journale.

„Alle enthalten beinahe nur „Worte zu jener Zeit handelnder Personen", etwas geordneter oder lockerer zusammengestellt. Auch die in den gedruckten Schriften vorfindlichen Berichte feindlicher Generale sehe ich bis jetzt nur als individuelle Actenstücke an, von denen auch das

Eingangs Gesagte gilt. Geschichtlich vollständigen Stoff jener Zeiten gibt es noch von keiner Seite. Nur wenn einst Viele, was sie gesehen und beobachtet haben, mit freier Ruhe eröffnen — wenn sie sich aufgefordert dazu sehen durch die Verhältnisse — wenn die Parteien und Ursachen der Verhüllungen wegfallen — wird ein Ganzes möglich werden.

„Ich kann alle diese genannten Werke im Grunde nur für ein Werk erklären, da sie alle nur Abschriften ein und derselben Quelle — der Berichte des Moniteurs — enthalten. Einseitige Ausflüsse des Zeitgeistes, das Treiben einer Nation, die nur sich betrachtete und nur sich selbst erheben wollte: die Stimme derer, die da glänzen oder Absichten erreichen, oder ihre Macht befestigen wollten, oder ihrer Anbeter, welche in fremdem Schimmer ihren eigenen suchten, sind eine sehr trübe, schwache Quelle der Geschichte.

„Nirgends tritt richtige Bezeichnung ihrer Feinde, historische Tendenz oder wissenschaftliche Absicht mit ein. Was Jomini, als Lehrender, sagt — ist nur allgemein oder zur Hervorhebung eines Theoremes gesprochen, nicht geschichtliches Entwickeln.

„Noch sind die Stoffe der Zeit nicht reif, nicht reich, nicht treu und nicht umfassend für ihre Geschichte. Die stille Wahrheit findet noch keinen Schutz. Die Werke der Wenigen, welche für eine ernstere Belehrung der Nachwelt sorgen, liegen verschlossen. Noch sprechen nur die Parteien, der Ton derer, welche Alles nach ihrem Gebrauche stempeln, oder welche dienen und gewinnen

wollen. Noch ist Alles viel zu sehr Stoff der Individualität und der Lebenden, nicht freigewordener, allgemeiner Stoff der Menschheit, entbunden von der Polarität vereinzelter Beziehung.

„Vor Allem aber hindern zwei Dinge, wie zu jeder Zeit, so vorzüglich in unserer, das wahre, ruhige, belehrende Hervortreten der Ergebnisse.

„Erstens sind die, welche die Dinge hervorbringen, selten geeignet oder auf dem Standpunkte historischen Sinnes; noch ist der Ton der Geschäfte dafür gestimmt. Jedes Handeln versenkt in die Gegenwart. Ihre Berichte sagen also nur mit wenigen Umrissen, was sie erreichten oder erreichen wollten, oder was für die, welche selbst im Gang der Geschäfte leben, hinreichend ist, ein Motiv ihres eigenen Mitwirkens vor Augen zu haben: nicht aber für Andere.

„Zweitens: die Macht und der Geist des Volkes, welches jetzt vom größten Einfluß ist: dessen Charakter nie und jetzt am wenigsten einem edlern historischen Sinne sich verwandt erzeigte, weil das Glück den, der in glänzenderem Erfolge sich selbst nur schmeichelt, durch Trotz und Hoffart von jedem Streben nach Wahrheit zurückzieht, die aber, welche unglücklich werden, ihren noch frischen Gram in Schweigen verhüllen. Nur wenn die ersten Eindrücke vorüber sind, wenn die Gegenwart in eine entferntere Zeit sich verwandelt, werden die, welche wahrhaft sich belehren wollen, oder welche das Unglück dazu zwingt, ernsthafter in den Ereignissen nach deren Ursachen forschen, oder die, welche frei beobachteten, den Zeitpunkt finden, wo ihre Bemerkungen sich mittheilen lassen.

„Nach den Materialien, welche mir offen standen, fixire ich den Standpunkt meiner Arbeit durch den Namen einer Chronik.

„Liegt auch auf diesem Namen eine Art Geringhaltung; so glaube ich doch, daß eine, mit historischem Streben geschriebene Chronik die brauchbarste Form für die Erweckung historischer Ansicht sei; denn die Zeitfolge allein zieht schon von Ursache auf Wirkung — eine bestimmt ersichtliche Bahn.

„Die schlichte Darlegung der Thatsachen, wobei weder die Eitelkeit, durch Stellung, Zeichnung und Farbe zu glänzen, noch die Beschäftigung eigner absichtlicher Wendungen, oder die nach eignem Meinen geordneten Verhältnisse ihr Spiel suchen, verbreitet eine ruhige, durchsichtige Helle über das Ganze, in welcher jeder Leser sich wohl befindet.

„Auch die Schwächen, die Unarten des Verfassers erscheinen in dieser einfachen Form weit warnender und klarer, als unter blendenderm, künstlicherm Anstrich.

„Also habe ich der Gestalt einer Chronik mich näher zu halten gesucht.

„Sehr militärisch belehrend konnte meine Erzählung nie werden. Es fehlen die Stoffe. Nur was Unternehmungen begründet und Erfolge entscheidet, macht, wenn es darzulegen ist, die Erzählung belehrend.

„Weniger entschied in diesem Feldzuge die militärische Kunst, als das Langversäumte, das matt Schleichende, das Verworrene der Anstalten; ich habe überall den Blick darauf zu richten gesucht: wie viel bedeutender der admini-

strative Organismus auf die Erfolge wirkte, als irgend etwas Anderes. Der Feldzug ward mehr verloren durch die, welche die Armeen aufstellten und sammelten, als die, welche sie anführten. Vieles entschied der Ton und die Stimmung der Gemüther. So umständlich auch die Actenstücke über den Tag bei Viroli sind: wer kann sich darum das plötzliche Nachlassen aller Springfedern erklären!?

„Kriegerische Ereignisse aber werden nur vollständig ermessen durch den Vergleich der physischen nnd moralischen Kräfte, der Oertlichkeiten und der Beweglichkeit, der Umstände und der Gesinnungen, der militärischen Formen und des militärischen Wissens rc., welche beiden Theilen zu Gebot standen. Aber in dem Vergleiche des Geistes, mit welchem Regierungen und ihre Heerführer dieses Alles in frühern Anordnungen der nationellen Hilfsquellen vorzubereiten, für jetzige Erfordernisse zu benutzen wußten, in dem Vergleiche des Einflusses, mit welchem Glück oder Unglück auf die Meinung, auf das Vertrauen, auf die innere technische oder geistige Haltung der Heere wirkte — liegt der höhere, entscheidendere Stoff der Geschichte.

„Keine Gegenwart kann verstanden werden ohne das Licht, welches die Vergangenheit auf sie wirft. Keine jetzige Periode kann historisch betrachtet werden, ohne eine genaue Umfassung der beherrschenden Zeit. Gleich jeder andern Geschichte beruht die Kriegsgeschichte — für jede tiefere Durchschauung, und also auch jede tiefere Darstellung — auf zwei Elementen: a) Vergangenheit und b) Gegenwart.

a) „Vergangenheit nenne ich das, was eine

Regierung seit Jahren zu sein wußte und ihr Volk wer den ließ: das, was also an Kraft der Gesinnungen, der Veranstaltungen, der Vorbereitungen und des Wissens seit Jahrhunderten sich sammelte . . . die frühern Ursachen der jetzigen Wirkungen, der alte angestammte Geist, der Keim und der Charakter eines Staates: Maximen und Illusionen, welche die Meinung des Regenten von seinem Volke, des Volkes von seinem Regenten 2c. entscheiden.

„Jeder Krieg ist, seinem größten Theile nach, der Erfolg eines lange vorher bestandenen Zustandes, der Probetag der Völker vor den Augen der Zeit: ein Weltgericht über die seit Jahren mit mehrerer oder minderer Weisheit gesammelten Elemente wahrhafter Kraft.

b) „Gegenwart nenne ich . . . die Summe aus der Vergangenheit gesammelter Kräfte, die Masse seit Langem her bestehender Anstalten, die Art ihrer Anwendung, welche aus dem Geiste des jetzigen Geschlechtes ihre Bewegung, ihre Haltung, ihre Bahn zum wirklichen Gebrauch der jetzigen Erfordernisse empfängt, welche die Begebenheiten veranlaßt, die aus dem Kampfe mit dem Geiste eines Gegners hervorgehen mußten.

Um zu noch wahrern Ergebnissen zu gelangen, muß dies alles endlich übertragen werden auf den Charakter, auf die Verhältnisse des Heerführers in dem dreifachen Kampfe seines Amtes.

Gegen den Feind; gegen den Charakter der feindlichen Heere und Führer.

Gegen die Beschaffenheit oder das Mangelhafte seiner eigenen Werkzeuge.

Gegen den Geist derer, welchen die oberste Macht über seine Unternehmungen, oder die Vorbereitung seiner Werkzeuge, seiner Bedürfnisse ꝛc. zusteht.

Etwas Unmeßbares aber bleibt immer .... das Genie — die Gewalt einer Begeisterung ... das menschlich Unvorsehbare eines plötzlichen Ereignisses.

Auf dieser steten Nebeneinanderstellung beider Staaten, beider Heere, beider Heerführer, und der Reize, welche alte Eigenschaften höher beleben oder neue entwickeln, beruht das wahrhaft Belehrende der Geschichte ... d. h. die Erleuchtung der Ursachen des verschiedenen Erfolges beider Theile; die Erleuchtung der Kräfte, durch welche das Wissen in seiner Wirkung bedingt, das Talent entbunden oder beschränkt wird: und was als Maxime der Verbesserung sich daraus ergibt. Denn zum Bessern, d. h. zur Erkenntniß des Gebrechenden — führen soll doch jede Geschichte.

Ohne diesen ihren geistigen Stoff gibt es meines Erachtens keine durchgreifend umfassende, also wahrhaft belehrende Kriegsgeschichte. Darum sind aber auch die meisten so unbefriedigend, und können es auch nicht anders sein, weil sie in sich selbst nur auf Trümmern beruhen; weil die Wahrheit so häufig verhüllt und die vorüber fliegende Wirklichkeit von so Wenigen richtig ergriffen, dem Geschichtschreiber zu umfassender Richtigkeit aufbewahrt wird; weil im unendlichen Stoffe der Zeit das Meiste in seinem Entstehen schon dem Auge sich entzieht; weil die Meisten aus Technik und Berechnungen allein erklären wollen, was nur durch menschliche Stimmung möglich

ward und ohne den Geist der Zeiten und Regierungen sich nicht verstehen läßt. So lange wir für diesen Theil nicht reinere Stoffe und Quellen anzuwenden haben, so lange man sie nicht vorbereitet, sie verweigert oder nicht herbeiführt: werden alle Kriegsgeschichten, auch noch so wissenschaftlich gedacht, dennoch nur halb belehrend, ein nie in sich selbst geschlossenes Ganze sein.

Da ich nur eine vollkommene Darstellung, nicht bloß dessen, Was — sondern Wie es geschah (d. h. das vollständige Ganze einer Periode von Ereignissen, nach dem vollen Umfange all ihrer erkennbaren, weit oder nahe zusammenwirkenden, innersten Ursachen entwickelt), für Geschichte halte: da ich dafür keine Stoffe fand, und mir kein, das Ganze bis in seine innersten Elemente verfolgendes Urtheil beimesse: so habe ich meine Arbeit nur unter dem Gesichtspunkt einer Chronik vollbracht und stelle sie nur auf diese Linie."

So weit Meyern's Vorwort.

Zuletzt muß ich noch eines einzelnen, abgerissenen Blattes erwähnen, welches ein, freilich ganz kleines und ungenießbares Bruchstück einer Erzählung enthält, die in der Epoche Konradin's von Hohenstaufen gehandelt zu haben scheint. Ich halte es für eigene Conception, weil der zu charakteristische, aus „Dya-Na-Sore" bekannte Styl in den Landschaftsschilderungen auffällt. Es würde nur zum Belege dienen, daß Meyern doch auch den Umgang der Muse nicht ganz verschwor.

So viel von Meyern's Geschichte, Charakter, Erscheinung, Entwürfen. Ueber seine Stellung zur Literatur,

über seinen Werth als Schriftsteller weitläufig zu verhandeln, scheint mir überflüssig. Ich habe mich im Vorworte zu der neuesten Auflage von „Dya-Na-Sore" (I. S. III u. f.) darüber ausgesprochen, und will mich nicht wiederholen. Seine ältere Schrift ist bekannt; das Vaterland hat darüber geurtheilt. Die hinterlassenen liegen vor; es wird sie beurtheilen. Ueberhaupt will Meyern's Wort nicht als ein geschriebenes, sondern als ein gesprochenes aufgenommen und gerichtet sein. Und diese Ansicht von dem geistigen Verkehr durch die Presse, in so fern sich das Wort um Denken und Handeln bewegt, wird, wenn ich nicht irre, mit der fortschreitenden Zeit, sich immer klarer und allgemeiner herausstellen. Denn alles Schreiben, die dichterische Production ausgenommen (und selbst diese sollte eigentlich gesungen, erzählt oder gespielt werden!), ist eigentlich Gespräch, — lehrendes oder wechselseitiges. Möchten Schreibende wie Lesende dies bedenken!

Nun zum Schlusse das Hauptergebniß in größeren Contouren: Meyern war, — was man von so wenigen unserer Landes- und Zeitgenossen sagen kann, und was so viel sagen will — ein Selbstdenker. Er geht frisch, wie ein kräftiger Sohn der Natur, an die ewigen Probleme, welche die Geschichte, wie die Gesellschaft, durch ihre wachsenden Verwicklungen nur noch mehr verdunkelt hat; die Bildung, die er sich angeeignet, liefert ihm Waffen; aber ihr schweres Rüstzeug hindert ihn nicht im Kampfe; er verliert nicht, wie es ganze Nationen und Epochen gethan haben, über den Mitteln den Zweck aus den Augen; und wir, die wir ihn lesen, fühlen uns mehr



len; denn sie sprechen im Grunde mehr zum
zum Gedanken; und ich möchte in diesem Si
kung, die sie hervorbringen, eine erbauliche
bauen Kraft, Erkenntniß und Schönheit in un
licher als Montaigne, tiefer als Labru
tischer als Jacobi, schärfer und bestimmter a
hat er Etwas von allen diesen, und Etwas d
nicht, was Meyern sagt, es ist der Geist
er es sagt, was seinen Worten ihren Werth v
ser Geist spricht sich denn auch in der Dars
und wenn irgendwo, so gilt es von ihm: Le
l'homme. Die hingeworfene, abgebrochene Kü
nen Worterfindungen und Combinationen sind
es flüchtig erscheinen mag, skizzenhafte Eile,
wie einst Wieland's hingegossene Verse -
des sorgfältigsten Kürzens und Feilens. Ein
Sorglichkeit ist der Aufsatz „Stammfolge der

müßige Sehnsucht genährten Weichlichkeit, sondern kernhafte Früchte des sittlichen Charakters. Auf ihn, als dasjenige, wodurch alles Andere bedingt und bewerthet wird, dringt er überall; und wenn ein großer Dichter, als er von uns schied, in unserer neuen Literatur das Männliche vermißte, so können wir diese Lücke nicht besser ausfüllen, als durch Meyern, der dies Element vollkommen — Viele werden sagen: bis zum Uebermaße — repräsentirt. Seine Schriften sind von einem kundigen Beurtheiler treffend „geistige Thaten" genannt worden, und so möchte ich ihn als einen „Krieger unter den Schriftstellern" bezeichnen. Er rang mit Fichte, Pestalozzi und andern deutschen Männern einer schönern Epoche um die Palme intellectuellen Heldenthums. Das Vaterland ehrt ihre Gräber. Ihr Ringen war nicht vergebens; denn eine unberechenbare Wirkung im Reiche der Geister geht von jedem, auch dem stillsten, menschlichen Dasein aus. Warum erkennen wir die Besten so selten im Leben? „Wie Wenige wagen es, einen Andern zu verstehen; wie Wenige wagen es, sich verstehen zu machen! Wir gehen aus der Welt, ohne uns zu fassen; der schönste Theil unseres Daseins: das Anerkennen edlerer Menschheit, die freie Gerechtigkeit offener Gemüther, die Kunst, sich jeden Menschen als ein Ganzes zu denken, wird so furchtsam geübt. Nur stückweise sehen wir uns, und nur im Tode, wie in einem trüben, stillen Spiegel, wagen wir einen Blick auf die reine Lichtgestalt des Entflohenen. — Laßt dies meine Grabschrift werden." (Dya-Na-Sore: V. 296. 234.)

Wir aber wollen sie, indem wir sie setzen, als ein

Wort des Lebens aufnehmen, und die ernste Betrachtung soll uns Muth und Stärke zu frischem Wirken, — Glauben an eine Ewigkeit geben!

Die Kunstvereine.

Jetzt, wo man sich zu Allem associirt, wo der Einzelne sich nur dadurch verzinst, daß er sich der Totalsumme des Ganzen zulegt, wo durch die Uebung, zu den verschiedensten Zwecken Vereine zu bilden, das Vereinwesen in sich selbst ausgebildet worden ist, und dadurch auf die schon bestandenen Vereine ein neues Licht fördernd zurückstrahlt, — mag es denn auch an der Zeit sein, die Frage von den Kunstvereinen wieder einmal aufzunehmen. Nicht sie allseitig zu beantworten, kann hier unsere Aufgabe sein; ich setze Leser voraus, welche die bisherigen Antworten gehört haben, und begnüge mich, ohne alle concrete Anwendung, allgemeine, abgerissene, — wenn man will, einseitige — Andeutungen zu geben; mag man sie nun zur Antwort oder zur weitern Frage zählen. Wäre doch Jeder, der ein Ganzes zu integriren denkt, ehrlich bemüht, nur Eine Seite desselben ganz und deutlich zu sehen!

Was wollen Kunstvereine? oder eigentlicher: was sollen sie wollen? Den Künstler bilden? gewiß nicht. Den Künstler bilden drei Dinge: die Schule, die ihm die Grundbedingung aller Kunst, das Handwerk, überliefert, — das Leben, das ihm Stoff, Anregung und einen Raum des Wirkens gewährt, — und der eigene Genius (denn

ich sprach vom Künstler, — und wer es nicht ist, wird es ewig nicht!), der mit jenen Beiden gebahrt, und Etwas schafft, das nicht gegeben werden kann. Diese Bedingungen ersetzt kein Kunstverein. Er ist zu weit, um eine Schule, — zu eng, um ein Leben zu vertreten, — und den eigenen Genius — wer verträte den? Der Verein kann höchstens geistig auf den Künstler zurück wirken, indem er sein Bestreben an dem Bedürfen und Erkennen seiner Zeit reetificirt, kann ihm materiell nützen, indem durch vermehrten Absatz seiner Werke seine Thätigkeit unbedingt vermehrt wird. Ist er dadurch wahrhaft gefördert? Dem Künstler also nutzen Vereine nur secundär. Freilich ist auch diese secundäre Wirkung wichtig, und wir wollen später auf sie zurückkommen. Aber wem sollen sie denn eigentlich und vor Allem nützen? Ich sage: der Kunst. Der Kunst? das ist sehr abstract. Kann man sich eine Kunst ohne Künstler denken? nein, aber sehr gut sogenannte Künstler ohne Kunst! Doch, ohne Scherz in einer völlig ernsthaften Sache! Einsam und abgetrennt bleibt ewig der Künstler von seiner Mitwelt, sein Streben sinkt in sich zusammen und verglimmt traurig, wenn nichts eintritt, was ihn und die Welt, in einem gemeinsamen Bedürfnisse, vermittelt. Zwischen ihnen wird diese Vermittlung nie zu Stande kommen, oder doch nie Segen bringen; denn erniedrigt sich der Künstler dahin, seiner Welt und Zeit zu schmeicheln, so ist Er und mit ihm — ohne es zu ahnen — auch sie ruinirt. Mit der Sehnsucht nach dem Bessern ist das Gute für immer vernichtet. Ueber ihnen jedoch gibt es eine Vermittlung: die Kunst. Wenn sie Beide dahin ge-

leitet werden können, zu ihr hinaufzuseh'n, so wird dort ihre Ausübung, hier ihre Anerkennung möglich werden. Und diese Versöhnung, zum Frommen Beider, des Künstlers und des Publikums, im Leben zu vermitteln, — das scheint mir die schöne, die erreichbare Aufgabe der Kunstvereine; deßhalb ihre Aufgabe, weil sie von Einzelnen durchaus nicht zu lösen ist. Diese Vereine hätten also das herrliche Prärogativ, die Kunst selbst zu repräsentiren, — durch Bewahrung ihres Palladiums auch den Sinn für sie, bei Schaffenden und Genießenden, zu wecken, (ältere, bezopfte Zeiten hießen's „Geschmack," neuere haben mit dem Worte auch die Sache verworfen); laßt sehen, wie sie dieser Mission würdig sein können!

Für's Erste müssen sie an dem Alpha und Omega festhalten und kein Haar breit davon weichen: Die Kunst hat ihren Zweck in sich, und nicht außer sich; eben der Zweck der Kunst aber, und kein anderer, ist und bleibe auch der Zweck der Vereine. Jede äußere Rücksicht, und wäre es eine höhere, als die Kunst selbst, hindert diese an ihrer Vollendung in sich selbst. Ich sage nur, was schon oft gesagt worden ist, und was, obwohl es nie gesagt zu werden nöthig sein sollte, doch nie genug gesagt werden kann: Wer die Kunst kennen, üben und fördern will, muß sie um ihrer selbst willen kennen, üben und fördern lernen, oder sie bleibt ihm ewig stumm und todt. Religion, Moral und Staat können nur mittelbar aus der Kunst gewinnen, in so ferne sie nämlich überhaupt den Menschen bildet, erhebt, verschönert. Emollit mores, nec sinit esse feros. Wenden wir das auf die Gegenstände

dieses Aufsatzes an, so tritt uns gleich das wichtige Ergebniß entgegen: Es gibt keine patriotische Kunst, — es gibt nur vaterländische Künstler. Diese Letzteren können bei einem vaterländischen Vereine im Auge behalten werden, ohne das Phantom der erstern verkörpern zu wollen. Man weckt ihren Kunstsinn, indem man ihn, die Fesseln der Oertlichkeit und Gegenwart abstreifend, in's Weite und Große, in's menschlich Allgemeine führt. Das heißt nicht den vaterländischen Künstler fördern, wenn man ihn und seine Sphäre vor dem Fremden bevorzugt, sondern wenn man ihn, an dem Großen der Vergangenheit, über die Enge seines bisherigen Gesichtskreises erhebt. Man fördert ihn nicht, und noch weniger die Kunst, wenn man ihm durch Ankauf seine Thätigkeit überhaupt erleichtert, sondern wenn man ihn veranlaßt, das Vortreffliche, es komme, von wo es wolle, zum Muster zu nehmen und auch etwas Gutes hervorzubringen, welches dann erkannt und unterstützt werden soll. Es kommt nicht darauf an, daß man wie ein thörichter Verschwender eine Menge, die sich herandrängt, für Nichtigkeiten belohne, sondern daß man wie Papst Julius II. ein Auge habe, einen — Raphael zu erkennen. Das Publikum aber wird nicht gefördert, indem man ihm schmeichelt und es mit Modekram sättig't, sondern indem man es achtet, ihm Sinn für das Schöne zutraut, und dadurch diesen Sinn, auch wenn er nicht da wäre, erregt, — da der an das Bessere gewöhnte Blick nicht umhin kann, sich allmählich vom Gemeinen wegzuwenden, wie es ja bei den Griechen war, und in Italien fast noch ist. Das können Vereine durch

das Hervorziehen noch unbekannter Talente, durch den Ankauf und die Ausstellung bedeutenderer Kunstversuche, und besonders durch öffentliche Besprechung derselben.

Bei der Wahl der Arbeiten wäre denn besonders auf die Kunstrichtung, auf den innern Ernst des Bestrebens, zu sehen, — und hier scheint mir ein einseitiges Wort an der Zeit. Es ist allerdings wahr, daß in der Kunst nicht das Wollen, sondern das Können entscheidet, und daß das Kleine, aber in sich Vollendete, vor dem unreifen, unzulänglichen Großseinwollenden den Vorzug verdient. Aber eben so wahr ist das Gegentheil; daß das Großgedachte, wenn auch Unfertige, dem meisterhaft ausgeführten Unbedeutenden vorzuziehen ist. Wie solche Gegensätze gleich wahr sein können? Zu verschiedenen Zeiten. Man erwäge den Gang und die Zustände der Kunst reiflich, und man wird sich nicht verhehlen können, daß der zweite Fall der unserer Zeit ist. Es ist wieder wahr, daß alle Gattungen der Kunst, von der Darstellung des Weltgerichtes bis zur leblosen Arabeske, gleichmäßig Kunst sind — oder besser: daß der vollendete Meister, der im Elemente der Kunst webt und waltet, vom Gotte zum Schnörkel herab, Alles, was er berührt, in diesem Elemente zu verklären weiß; aber es ist eben so wahr, daß es doch eben Gattungen sind, von denen die eine dieser Verklärung fähiger, die andere ferner ist, also jene höher, diese niedriger genannt werden muß. So hielt man es von jeher und wird es stets so halten müssen. — Auch Blume, Landschaft, Stillleben sind dem echten Künstler Buchstaben für die Sprache seines Geistes, wodurch er zu

dem unsern sprechen kann, — und man muß beim Kunsturtheile darauf sehen, daß er auch in ihnen sich wirklich ausspricht. Aber das Antlitz und die Gestalt des seiner Zeit- und Ortsbedingung entrückten Menschen, des Heroen, des Halbgottes, des Gottes, den nur die wahre Kunst unserem Auge faßlich machen kann, wird doch, denke ich, eine andere, eine höhere Sprache geben, als Blume, Landschaft, Stillleben und die aufgeputzte Wirklichkeit? Laßt uns daher den ungeschickten, längst getadelten Ausdruck „Historienmalerei" wegwerfen, aber jeden Versuch in der höheren Kunstsphäre, wenn er nur irgend Sinn und Anlage für das Rechte und Große zeigt, wie einen Wunderkeim begrüßen und hegen! Vereine können hier viel thun, ohne auf zufällige Begünstigungen zu warten; sie können jenen Sinn nähren, und dadurch diese Begünstigung herbeiführen. Hierzu sind, außer dem erwähnten Ankauf und der Ausstellung solcher Werke, an denen sich dann das Anschauungsvermögen der Liebhaber üben kann, besonders Aufgaben, nach Umständen Prämien, wobei der Verein Gegenstände der höbern Gattung wählt, und dann die Zuerkennung oder Nichtzuerkennung des Preises durch öffentliche Kritik motivirt, ein treffliches Mittel. Man lernt dann allmälich bemerken, worauf es bei Compositionen eigentlich ankommt, und die durch Licht-Effecte, Farbenglanz oder gar Kleiderstoffe bereits blasirte Aufmerksamkeit findet neue Nahrung.

Dasselbe, was hier von den Gattungen einer Kunst angedeutet worden, gilt denn auch von den verschiedenen Kunstzweigen, von welchen namentlich dem unbestreitbar höchsten

und edelsten, der Plastik, die zur traurigen Ironie ihrer selbst zu werden droht, wieder einiger Aufschwung sehnlichst von jedem echten Kunstfreunde gewünscht wird. Ihr könnte vielleicht außer den Kunstvereinen auch ein Verein der Künstler, wie ihn Goethe („Verein Deutscher Bildhauer." Werke. 12 z. Ausg. 44. Bd.) vorschlug, frommen. Kunstvereine müßten besonders ihre Verzweigung mit den verschiedenen Ständen der Gesellschaft benützen, um zur künstlerischen Verzierung verschiedener Localitäten, Kirchen, Palläste, Schulen, Aemter, Plätze, Vergnügungsorte, Brunnen, u. s. w. einzuladen, dadurch die Künstler zu beschäftigen und zugleich die Kunstliebhaberei und in ihrem Gefolge allmählich den Kunstsinn zu wecken und zu verbreiten. Ueber das Reisen der jüngern Künstler, welches gut dotirte Vereine gleichfalls unterstützen können, ist manches Für und Wider gesagt worden. Unter der gehörigen Anleitung, bei passender Wahl und Ueberwachung wird das Für noch immer den Vorrang behalten. Der autochthonische Dichter, der nichts liest, und der autodidaktische Mahler, der nichts sieht, werden immer bornirt bleiben, und hätten sie die Innigkeit eines Dürer.

Eine schöne Wirksamkeit der Vereine nach Innen wäre auch die Vereinigung der Künstler und der Künste. Welche Welt eröffnet sich uns in der Aussicht, daß sie Hand in Hand, von einnander lernend, einander helfend, sich verbänden, unser Dasein wie einen schönen Tempel zu bauen und zu schmücken?

Eine andere Frucht nach Außen fiele von dem unausbleiblichen Einflusse ab, den selbst Gewerbe und Ma-

nufacturen durch einen im Ganzen geläuterten Geschmack und eine im Einzelnen gesteigerte Kunstübung erfahren würden.

Die Herausgabe einer Sammlung, so wie, etwa damit in Verbindung, einer periodischen Schrift (wie z. B. die „Annales du Musée et de l'école moderne des baux-arts" in Paris) würden die Bildung des Geschmacks im Publicum und die allgemeinere der Künstler gleichmäßig befördern helfen. Die Letztere ist wichtiger als man glaubt. Stets gab Allem, was vom Menschen sich ablöste, sein Inneres das unauslöschliche Gepräge; aber jetzt vollends kann sich die Kunst nur erhalten, wenn sie die Elemente der Bildung in sich aufnimmt und zeigt, daß vollendete Cultur ihrer nicht entbehren kann.

Ich scheine hier in allzu nebelhaften Umrissen ein Utopien in die Lüfte gezeichnet zu haben. Seien es pia desideria, wie sie jetzt so vielfach zum Vorschein kommen, — und mögen sie es immerhin noch eine Weile bleiben! ohne das Ideal kein Fortschritt, ohne Vorbild kein Streben. So viel bleibt doch gewiß, daß Vereine Viel thun können, daß sie Mittel in Händen haben, und Mittel zu Mitteln, an die kein Einzelner reichen kann; diesen entschuldigt seine Begränzung, — auf sie, die im Großen und Ganzen wirken können, hie und da schon gewirkt haben, blickt der Künstler, der echte Künstler, in dieser für ihn bedrängenden Epoche des Ueberganges mit hoffendem Vertrauen!

Aber dieß Vertrauen ruht nur auf Einer Stütze, und jenes Utopien kann nur unter Einer Bedingung wirklich werden, — wenn die Vereine und die sie Leitenden sich

zu dem uralten und ewig einzigen Kredo der wahren Kunst bekennen, und ihr Bekenntniß als Grundsatz und Richtschnur laut aussprechen und festhalten. Es heißt: „Das Fundament aller Kunst ist die Natur, ihr Gipfel das Ideal (die Bedeutung); zwischen Beiden bewegt sich bildend, unentbehrlich, das technische Bestreben.

Inhalt.



